3 1761 07474907 8

EUROPAS KOLONIEN

5.

687.

Europas Kolonien.

Die Deutschen in der Südsee.

Ein Beitrag zur Geschichte deutschen Handels und deutscher Kolonisation.

Von

Dr. Hermann Roskoschny.

Mit 78 Abbildungen und 6 Karten.

Leipzig.
Greßner & Schramm.

LIBRARY
AUG 31 1966
UNIVERSITY OF TORONTO
1117728

Alle Rechte vorbehalten.

JV
2946
R6
Bd. 5
Cop. 2

Verzeichnis der Abbildungen.

	Seite
Papua von Neu-Guinea	1
Eingeborene von den Markesas-Inseln	4
Tahitier	5
Samoaner	9
Kanaken auf Neu-Kaledonien	13
Papua-Hütte in Neu-Guinea	16
Bau eines Papua Hauses	17
Idole der Papuas auf Neu-Guinea	20
Inneres eines Papua-Hauses	21
Begräbnisstätte der Papuas	25
Papua aus dem Arfakgebirge	28
Tempel bei Doreh	29
Blick auf das Owen Stanley-Gebirge	33
Missionsstation in Port Moresby	36
Papuas aus der Geelvink-Bai	37
Wasserfall am Berge Vetura	41
Waffen und Schmuck der Papuas	44
Papua von Doreh	45
Der „Tempel" in der Humboldt-Bai	49
Schmuck und Geräte der Papuas	56
Schmuck der Papuas	57
Boot von der Südostküste	61
Trommeln der Papuas	64
Rüstung aus Rohr	64
Eisenholzbaum	65
Schmuckgegenstände und Waffen der Bewohner von Neu-Guinea und der Admiralitäts-Inseln	68
Paradiesvogel	69
Das Junggesellenhaus auf Bilibili	77
Dorf in Neu-Britannien	81
Alter Eingeborener mit dem Halskragen	84
Junge Landsmännin aus Mioko	84
Fall des Unamula-Flusses	85
Kostüm des Duck Duck-Tänzers	92
Duck-Duck-Tänzer	93
Der Duck-Duck	97
Ohrring von der Spacious-Bai	104
Musikinstrument von Neu-Britannien	104
Schädelmasken aus der Blanche Bai	105
Landschaft in Byning	108
Dorf auf Duke of York	109
Masken und Götzenbilder von den Marshall-Inseln	112
Kabua, König von Jaluit	113
Kokospalme	116
Blüte der Kokospalme	117
Götzenbilder von Neu-Irland	121
Panzer der Gilbert-Insulaner	125
Garten der Firma Hernsheim & Ko. in Dschalut	132
Hütten auf einer der Gilbert-Inseln	133
Die deutschen Faktoreien in Dschalut	140, 141
Die deutschen Faktoreien in Ponape	140, 141
Ein Versammlungshaus auf Yap	145
Hafen von Yap	149
Die Tomil-Bai auf Yap	157
Das Steingeld der Karolinen-Inseln	161
Ansicht von Apia	164
Küstenansicht der Insel Manuai	165
Riesenbaum auf Upolu	169
Straße in Apia	172
Kriegskanoe der Samoaner	173
Trinkschale aus Kokosnuß	177
Fächer	177
Samoanischer Häuptling	180
Brotfruchtbaum	181
Junger samoanischer Häuptling	185
Haus auf den Tonga-Inseln	188
Samoanische Häuser	189
Tonganer	200
Tonganerin	201
Altes tonganisches Steinthor	205
Fidschi-Insulaner	209
Ratu Abel	212
Thakombau	213
Meeresbucht an der Westseite der Insel Hawaii	220
Der Lavasee im Krater Kilauea	221

Karten.

	Seite
Die deutsche Neu-Guineaküste. Von der Humboldt-Bai bis zur Dallmannstraße	52
Die deutsche Neu-Guineaküste. Von der Dallmannstraße bis zur Astrolabe-Bai	53
Orientierungsskizze der Astrolabe-Bai	73
Karte des Bismarck-Archipels	101
Ein Medo der Marshaller	129
Die Tonga-Inseln	193

Digitized by the Internet Archive
in 2011 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/europaskolonienn05rosk

Die Völker der Südsee.

Papua von Neu-Guinea.

Die Inselwelt, welche im Nordosten des australischen Kontinents den Stillen Ozean oder die Südsee bedeckt, hat im Laufe der Zeit wiederholt verschiedene Benennungen erhalten, und heute noch giebt es für dieselbe keine einheitliche, allgemein gebräuchliche Bezeichnung. Durch Malte Brun und Lesson kam der Name Ozeanien auf, der in Frankreich gebräuchlich blieb und auch in Deutschland von manchen Geographen angewendet wurde, aber man bezeichnet auch noch häufig die ganze Inselmasse mit dem Namen Polynesien, welchen der Portugiese Barros zuerst den indischen und einigen benachbarten, von Papua bewohnten Inseln beigelegt hatte, während andererseits auf Grund einer Einteilung nach ethnographischen Gesichtspunkten unter Polynesien nur ein Teil der Inselwelt verstanden wird. Die Engländer dagegen vereinen die Inseln der Südsee mit dem Australkontinent und den indischen Inseln unter dem Namen Australasien. Gegen diese Einteilung läßt sich einwenden, daß sie Inselgruppen aus einem Verbande loslöst, dem sie sowohl aus geographischen als ethnographischen Gründen untrennbar angehören, da man einerseits die indischen Inseln ebenso unbedingt zu Asien zählen muß, wie man die Zugehörigkeit der an der Westküste Amerikas zerstreuten Inseln zu Amerika nicht bestreiten kann. Wie diese Einteilung, ist jedoch auch die berechtigteste von allen, welche, von ethnographischen Gesichtspunkten aus die Inselwelt in ein Melanesien, Polynesien und Mikronesien scheidet, in allerjüngster Zeit angefochten worden, und ein gründlicher Kenner der Südseevölker, Dr. Finsch, hat sich für eine Zweiteilung in Melanesien und Polynesien ausgesprochen.

Die von Peschel [1]) und Anderen vertretene Annahme, daß die Mikronesier Mischlinge von Papuanen und Polynesiern seien, bezeichnet Dr. Finsch als einen groben Irrtum, gleichwie die Behauptung, es seien auf Hawaii noch Abkömmlinge der ersten spanischen Seefahrer vorhanden, eine leere Phrase sei. Stets — so führt er aus — erfolge ein volles Aufgehen in jene Rasse, welche das meiste Blut lieferte, und die Spuren der stattgefundenen Mischung verschwinden schon nach wenigen Generationen völlig. Nachdem er außer Panmotu und den Markesas alle Gruppen von Polynesien und Mikronesien verglichen, erscheine ihm die Rassenindentität als zweifellos. [2]) Demnach wären auf den Inseln der Südsee nur zwei Rassen zu unterscheiden: hellfarbige Menschen mit vorherrschend schlichtem schwarzen Haar, die sich als Rasse zunächst der malayischen anschließen, und dunkelfarbige Menschen mit üppigem, zu zottigen Büscheln vereinigtem, krausen Haar.

Die dunkelfarbigen Inselbewohner sind gleich den Inseln wiederholt verschieden bezeichnet worden. Weil man zwischen ihnen und den Negern eine Ähnlichkeit zu bemerken glaubte, hat man sie Australneger genannt, ihrer Ähnlichkeit mit einem Volke auf den Philippinen verdankten sie den Namen Negritos, ihrem eigentümlichen Haar dagegen den Namen Papuanen. Das malayische Wort Papú oder Papúa bedeutet kraushaarig, und in der That ist das beste Kennzeichen dieser Rasse das stark abgeplattete, dichte und lange Haupthaar, welches, mit einem drei- oder mehrzinkigen Kamm sorgfältig aufgerichtet, perückenartig das Haupt umgiebt und auf demselben eine mehrere Dezimeter hohe Krone bildet (siehe Seite 1). Die büschelförmige Verfilzung der Haare, welche man bei den Buschmännern und Hottentotten, minder scharf ausgeprägt auch bei anderen Südafrikanern findet [3]), ist auch bei den Papuanen vorhanden, aber das Haar wächst bei diesen nicht so ungleich dicht wie bei jenen, und während die Hottentotten nur einen spärlichen Bartwuchs besitzen, und überhaupt schwach behaart sind, ist der krause Bart des Papua dicht, und sein Körper weist auch an anderen Stellen starke Behaarung auf. Die Hautfarbe der Papuanen ist zwar gewöhnlich dunkelbraun, doch kommen mannigfache Schattierungen vor, die von roßbraun bis blauschwarz variieren. In Neu-Guinea und Neu-Kaledonien ist die Haut der Eingeborenen fast schwarz, auf den Fidschi-Inseln blauschwarz. Obwohl größer als die Malayen, sind die Papua doch nur von mittlerem Wuchs, aber ihre Brust ist mächtig gewölbt, die Gliedmaßen meist kräftig, wogegen die Beine unverhältnismäßig lang und dünn erscheinen. Ihre äußere Erscheinung macht keinen angenehmen Eindruck, und namentlich die Frauen sind, obwohl man unter den jungen Mädchen manch leidlich hübsches findet, von einer abstoßenden Häßlichkeit. Die Schädelform der Papuanen ist hoch und schmal, die Stirn flach und über die Augen vorspringend, die breite Nase mit der Spitze nach unten gekrümmt, wodurch der jüdische Zug im Gesichtsausdruck entsteht, die Lippen sind fleischig, die Ohrläppchen durch angehängten schweren Schmuck zu einer erstaunlichen Länge gezerrt. Männer und Frauen gehen fast völlig nackt, da bei den ersteren nur ein Lendentuch, bei den letzteren ein Fransengürtel die Bekleidung bildet, und diese Nacktheit vermehrt noch das Abstoßende ihrer Erscheinung, da die Spuren der durch Unreinlichkeit und schlechte Nahrung erzeugten Hautkrankheiten durch den mannigfaltigen Putz, mit welchem der Papua seinen Körper zu schmücken pflegt, nicht verdeckt werden. Männer und Frauen tättowieren sich, bemalen auch die mit Kokosöl gesalbte Haut mit schwarzer, weißer und roter Farbe und geben ihrem Haar durch Waschen mit Kalkwasser eine weißliche oder rötliche Färbung.

Die Sprachen der Papuanen zeigen nach den Untersuchungen von Hans von der Gabelentz viel mehr mit den polynesischen Sprachen Gemeinsames, als die Folge einer Entlehnung aus denselben sein könnte, [4]) so daß man sich versucht fühlt, an eine gemeinsame Abstammung zweier Rassen zu glauben, welche doch durch

[1]) Oskar Peschel, Völkerkunde. Leipzig, Duncker & Humblot, 1881, Seite 335 und 357.

[2]) Otto Finsch, Anthropologische Ergebnisse einer Reise in der Südsee und dem malayischen Archipel. Berlin, Asher & Co., 1884.

[3]) Siehe „Europas Kolonien", 4. Band (Süd-Afrika bis zum Sambesi und Kap Frio).

[4]) H. C. von der Gabelentz, Die melanesischen Sprachen nach ihrem grammatischen Bau und ihrer Verwandtschaft unter sich und mit den malayisch-polynesischen Sprachen. Abhandlungen der königl. sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig, (Philologisch-Historische Klasse) 3. Band, 1861.

Körpermerkmale scharf von einander geschieden sind. Die papuanischen Sprachen sind jedoch bis heute noch viel zu wenig genau untersucht, als daß man über die linguistische Verwandtschaft ein völlig sicheres Urteil fällen könnte. Die Lösung des Räthsels ruht vielleicht in Neu-Guinea, wo der Papua noch am reinsten vorkommt, aber gerade dort hat die Sprachforschung bisher mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt. „Die Erlernung des ersten Papua-Dialektes war mit nicht geringer Mühe verbunden," schreibt der Russe Miklucho Maclay, der lange Zeit unter den Papuanen an der Astrolabe Bai gelebt hat. „Die Benennungen, die ich wissen wollte, konnte ich nur entweder durch Hindeuten auf den Gegenstand, oder durch Geberden, die eine Handlung andeuteten, erfahren. Aber dieses Verfahren war öfters die Quelle vieler Mißverständnisse und Fehler. Oft wurde derselbe Gegenstand von verschiedenen Individuen verschieden benannt, und wochenlang wußte ich nicht, welcher Ausdruck der richtige war. Ich will hier ein Beispiel anführen, um zu zeigen, wie es mir öfters erging. Ich nahm z. B. irgend ein Blatt, um den Namen des Blattes überhaupt zu erfahren. Ein Eingeborener sagte mir ein Wort, welches ich aufschrieb; ein anderer Papua, dem ich dieselbe Frage vorlegte, sagte mir ein anderes, ein Dritter wieder ein anderes u. s. f. Welches Wort war die eigentliche Benennung des Blattes? Mit der Zeit und allmählich erfuhr ich, daß der erste Name der Name der Pflanze war, der das Blatt gehörte, und daß der zweite „Schmutz", „Unbrauchbares" bedeutete, da ich das Blatt vielleicht vom Boden aufgehoben hatte, oder weil es zu einer Pflanze gehörte, die von den Papuas zu nichts gebraucht wurde; die anderen Wörter bezeichneten Eigenschaften oder Farben des Blattes: sauer, gut, gelb u. dgl. Statt mir die Benennung des Kopfes anzugeben, sagte mir der Eine: Haare, ein Zweiter: Haarband, ein Dritter: Kumu oder surru (rothe oder schwarze Farbe, mit welcher die Papuas ihr Haar färben) u. dgl. m. Bezeichnungen abstrakter Begriffe zu erfahren, dazu erwies sich meine Einbildungskraft und meine Mimik nicht ausreichend. Es gelang mir nur wenige Verba im Papua zu ermitteln: für die scheinbar einfachsten konnte ich die Bezeichnung nicht erfahren. So ist mir z. B. für „hören" die Bezeichnung unbekannt geblieben, für „sehen" habe ich erst im vierten Monate meines Aufenthaltes ein Wort erfahren. Auch fand ich bald, daß ich gewisse Laute der Papua-Sprache absolut nicht nachahmen konnte. Ich versuchte es vergebens, und obwohl ich gut hörte, daß ein Unterschied zwischen meiner Aussprache und der der Eingeborenen war, konnte ich doch mit meinem Sprachorgan die richtige Aussprache des Papua-Wortes nicht wiedergeben." [5]) Auch Miklucho-Maclay fand unter den von ihm gesammelten etwa 300 Wörtern eine Anzahl, die in den polynesischen Sprachen vorhanden sind. H. C. von der Gabelentz, welcher Gelegenheit hatte, 10 papuanische Sprachen (auf den Neu-Hebriden, den Salomons-, Fidschi- und Loyalitäts-Inseln und auf Neu-Kaledonien) zu vergleichen, fand in allen die persönlichen Fürwörter, einige Präfixe und Ortsadverbien mit den polynesischen übereinstimmend und überdies eine Übereinstimmung in den Hilfsmitteln zur Wortbildung. Auf allen diesen Inseln haben jedoch Mischungen mit Polynesiern stattgefunden, was die dort vorhandenen polynesischen Sitten und Gebräuche beweisen, und sie können uns daher kein verläßliches Material zur Entscheidung der Frage der linguistischen Verwandtschaft liefern. Erst wenn unser noch sehr mangelhafter sprachlicher Untersuchungs-stoff durch gründlichere Untersuchung der Sprachen und Dialekte auf Neu-Guinea, wo die Papuanen sich am reinsten erhalten haben, bereichert sein wird, werden wir „von dem blanken Glatteis der Hypothese" auf sichern Boden gelangen und manches noch vorhandene Dunkel sich aufhellen sehen.

Inbezug auf geistige Entwickelung stehen die Papuanen noch auf einer tiefen Stufe, und nur dort, wo ein reger Verkehr mit Polynesiern stattfand, wie zwischen den Fidschi- und Tonga-Inseln, haben sie größere Fortschritte in der Kultur gemacht. Auf den Fidschi-Inseln ist, nachdem sie unter englische Herrschaft kamen, auch der Kanibalismus unterdrückt worden, während er auf Neu-Guinea, im Bismark-Archipel, auf den Salomon- und Santa Cruz-Inseln, sowie im Archipel von Neu-Kaledonien noch fortbesteht und auf den

[5]) Papuadialekte der Maclay-Küste in Neu-Guinea. Mitgeteilt nach einem Manuskripte des Herrn N. von Miklucho-Maclay in „Beiträge zur Kenntnis der melanesischen, mikronesischen und papuanischen Sprachen" von G. v. d. Gabelentz u. A. B. Meyer. Leipzig, S. Hirzel, 1882, Seite 491.

Hebriden trotz der langjährigen Bemühungen der englischen Missionäre nur beschränkt, aber nicht ausgerottet ist. Wahrscheinlich wurzelt der Kannibalismus in religiös-politischen Anschauungen, aber die Erinnerung an einen solchen Ursprung ist in der Bevölkerung längst verwischt, und abgesehen von seltenen Fällen, in denen die Not zum Genuß von Menschenfleisch zwingt, dürfte heute im allgemeinen nur Lüsternheit als Ursache des

Eingeborene von den Markesas-Inseln.

Fortbestehens dieser abscheulichen Sitte zu betrachten sein. Mit religiösen Anschauungen hingen ferner manche Schauderszenen zusammen, deren Schauplatz die Inseln früher waren, wie z. B. die Erdrosselung der Frauen bei der Beerdigung ihres Gatten, welche Sitte sich auf den Fidschi-Inseln bis in die jüngste Zeit erhalten hatte, da man glaubte, daß auf dem Wege zur Unterwelt ein furchtbarer Gott alle Seelen, welche er ohne Gattin daherkommen sehe, ergreife und an einem Felsen zerschmettere. Der Glaube an die Unsterblichkeit der

Tahitier.

Seele, der uns aus dieser Vorstellung entgegentritt, ist unter allen Papuanen verbreitet, und da man annimmt, daß das Leben im Jenseits nur eine Fortsetzung des Lebens auf Erden sei, hat sich ein eigener Kultus der Verstorbenen herausgebildet, der eines der untrüglichsten Merkmale der Papuanen-Rasse ist. Objekt des Kultus ist der Schädel, Korwar, des Verstorbenen, welcher sorgfältig aufbewahrt wird und als Rat und Schutz gewährender Hausgötze in der Familie von Geschlecht zu Geschlecht forterbt. Man glaubt auch, daß alle Eigenschaften des Verstorbenen auf den Besitzer seines Schädels übergehen, weshalb die kostbarste Kriegsbeute, die ein Papua heimbringen kann, der Schädel eines von ihm getöteten angesehenen Feindes ist. Die Papuanen glauben außerdem an das Vorhandensein eines guten und eines bösen Wesens, bringen jedoch Opfer nur dem letztern dar.

Das gesellschaftliche Leben beruht auf dem Grundsatz vollständiger Freiheit und Gleichheit, und die Macht der Häuptlinge ist sehr gering. Nur dort, wo sich polynesische Einflüsse geltend gemacht haben, ist auch die Macht der Häuptlinge gestiegen, wie z. B. auf den Fidschi-Inseln, wo die Häuptlinge die Tabugebote eifrig in ihrem Interesse ausgenutzt haben. Bei Verhandlungen mit Papuanen ist ein großes Hindernis rascher Einigung, daß nicht der Wille des Häuptlings, sondern der Wille der Mehrheit entscheidet, da die Papuanen im allgemeinen sehr argwöhnisch und mißtrauisch sind. Die Art und Weise, wie Europäer ihnen begegneten, hat übrigens vielfach ihren Charakter beeinflußt, und für manche Fälle von Verrat und Blutdurst dürfte die Erklärung in der Behandlung zu suchen sein, welche die Eingeborenen seitens auf ihrer Insel gelandeter Europäer oder sonstiger Fremdlinge fanden. Dem Feind tritt der Papua mutig entgegen, so unvollkommen seine kriegerische Ausrüstung ist. Man trifft als Waffen Bogen und Pfeile, Speere aus Holz oder Bambus mit durch Feuer gehärteten Spitzen, auch steinerne Streitäxte, Keulen aus Holz, hölzerne Schwerter, und in einigen Gegenden Neu-Guineas führen die Eingeborenen auch Schilde. In der Verfertigung der Waffen, sowie auch ihrer Schmuckgegenstände und Geräte haben die Papuanen große Fertigkeit erlangt und verstehen namentlich, dieselben mit schönen Verzierungen zu versehen, aber trotzdem können sie an Kunstfertigkeit mit den vorgeschritteneren Polynesiern nicht wetteifern. Obwohl man auf Neu-Guinea, Neu-Kaledonien und den Fidschi-Inseln hübsche irdene Gefäße aus rotem oder blauem Thon findet, welche die Polynesier nicht zu verfertigen verstehen, haben es die Papuanen doch in der Vervollkommnung ihrer Werkzeuge nicht weiter als bis zu undurchbohrten Steingeräten gebracht. Ihre Erfindungsgabe und ihr rasches Fassungsvermögen haben sie dennoch befähigt, ihren Lehrmeistern im Schiffbau, den Polynesiern, nachzueifern und Fahrzeuge zu verfertigen, welche bis 118 Fuß lang und 24 Fuß breit sind und einen 68 Fuß hohen Mast besitzen. Ihre Doppelkanoes, welche durch eine brückenartige Platform verbunden sind, auf welcher eine Hütte für die Steuerleute errichtet ist, können bis zu 300 Mann aufnehmen und segeln doch sehr schnell. Wie unvollkommen sind aber die Werkzeuge, mit denen solch ein Fahrzeug hergestellt wird! Die undurchbohrte Steinaxt dient zum Fällen und Behauen der Baumstämme, Pilzkorallen und die Haut des Stachelrochens gebrauchen die Papuanen als Feilen, mit Rattenzähnen verfertigen sie die das Fahrzeug schmückenden Schnitzereien, und polieren die Wände desselben mit Bimsstein. Das Schmelzen der Eisenerze ist ihnen fremd, und wo man dasselbe ausnahmsweise antrifft, wie z. B. im westlichen Neu-Guinea, dort ist es zweifellos, daß die Papuanen die Kenntnis des Blasebalges ihren malayischen Nachbaren verdanken. Ihre Wohnungen gleichen meist prähistorischen Pfahlbauten, die Hütten ruhen auf Pfosten entweder über dem Erdboden oder über dem Wasser, zuweilen sind sie auch Vogelnestern gleich zwischen den Zweigen eines Baumes errichtet, doch trifft man auch Häuser, welche unmittelbar auf dem Erdboden stehen, und in einigen Gegenden Neu-Guineas kommen Häuser vor, welche 2 Stockwerke hoch sind, und auch solche von 100 Meter Länge, in welchen alle Familien des Stammes wohnen. Von den im Wasser stehenden Pfahlbauten führt nach dem Lande eine Brücke, welche sich gewöhnlich in so schlechtem Zustande befindet, daß ihr Betreten für den Europäer mit Lebensgefahr verbunden ist; zu den in den Wipfeln der Bäume errichteten Hütten steigt man auf schwankender Leiter empor. Die aus Matten und Rinde hergestellten Wände der Hütten sind niedrig,

das Dach aus Gras oder Palmblättern dagegen sehr hoch. In der Form zeigt dasselbe viele Abweichungen, gleicht bald einem umgekehrten Boot, bald einer Schildkrötenschale oder einem Heuschober, doch trifft man auch Dächer von der Form der unsrigen. Wo man stets gegen feindliche Überfälle auf der Hut sein mußte, wie an der Nordküste Neu-Guineas, an welcher die Hongiesflotten der Sultane von Tidore bis in die jüngste Zeit zur Menschenjagd sich einzufinden pflegten, dort war die Bevölkerung zu einem mehr oder minder nomadisierenden Leben gezwungen, und sie gab dem Feind gern ihre elenden Hütten preis, wenn sie nur ihre Freiheit und ihre bewegliche Habe rettete. Zur Befestigung ihrer Dörfer pflegten andere sie mit Wassergräben zu umgeben und innerhalb derselben so große Vorräte anzuhäufen, daß dem Feind ein Aushungern der Belagerten völlig unmöglich wurde.

Die Papuanen sind überwiegend auf vegetabilische Nahrung angewiesen. Das Schwein — neben dem Hund das einzige Haustier — kommt zwar mit Ausnahme von Neu-Kaledonien überall vor, Fischfang und in einigen Gegenden auch die Jagd gehören zwar mit zu den Beschäftigungen der Eingeborenen, aber sie leben doch hauptsächlich vom Ertrag des Ackerbaues und der Baumpflanzungen. Beiden wird viel Sorgfalt zugewendet, man umgiebt die Pflanzungen mit Zäunen, und namentlich auf den Neuen Hebriden, den Santa Cruz-Inseln und Neu-Kaledonien trifft man hübsche, gut gehaltene Pflanzungen, zu denen die Eingeborenen das Wasser oft aus weiten Entfernungen geleitet haben. Die Yamswurzel ist die Lieblingsfrucht der Papuanen. Den Brotfruchtbaum, den man auch bei ihnen findet, haben sie von anderen Völkern erhalten, und der Aufschwung, den in jüngster Zeit auf einigen Inseln die Kultur der Kokospalme genommen hat, ist der durch den Handel mit den Europäern gesteigerten Nachfrage zu verdanken.

Diese dunkelfarbigen Menschen finden wir auf all den Inseln, welche man unter dem Gesamtnamen Melanesien d. i. Schwarzinselland zusammenfaßt. Dieselben sind: 1) die große, bisher nur zu einem sehr geringen Teil erforschte Insel Neu-Guinea (nach den neuesten Messungen die größte aller Inseln der Welt), mit einem Flächeninhalt von 807 456 □ Kilometer (ohne die vorliegenden kleinen Inseln 785 362 □ Kilometer); 2) die Inseln des Archipels von Neu-Britannien, welche wir jetzt unter dem Namen Bismarck-Archipel zusammenfassen, zwischen dem Äquator und 8° südl. Br. und 141° und 154° östl. L., ein Gebiet von 52 177,48 □ Kilometer Fläche, umfassend die Inseln Neu-Britannien (Neu-Pommern), Neu-Irland (Neu-Mecklenburg), Neu-Hannover, die Duke of York-Gruppe (Neu-Lauenburg) u. s. w.; 3) die Salomon-Inseln, südöstlich von Neu-Irland, zwischen 5° bis 10° 54′ südl. Br. und 154° 40′ bis 162° 30′ östl. L., mehr als 500 an der Zahl, eine Fläche von 43 900 □ Kilometer bedeckend; 4) östlich von diesen der Santa Cruz-Archipel (Königin Charlotte-Inseln) zwischen 10° 4′ bis 11° 45′ südl. Br. und 165° 40′ bis 166° 52′ östl. L., mit 958 □ Kilometer Fläche; 5) südlich von dieser Gruppe die Neuen Hebriden, welche 13 227 □ Kilometer umfassen, zwischen 13° 4′ bis 22° 24′ südl. Br. und 166° 30′ bis 169° 53′ östl. L.; 6) die Loyalitäts-Inseln mit 2743 und 7) Neu-Kaledonien mit 16 712 □ Kilometer und der dazu gehörige Archipel zwischen 17° 53′ und 22° 38′ südl. Br., der sich also über nahezu fünf Breitengrade ausdehnt und mit der Hauptinsel ein Gesamtareal von 19 823 □ Kilometer hat. Wenn wir bei unserer Einteilung bloß die Bevölkerung berücksichtigen, müssen wir auch noch 8) die Fidschi-Inseln hinzuzählen, welche jedoch ihrer ganzen Natur nach zu Polynesien gehören, 255 Inseln mit 20 800 □ Kilometer Fläche, so daß ganz Melanesien ein Gebiet von etwa 940 264 (beziehungsweise, die Fidschi-Inseln eingerechnet 961 064 □ Kilometer) bildet, also an Ausdehnung Belgien, den Niederlanden, dem Deutschen Reich, der Schweiz und Italien gleichkommt.

Ganz andere Verhältnisse finden wir bei den Polynesiern. Mit den asiatischen Malayen, ihren Stammverwandten, zu den mongolenähnlichen Völkern gehörend, haben sie mit diesen die eigene Haarbildung, den schwachen Bartwuchs, die in allen Schattierungen von Ledergelb bis zum tiefen Braun variierende Hautfarbe, die schiefe Augenstellung und den vortretenden Jochbogen gemein. Die Bewohner der Gilberts-Inseln können als Typus der ganzen Gruppe gelten. „Die Glieder sind meist ebenmäßig und schön entwickelt, stark fleischig, aber mit schlaffen Muskeln. Unter den Männern trifft man daher stattliche Gestalten von klassischer Schönheit.

Die Frauen sind im Ganzen kleiner, aber in der Jugend ebenfalls sehr hübsche Erscheinungen, mit wohlgeformter Büste, die leicht zur Fülle hinneigt."

Der häufige Verkehr mit Weißen ist nicht ohne Einfluß auf die Polynesier geblieben. Sie haben auf vielen Inseln einen guten Teil ihrer Originalität eingebüßt und dafür eine Menge schlechter Eigenschaften von den Weißen eingetauscht. Trunksucht und geschlechtliche Krankheiten sind stark verbreitet, und mit den durch Sittsamkeit ausgezeichneten Melanesiern können die Polynesier sich nicht messen. Sie ehren auch die Toten weniger als Jene, und wo die Sitte vorhanden ist, die Schädel der verstorbenen Verwandten aufzubewahren, wie z. B. auf den Gilberts-Inseln, da ist diese Sitte von den Melanesiern übernommen worden, aber dafür ist auch der Kannibalismus den Polynesiern fremd.

Die streng ausgebildete Tabusitte hat in Polynesien viel zur Befestigung der Häuptlingsmacht beigetragen und wirkt noch heute bedeutend ein, obwohl sie bereits im Verschwinden ist. Ebenso sind Standesunterschiede, die den Melanesiern völlig fremd sind, auf manchen Inseln sehr ausgebildet. Die polynesischen Inseln sind viel kleiner als die melanesischen, und diese geringere Ausdehnung hat das Gefühl der Zusammengehörigkeit der Stammesmitglieder mehr zur Entwickelung kommen lassen als bei den Melanesiern. „Die Scheu, mit welcher Völker dieser Art anfangs immer den Europäern gegenübertreten, haben sie in unglaublich kurzer Zeit überwunden und dann den Fremden eine Herzlichkeit und Freundlichkeit, eine Zuneigung und ein Vertrauen gezeigt, welche die Beobachter oft entzückt und zu den glänzendsten Schilderungen fortgerissen hat. Hieraus erklärt sich auch die Leichtigkeit, mit der sie sich überall an die Fremden gewöhnt und ihre Sitten und Gebräuche anzunehmen sich bemüht haben, die Schnelligkeit, mit der sie nicht bloß zu der Lebensweise und den Gewohnheiten der Europäer, selbst zu ihnen ganz fremden Verfassungsformen und zu einer andern Religion übergetreten sind, die mehrhaft außerordentliche Veränderung, die im Laufe eines Jahrhunderts mit ihnen vorgegangen ist." Die Polynesier sind in erster Reihe Ackerbauer. Ackerbau wird auf allen Inseln des Archipels getrieben, doch beschränkt man sich dort, wo Fruchtbäume in großer Menge wild wachsen (wie auf Samoa, den Markesas- und Gesellschafts-Inseln) auf den Anbau von Wurzeln, welche als Ersatz für die Zerealien dienen. Von den Wurzeln ist Arum die Lieblingsbrotpflanze der Polynesier; an sie reihen sich dann Yams, Bataten, Pfeilwurzel, Zuckerrohr, Cordyline, Curcuma, Kowapfeffer u. s. w. an. Die Fruchtbäume braucht man, die Bananen ausgenommen, auf vielen Inseln nicht zu pflanzen, da sie dort in genügender Menge wild wachsen. Fischfang wird mit Leinen, an denen Angelhaken befestigt sind, und nachts bei Fackellicht mit Speeren getrieben, und auf Neu-Seeland, Tahiti und den Ladronen errichtet man an seichten Stellen des Meeresufers steinerne Wehre zum Abfangen der durch die Flut hineingetriebenen Fische. Wo das weniger tiefe Meer den Fischfang begünstigt, trifft man Boote, welche zu demselben dienen, in großer Anzahl, und dieselben sind dort auch stets mit besonderer Sorgfalt gebaut, aber auch wo der Fischfang weniger lebhaft betrieben wird, sind überall Boote, wenn auch schlechter gebaut und weniger brauchbar, vorhanden.

Das Meer ist das eigentliche Lebenselement der Polynesier, sie sind geborene Seefahrer und wissen ihre leichten, schnell segelnden Boote geschickt zu lenken. Besondere Geschicklichkeit sowohl im Bau als im Lenken der Boote haben die Bewohner der Karolinen und Ladronen erlangt. Kleine Boote bestehen dort nur aus Baumstämmen, die man meist durch Feuer aushöhlt, bei größeren dagegen erhöht man die Seitenwände durch Ansetzen von Planken. „Weil daher die Boote nur schmal sein konnten und häufigem Umschlagen ausgesetzt waren, so hat dies zur Erfindung der Vorrichtung geführt, die man gewöhnlich Ausleger nennt, nämlich schwerer Stangen, in manchen Fällen selbst kleiner, nicht ausgehöhlter Boote, welche in einiger Entfernung von dem Fahrzeuge ihm parallel liegen und durch Querstangen mit ihm verbunden sind; bei den größeren und zu weiteren Reisen bestimmten wird dann noch über diese Stangen eine größere hölzerne Platform gelegt, auf der sich die Reisenden aufhalten, und auf dieser häufig noch eine kleine Hütte zur Aufbewahrung der Handelswaren und des Proviants errichtet." Die östlichen Polynesier, welche den westlichen (im sogenannten Mikronesien) an Geschicklichkeit im Schiffsbau nachstehen, verbinden stets zwei Boote durch Querstangen, über welche

sie eine Platform legen. Zur Fortbewegung dienen bei kleinen Fahrzeugen Ruder, bei größeren Mattensegel. In solchen Booten unternehmen die Polynesier weite Seereisen, und in ihnen sind sie auch einst aus ihrer

Samoaner.

Urheimat im südöstlichen Asien nach Osten gefahren, durch die nach Westen gerichteten Meeresströmungen und die Ostpassate begünstigt eine Inselgruppe nach der andern in Besitz nehmend, bis hinter Hawaii und der Osterinsel der weite, inselfreie Ozean ihrem Wandertrieb ein Ziel setzte. Von ihren Abenteuern auf den weiten

Seefahrten, die sie unternahmen, und die häufig auch unfreiwillige waren, wird viel Wunderbares berichtet. Monatelang irrten Polynesier in ihren leichten Fahrzeugen auf dem Meere umher, mit gefangenen Seefischen und gesammeltem Regenwasser mühsam ihr Leben fristend, bis sie endlich nach einer bewohnten Insel gelangten. Chamisso erzählt z. B., daß auf diese Weise 4 Polynesier, welche in einem Boote von der Insel Ulea im Karolinen-Archipel auf die offene See hinausgetrieben wurden, 5 Monate lang ihr Leben fristeten, und in einem andern Fall, von dem der Reisende berichtet, dauerte die Irrfahrt sogar 6 Monate. Kriege waren früher häufig, und in neuerer Zeit haben die Bewohner verschiedener Inseln (Neu-Seeland, Tahiti u. s. w.) auch den Europäern energischen Widerstand geleistet. Während die Melanesier vor dem überlegenen Feinde in die Berge und Wälder flüchten, nehmen die Polynesier auch auf dem Lande hinter Befestigungen den Kampf auf. Man trifft bei ihnen mit Brustwehren umgebene Zufluchtsstätten, in welche sie sich nach einer Niederlage zurückzuziehen pflegen, und die zuweilen ziemlich starke Festungen bilden.

In der Anlage der Niederlassungen sind, seitdem das Christentum auf den Inseln Verbreitung gefunden hat, große Veränderungen eingetreten. Früher lagen die Wohnhäuser meist zwischen Gärten und Feldern zerstreut, und große Dörfer fand man nur in einigen Archipelen. In neuerer Zeit sind in allen Archipelen Dörfer entstanden. Das Wohnhaus selbst ist mit Ausnahme von Samoa überall von derselben Form, ein viereckiges Gebäude, dessen weitvorspringendes Dach auf Pfosten ruht, deren Zwischenräume zuweilen durch Matten geschlossen, meist jedoch offen gelassen werden, so daß die Luft ungehindert durchstreichen kann. Das Innere solcher Häuser zeichnet sich meist durch Reinlichkeit aus, der Boden ist mit Matten bedeckt, in den Häusern von Wohlhabenderen werden die Speisen in einem besonderen Kochhause zubereitet, und es entfällt daher in solchen auch der aus Steinen gebildete Feuerplatz, der sich sonst inmitten der Hütte befindet. Jedes Haus ist von Bäumen umgeben, zuweilen auch noch mit einem Rohrzaun, und in manchen Archipelen werden die Häuser auf einem großen steinernen Unterbau aufgeführt. Zur Beratung von Gemeindeangelegenheiten und bei religiösen Festen versammelt man sich auf den Marshall-Inseln, Karolinen u. s. w. in Gemeindehäusern, welche sich von den gewöhnlichen Wohngebäuden sowohl durch ihre Größe als auch durch kunstvollere Bauart und reiche Verzierungen unterscheiden.

Daß die Polynesier einst auf einer viel höheren Kulturstufe standen, beweisen uns die Reste alter Steinbauten, die noch auf manchen Inseln vorhanden sind. Sie wären viel häufiger zu finden, wenn die Missionäre nicht in ihrem Eifer, alle Erinnerungen an die heidnische Zeit zu verwischen, die meisten Denkmäler dieser Art zerstört hätten. Auf Rapanui hat man 10 bis 13 Meter hohe hermenartige Felsblöcke entdeckt, welche in einen mit einem Kranz geschmückten Menschenkopf ausliefen. Solche Darstellungen der Schutzgottheiten waren rings um die Insel am Meeresufer errichtet. Außerdem findet wan auf Rapanui noch große, aus Steinplatten errichtete Gebäude, welche nach den in schwarzer, weißer und roter Farbe ausgeführten Malereien an den Wänden noch im vorigen Jahrhundert müssen bewohnt gewesen sein.

Tempel sind zahlreich vorhanden; ihre Stelle vertraten auch Grabstätten der Vornehmen, für welche in einzelnen Archipelen eigene mit Mauern eingeschlossene Plätze bestimmt waren, auf denen neben den Wohnungen der Priester Götzenbilder und Altäre standen. Die Verehrung verstorbener Könige, Häuptlinge und Adligen war allgemein, und nicht bloß eine ganze Insel, sondern auch einzelne Distrikte und Familien erwiesen den Seelen bestimmter Verstorbener göttliche Verehrung. So stellte die vornehme Klasse das Hauptkontingent zu der Zahl der polynesischen Gottheiten. Die alten Götter, als deren oberster von allen Polynesiern Tangaloa betrachtet wurde, waren bei der Ankunft der Europäer bereits fast alle in Vergessenheit geraten und ihr Kultus durch Verehrung der Seelen bereits bei Lebzeiten als göttliche Wesen angesehener Vornehmen ersetzt. „Wie man sich aber in früheren Zeiten die Verbindung derselben mit den alten Göttern gedacht hat, geht aus den Ansichten über die Unterwelt hervor, die allgemein als die Nacht (po) bezeichnet wird, und in der (in Tahiti) die oberen Götter (die deshalb fanau po, die in der Nacht geborenen, oder atua po, Nachtgötter, heißen) ihren Aufenthalt haben: in diese gehen auch die Seelen der Vornehmen nach ihrem Tode über und

sollten dort von den oberen Göttern gefressen werden, eine Ansicht, die offenbar in einer engen Verbindung mit der Anthropophagie steht und ursprünglich auf die Annahme eines Zusammenhanges der Seele des Gestorbenen mit einem der oberen Götter, eines Aufgehens derselben in ihn zu deuten ist. Hierin aber zeigt sich der Verfall der polynesischen Religion, der übrigens lange vor der Ankunft der Europäer begonnen haben muß, daß man diese Vereinigung der Seelen mit den oberen Göttern fallen ließ und ihnen ohne weiteres die religiöse Verehrung erwies, die eigentlich jenen zukam, worüber denn die oberen Götter allmählich in Vergessenheit geraten mußten." [6])

Die Verehrung der Seelen der Vornehmen hing eng mit jener religiösen Anschauung zusammen, welche die Polynesier mit dem Worte tabu bezeichnen. Alles, was der Fürst oder Vornehme berührte oder auf was er trat, wurde tabu d. i. für jeden andern unberührbar und heilig. Zunächst war es eine Eigenschaft der Götter, die jedoch später auch den mit göttlicher Natur begabten Vornehmen zugeschrieben wurde. Wer sich eine Verletzung des Tabu zu schulden kommen ließ, hatte sein Leben verwirkt, und die Ermordung des Kapitäns Cook durch die Eingeborenen war auch nur die Folge eines Tabu-Bruches. Eine Verletzung des Tabu kam übrigens sehr selten vor, weil man glaubte, daß die Götter die Bestrafung des Übelthäters übernahmen, wenn dieser sich der irdischen Gerechtigkeit zu entziehen wußte. Auf den Tonga-Inseln pflegte man nach der Aussaat das Tabu auf die Felder zu legen und es erst vor der Ernte wieder aufzuheben, womit das Fest Fukkalahi zusammenhing. Auch jedes andere Tabu konnte wieder aufgehoben werden, doch konnte dies stets nur durch die Vornehmen unter Vollziehung gewisser Zeremonien geschehen. Eine besondere Priesterkaste gab es zwar nicht, da aber nur Vornehme Priester (Tahunga, Tahua) werden konnten, standen auch die Priester, die auf allen Inseln vorhanden waren, überall in hohem Ansehen. Innerhalb der Klasse der Vornehmen gab es viele Rangunterschiede, denen entsprechend die Kraft des Tabu ihnen in höherem oder geringerem Grade innewohnte.

Die Polynesier schieden sich danach in Fürsten, Vornehme und gemeines Volk. Da die beiden ersteren Klassen sich von der letztern nicht nur durch die ihnen innewohnende Kraft des Tabu, sondern auch durch ihre Größe, schönere Körpergestalt und hellere Farbe, sowie durch Intelligenz und Bildung unterschieden, glaubte man annehmen zu dürfen, daß sie anderer Abstammung seien als das gemeine Volk, Abkömmlinge eines später eingewanderten Stammes von hellerer Farbe, der die alten Einwohner sich unterwarf, aber die an ihnen beobachteten Unterschiede sind wohl nur eine Folge des bessern, sorgenfreien Lebens, das den Vornehmen durch ihre Vorrechte ermöglicht ist.

Von all den alten Einrichtungen der Polynesier war schon lange vor der Ankunft der Europäer Stück für Stück langsam abgebröckelt, und die mit dem Christentum rasch sich verbreitende europäische Kultur beschleunigte den bereits begonnenen Verfall der kleinen Staaten. Auf einigen Inseln beginnt sich auch bereits die unausbleibliche Einwirkung der Kultur in dem allmählichen Aussterben der Urbevölkerung bemerkbar zu machen, aber einzelne Inselgruppen, wie Samoa, Hawaii u. a., haben auch bereits überraschende Fortschritte ihrer Bevölkerung aufzuweisen, die ihren Gipfelpunkt in der freisinnigen Konstitution von Hawaii gefunden haben. Je mehr sich die Polynesier der europäischen Gesittung nähern, desto mehr schwindet alles, was an die Zeiten ihrer unzivilisierten Vorfahren erinnert. Zum großen Teil sind auch schon die schönen, von den Polynesiern selbst verfertigten Zeuge verschwunden, welche früher ihre Bekleidung bildeten, und europäische Baumwollstoffe sind an ihre Stelle getreten. In gleicher Weise nimmt der Gebrauch der Tattuierungen ab, mit welchen man früher auf einzelnen Inselgruppen den ganzen Körper so zu bedecken pflegte, daß sie einem eng anschließenden Anzuge glichen.

Ein großer Teil der Polynesier ist heute zum Christentum bekehrt und hat allmählich eine höhere Kulturstufe erstiegen, eine Menge Kenntnisse und Fähigkeiten sich angeeignet, die ihm früher fremd waren.

[6]) Meinicke, Die Inseln des stillen Ozeans. Leipzig, Paul Frohberg, 1876, Seite 47.

Schon bei der Ankunft der Europäer zeigten die Polynesier nicht geringe Fertigkeit und Geschick im Flechten schöner Matten (Samoa, Hawaii), in der Verfertigung von Zeugen aus der Rinde des Papiermaulbeerbaumes, von Stricken und Netzen aus dem Bast der Kokosnuß u. s. w. Für Musik hatten sie weniger Sinn als die Melanesier, die einzigen Instrumente, welche bei ihnen, und überdies selten, in Gebrauch kamen, waren Flöte und Trommel, und sie zeigten überhaupt viel weniger Hang zu Fröhlichkeit als ihre westlichen Nachbaren.

Das Sprachgewirr ist in Polynesien nicht so groß wie in Melanesien, wo z. B. an der Maclay-Küste Neu-Guineas fast jedes Dorf seinen eigenen Dialekt hat und Bewohner von Dörfern, welche nur 2 bis 3 Stunden entfernt sind, sich kaum noch verständigen können. Dafür tritt hier an die Stelle der kompakten Landmasse Melanesiens ein Gewirr von Inseln und Inselchen, welche zu tausenden über den Ozean zerstreut sind, zum Teil mit der üppigsten tropischen Vegetation bedeckt, welche die unerschöpfliche Zeugungskraft vulkanischen Bodens hervorruft, zum Teil aber auch kaum imstande, eine auch nur kleine Bevölkerung zu ernähren. „Zuweilen gewähren nur knappe Ränder in der Nähe des Meeres und schnell sich verengende Schmaltäler dem Menschen einen Wohnplatz, während das Innere der steil emporstrebenden Inseln ein Gewirr von scharfen Graten, steilen Kuppen und Spitzen, den Resten und Rändern erloschener Krater erfüllt, oder es breiten sich, wo die vulkanischen Kräfte, wie in Hawaii, noch nicht erloschen sind, von den Ausbruchskegeln bis zum Meere ungeheure verbrannte und von tiefen, schauerlichen Spalten zerrissene Flächen. Überzieht dann die Zeit auch diese starren Lavawüsten allmählich mit grüner Decke, so fällt wohl ein anderer fruchtbarer Teil den Verheerungen des unterirdischen Feuers zum Opfer." Neben diesen vulkanischen Inseln finden wir jene eigentümlichen Bildungen, das große Rätsel der Südsee, dessen Erklärung wir Charles Darwin verdanken. Die Korallenbildungen gehören unstreitig zu den interessantesten Erscheinungen unter den Vorgängen, welche die Landbildung bewirken, denn die Thätigkeit dieser kleinen Polypen, welche in tausenden von Jahren durch die Kalkmassen ihrer Skelette ganze Archipele gebildet haben, hat uns in den Atolls oder Lagunenriffen die „Grabsteine versunkener Inseln" bewahrt, die uns heute noch Kunde geben von einem längst unter der Meeresfläche ruhenden Ozeanien.

Aus der großen Masse Inseln, welche man unter dem Namen Polynesien zusammenfaßt, pflegt man Neu-Seeland auszuscheiden, denn in dieser englischen Kolonie, dem „Großbritannien der Südsee", wie es nicht mit Unrecht genannt wird, drängt die europäische Einwanderung die Eingeborenen immer mehr zurück. Dagegen zieht man den Fidschi-Archipel, den wir vom ethnographischen Standpunkte als Bestandteil Melanesiens bezeichneten, zu Polynesien. Danach teilt sich Polynesien in 15 Archipele: die Tucopia-Gruppe, die Fidschi-Inseln, die Tonga-, Samoa-, Ellice-, Phönix-, Union-, Manihiki-, Schiffer-, Hervey-, Tubuai-, Gesellschafts-, Tuamotu- und Markesas-Inseln, schließlich Hawaii und mehrere kleinere Inseln. Nach Behm und Wagner beträgt das Gesamtareal dieser Inselgruppen 47 666 □Kilometer, ist also bedeutend größer als preußisch und österreichisch Schlesien zusammengenommen.

Zu diesen gesellen sich dann noch die gewöhnlich unter dem Namen Mikronesien zusammengefaßten Inseln, deren Bevölkerung, wie schon oben erwähnt, den Polynesiern zuzuzählen ist: die Gilberts- und Marshall-Inseln, westlich von letzteren die Karolinen und Palau, nördlich von diesen die Ladronen, an welche sich noch mehrere kleine Inselgruppen anreihen, die sogenannten Magelhaes-Inseln, deren bedeutendste die Gruppe der Bonin-Inseln ist.

Über die Bevölkerungszahl der Südsee-Inseln fehlen noch, wie es ja gar nicht anders der Fall sein kann, genaue Nachrichten. Wie stark die Bevölkerung von Neu-Guinea ist, läßt sich, da die Insel bisher nur zu einem geringen Teile durchforscht ist, nicht bestimmen, der Bismarck-Archipel dagegen dürfte von etwa 220000 Menschen bewohnt sein. Die Bevölkerung der Salomon-Inseln schätzt man auf 170000, jene der Santa-Cruz-Inseln auf 5000 Seelen. Die Neuen Hebriden haben etwa 70000 (von Forster noch auf 200000 geschätzt, seitdem durch Kriege und Krankheiten zusammengeschmolzen), die Loyaltygruppe etwa 15000, Neu-Kaledonien 41694 Einwohner, davon 17345 Europäer, die Deportierten und Freigelassenen mitgerechnet, die

Fidschi-Inseln 121074. All die hunderte von Atollen und Vulkaninseln Polynesiens sind nur von etwa 300000 Menschen bewohnt. Als Cook Hawaii besuchte, schätzte er die Bevölkerung desselben auf 400000, und in den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts wurde sie sogar auf nahezu 500000 geschätzt — im Jahre 1850 waren die Eingeborenen schon auf 82203 zusammengeschrumpft und heute zählen sie wenig mehr als 40000 Seelen, während die Zahl der Fremden, Europäer und Chinesen, auf etwa 11000 gestiegen ist!

Kanaken auf Neu-Kaledonien.

Katholische und protestantische Missionäre haben in Polynesien gewetteifert, die Eingeborenen für die christliche Lehre zu gewinnen, und ihre Bemühungen sind von den schönsten Erfolgen gekrönt worden. Ganze Inselgruppen sind zum Christentum bekehrt. Ende der siebziger Jahre besaß die Londoner Mission in Samoa 8 Hauptstationen und 27373 Anhänger, darunter 6413 Gemeindeangehörige; die Wesleyaner zählten 1600,

die Katholiken 6000 Anhänger. Inbezug auf die Tonga-Inseln konnte Sir Arthur Gordon schon im Jahre 1878 triumphierend verkünden, daß von einer Bevölkerung von 120 000 Seelen mehr als 102 000 regelmäßig die wesleyanischen Kirchen besuchten und der Rest der Bevölkerung anderen christlichen Kirchen angehöre. Ein Hauptplatz der Mission wurde Hawaii, wo namentlich die Katholiken große Erfolge errangen, während die protestantischen Konfessionen dort in neuerer Zeit immer mehr Boden zu verlieren scheinen. Die amerikanische Mission, welche 1828 bereits 6 große Gemeinden mit 12 000 Seelen und 26 000 Schüler zählte, ein Lehrer-Seminar besaß und ein religiöses Blatt herausgab, zählt heute nur noch 7000 bis 8000 Mitglieder in 56 Gemeinden.

Die deutschen Schutzgebiete in der Südsee.

Papua-Hütte in Neu-Guinea.

Im Oktober 1883 gelangte durch Vermittlung des deutschen Konsuls in Apia, Dr. Stübel, an die Reichsregierung eine Eingabe der Hauptagentur der Deutschen Handels- und Plantagen-Gesellschaft der Südsee-Inseln, in welcher auf die Gefahr aufmerksam gemacht wurde, welche dem deutschen Handel durch die von der englischen Kolonie Queensland vollzogene provisorische Annexion Neu-Guineas drohe, welche noch auf das ganze Territorium zwischen dem 141. und 154. Grad östl. L. ausgedehnt werden solle. Ein Blick auf die Karte, hieß es in der Eingabe, genügt, um zu zeigen, daß diejenige Macht oder diejenigen Mächte, welche Neu-Guinea nebst Neu-Britannien, sowie die Neuen Hebriden annektieren, gar nicht umhin können, auch die Salomon-Inseln zu nehmen, und daß diese Absicht als eine aus jenen vorhergehenden Schritten sich ergebende Konsequenz auch faktisch existiert, geht klar aus den bezüglichen Äußerungen der australischen Presse hervor. Sowie aber alle diese Inseln und Gruppen annektiert werden, sind wir dadurch selbstredend vom Arbeitermarkt ausgeschlossen, und da wir in der ganzen Südsee auf anderen Inseln keinen genügenden Ersatz finden können, so würde damit der Lebensnerv unseres Plantagenbaues abgeschnitten sein — es sei denn, daß auch Samoa von einer dieser Mächte in Besitz genommen würde, womit dann allerdings die deutschen Interessen in der Südsee als solche ein für allemal zu Grabe getragen wären.[7])

[7]) Weißbuch. Vorgelegt dem Deutschen Reichstage in der 1. Session der 6. Legislatur-Periode. Berlin, Carl Heymanns Verlag, 1885, Zweiter Teil, Seite 123.

Die lebhafte Agitation für eine Annexion der noch unabhängigen Südsee-Inseln, welche sich in Australien auf immer weitere Kreise erstreckte, war durch einen im November 1882 in der Augsburger Allgemeinen Zeitung erschienenen Artikel hervorgerufen worden, in welchem auf Neu-Guinea als ein für Deutsche geeignetes Kolonisationsgebiet hingewiesen wurde. Man ging in Australien von der Ansicht aus, daß alle noch unabhängigen Inseln der Südsee natürliche Annexe des jüngsten Erdteils seien, und die Regierung von Queensland ließ kurzweg durch einen Polizeibeamten die Annexion des nicht holländischen Teiles von Neu-Guinea proklamieren.

Diese Annexion wurde jedoch von der englischen Regierung desavouiert und für null und nichtig erklärt. Lord Derby wies das eigenmächtige Vorgehen der Kolonien zurück, weil sie zur Vornahme von Annexionen nicht berechtigt seien, aber er zeigte sich nicht abgeneigt, die von den Kolonien gewünschte Annexion im Namen der englischen Krone vorzunehmen, wenn sie sich bereit erklärten, zu den Kosten beizutragen. Nachdem dies geschehen, konnte man die australische Annexionspolitik als eine von der englischen Regierung autorisierte ansehen. Einem derartigen Vorgehen gegenüber konnte aber Deutschland kein ruhiger Zuschauer bleiben. Nicht nur mußte der deutsche Handel, der sich bisher auf den unabhängigen Inseln frei entfalten konnte, darunter leiden, sondern die Annexion erschien geradezu als ein Eingriff in die deutsche Interessensphäre, da auf einzelnen Inseln der deutsche Einfluß bedeutend überwog, auf anderen neben den deutschen Interessen gar keine englischen vertreten waren. Die deutsche Reichsregierung fand sich zu einer Einmischung umsomehr veranlaßt, als sie bereits von einem Unternehmen Kenntnis hatte, durch welches die Deutsche Handels- und Plantagen-Gesellschaft der Südsee-Inseln ihren Geschäftsbetrieb durch Errichtung neuer Niederlassungen in der Südsee zu erweitern gedachte. Auf dem Dampfer „Samoa" hatte sie unter Leitung von Dr. Finsch und Kapitän Dallmann eine Expedition nach Mioko, ihrer Hauptniederlassung in Neu-Britannien gesandt, mit der Instruktion, „unter Geheimhaltung ihrer Pläne sich nach dem südlichen Teil von Neu-Britannien und der gegenüberliegenden Nordostküste von Neu-Guinea bis zum 141. Längengrade zu wenden." Die Gesellschaft hatte an den deutschen Reichskanzler die Bitte gerichtet, „dem Unternehmen hochgeneigtest Schutz angedeihen zu lassen, soweit sich hierzu die Veranlassung darbieten sollte", insbesondere „die Konsularbeamten und Schiffskommandanten mit den erforderlichen Vollmachten und Befehlen zu versehen, um das erworbene Land einzutragen und in den geeigneten Formen unter den Schutz des Reiches zu stellen."

Wir werden auf die langen Unterhandlungen mit England später an anderer Stelle ausführlich zurückkommen, da Hand in Hand mit der Neu-Guinea-Frage noch eine andere wichtige Angelegenheit der Erledigung entgegengeführt wurde, und beschränken uns hier auf die Angabe des Resultats derselben.

Englands Ansprüche, daß die Torres-Straße als englischer Handelsweg es bedinge, daß beide Ufer im Besitze Englands seien, weil sonst seine Machtstellung in Australien durch eine an der Südküste Neu-Guineas sich festsetzende Macht gefährdet werden könnte, waren zweifellos berechtigt, aber mit demselben Rechte konnte Deutschland verlangen, daß ihm das Nordufer von Neu-Guinea überlassen werde, weil es in dem vor diesem liegenden Archipel von Neu-Britannien deutsche Interessen zu wahren galt. Die Reichsregierung erkannte daher den Wunsch der Australier, die Festsetzung einer fremden Macht an der Südgrenze Neu-Guineas zu verhindern, als berechtigt an, erklärte jedoch Ansprüche auf das ganze Gebiet, soweit es nicht bereits von Holland in Beschlag genommen war, für unberechtigt. Entsprechend den Vereinbarungen mit England bei Zurückweisung der spanischen Ansprüche auf die Palau-Inseln hielt sie jene Teile von Neu-Guinea, wo keine zivilisierte Macht thatsächlich eine Souveränität ausübte, für vollkommen berechtigte Zielpunkte deutscher Unternehmungen.

Das Ergebnis langer diplomatischer Unterhandlungen zwischen Berlin und London war, daß die englische Regierung erklärte, das Protektorat über den ganzen noch freien Teil der Küste, ausgenommen jenen zwischen der holländischen Ostgrenze und dem 145. Grad östl. Länge proklamieren zu wollen. Die Proklamation fand am 6. November 1884 in Port Moresby statt, wohin sich die englischen Kriegsschiffe „Nelson", „Espiègle", „Raven", „Swinger" und „Harrier" begeben hatten.

Um dieselbe Zeit wurden die von deutschen Reichsangehörigen gemachten Landerwerbungen durch S. M. Schiff „Elisabet" unter den Schutz des Deutschen Reiches gestellt. Von der Südspitze Afrikas war die „Elisabet" in 35 Tagen nach einer unruhigen Fahrt nach Port Jackson gelangt, von wo sie am 16. Oktober nach der Südsee unter Segel ging. Sie fuhr, begleitet von dem Kanonenboot „Hyäne", an den Luisiaden vorbei nach Neu-Britannien, passierte den St. Georg-Kanal und erreichte am 1. November die von etwa 1000 Eingeborenen bewohnte kleine Insel Matupi, auf welcher sich eine Handelsfaktorei der Firma Hernsheim & Ko. befindet. Dort wurde am 3. November durch Kapitän zur See Schering nach Verlesung einer Proklamation die Kaiserliche Kriegsflagge gehißt und die Proklamierung der deutschen Schutzherrschaft dann noch an allen Plätzen Neu-Britanniens, Neu-Irlands und der Duke of York-Inseln wiederholt, an welchen deutsche Niederlassungen bereits bestanden oder demnächst errichtet werden sollten.

Bau eines Papua-Hauses.

Am 26. Dezember wurde die englische Regierung durch den deutschen Gesandten Graf zu Münster von der Unterstellung einiger Gebiete in der Südsee unter den Schutz des Deutschen Reiches verständigt, zugleich aber auch erklärt, daß einer Verhandlung über Abgrenzung der beiderseitigen Machtsphäre dadurch ebensowenig präjudiziert werden solle, wie durch das von England proklamierte Protektorat über die Südküste. Die englische Regierung hatte schon vor einiger Zeit in Berlin einen Ausgleichsvorschlag in einer vertraulichen Besprechung des englischen Delegierten Mr. Meade mit Dr. Busch unterbreiten lassen, den jedoch Fürst Bismarck unannehmbar fand. Verlangte doch England das ganze nicht holländische Neu-Guinea nebst der Luisiade und allen Inselgruppen in einer Entfernung von 20 bis 25 Seemeilen von der Küste für sich, und wollte Deutschland nur das Protektorat über Neu-Britannien, Neu-Irland und die Duke of York-Inseln überlassen, die übrigen noch unabhängigen Südsee-Inseln neutralisieren! Die englische Regierung stand noch immer

unter dem Einfluß der wachsenden Aufregung der australischen Bevölkerung, da das Verhältnis zwischen dem Mutterlande und den Kolonien ein sehr gespanntes war. Woche auf Woche verging daher, ohne daß eine Verständigung über Neu-Guinea erzielt worden, dagegen zeigte der Botschafter Edward Malet am 17. Januar in Berlin an, daß die Regierung Ihrer Majestät das englische Protektorat in Neu-Guinea vom Ost-Kap bis zum Hüon-Golf und über die Luisiaden- und Woodlark-Inselgruppen auszudehnen beabsichtige. Da die englische Regierung bereits vor ihrer ersten Besitzergreifung sich wiederholt mit der deutschen Auffassung, daß ihr Protektorat auf die Südküste beschränkt bleiben solle, einverstanden erklärt hatte, wies Fürst Bismarck sofort darauf hin, daß eine solche Ausdehnung des Protektorats zu einer Kollision mit den deutschen Interessen führen müsse. Lord Granville setzte dem entgegen, es sei ihm nicht bekannt gewesen, daß Deutschland weitere Besitzergreifungen in Neu-Guinea beabsichtige, und daß man die Küstenstrecke zwischen dem deutschen und englischen Gebiet nicht habe frei lassen können, da zu befürchten war, daß sich Freibeuter dort festsetzen würden. Fürst Bismarck ließ nun darauf hinweisen, daß die englische Regierung noch vor kurzem den Standpunkt eingenommen habe, „daß die Regelung der Besitzverhältnisse zwischen Deutschland und England, besonders auf dem östlichen Teile der Insel, den Gegenstand einer noch ausstehenden diplomatischen Verhandlung zwischen den beiden Regierungen bilden solle. Diesem Standpunkt würde es entsprochen haben, wenn die englische Regierung vor Erteilung der Befehle zur Besitzergreifung des angeblich den Unternehmungen von Freibeutern ausgesetzten Küstenstrichs sich hierüber zunächst mit der Regierung Seiner Majestät des Kaisers ins Einvernehmen gesetzt hätte." Der kaiserliche Botschafter in London mußte gegen jede englische Besitzergreifung zwischen dem Ost-Kap und der Hüon-Bai, sowie auf den D'Entrecasteaux- und Woodlark-Inseln Verwahrung einlegen.

Das entschiedene Auftreten der deutschen Reichsregierung ist nicht ohne Erfolg geblieben. England hat auf seine unberechtigten Ansprüche verzichtet, und am 25., beziehungsweise 29. April 1885 wurde durch Notenaustausch der beiden Regierungen die Grenze zwischen den deutschen und englischen Schutzgebieten fest-gestellt.[8]) England hob die Besitzergreifung der Ostküste bis zum Hüon-Golf auf, verzichtete auch auf die gleichfalls besetzten Inseln Long und Rook an der Nordküste, erhielt aber dagegen die Anerkennung seiner Oberhoheit über die vor der Südostspitze Neu-Guineas gelegene D'Entrecasteaux-, Woodlark- und Luisiaden-Gruppe.

Nun hatte die Genossenschaft deutscher Reichsangehöriger, von welcher der Anstoß zu den Landerwerbungen auf Neu-Guinea ausgegangen war, und die sich am 26. Mai 1884 unter dem Namen „Neu-Guinea-Kompanie" nach den Bestimmungen des Preußischen Landrechts als Gesellschaft konstituiert hatte, freie Bahn. Die „Deutsche Handels- und Plantagen-Gesellschaft der Südsee-Inseln" und die Firma Robertson & Hernsheim, welche schon seit langer Zeit im Neu-Britannia-Archipel Faktoreien und Grundeigentum besaßen, traten der Gesellschaft bei, welche zur Erreichung ihres Zweckes, in dem deutschen Schutzgebiet mit eigenen Mitteln ein Staatswesen zu errichten, die Reichsregierung um einen Schutzbrief ersuchte. Ein solcher, im allgemeinen dem der „Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft" erteilten entsprechend, wurde ihr am 17. Mai 1885 zuteil. Derselbe lautet:

„Wir, Wilhelm, von Gottes Gnaden Deutscher Kaiser, König von Preußen 2c. thun kund und fügen hiermit zu wissen: Nachdem Wir im August 1884 einer Gemeinschaft von Reichsangehörigen, welche inzwischen den Namen „Neu-Guinea-Kompanie" angenommen hat, für ein von derselben eingeleitetes Kolonialunternehmen auf Inselgebieten im westlichen Teile der Südsee, welche nicht unter der Oberhoheit einer andern Macht stehen, Unsern Schutz verheißen hatten; nachdem diese Kompanie durch eine von ihr ausgerüstete Expedition in jenen Gebieten unter der Kontrolle Unseres dortigen Kommissars Häfen und Küstenstrecken zum Zwecke der Kultur und zur Errichtung von Handelsniederlassungen erworben und in Besitz genommen hat, und demnächst auf Unsern Befehl diese Gebiete durch Unsere Kriegsschiffe unter Unsern Schutz gestellt worden sind; nachdem die beiden deutschen Handelshäuser, welche in einem Teile jener Gebiete schon früher Faktoreien

[8]) Deutscher Reichsanzeiger vom 23. Juni 1885, Nr. 144.

errichtet und Grundeigentum erworben hatten, der Kompanie beigetreten sind, und nachdem die Kompanie, rechtlich vertreten durch Unsern Geheimen Kommerzienrat Adolph von Hansemann, nunmehr angezeigt hat, daß sie es übernehme, die zur Förderung des Handels und der wirtschaftlichen Nutzbarmachung des Grund und Bodens, sowie zur Herstellung und Befestigung eines friedlichen Verkehrs mit den Eingeborenen und zu deren Zivilisierung dienlichen staatlichen Einrichtungen in dem Schutzgebiete auf ihre Kosten zu treffen und zu erhalten, auch damit den Antrag verbunden hat, daß ihr zur Erreichung dieses Zweckes durch einen Kaiserlichen Schutzbrief das Recht zur Ausübung landeshoheitlicher Befugnisse unter Unserer Oberhoheit zugleich mit dem ausschließlichen Recht, unter der Oberaufsicht Unserer Regierung herrenloses Land in Besitz zu nehmen und darüber zu verfügen und Verträge mit den Eingeborenen über Land und Grundberechtigungen abzuschließen, verliehen werden möchte: so bewilligen Wir der Neu Guinea-Kompanie diesen Unsern Schutzbrief und bestätigen hiermit, daß Wir über die betreffenden Gebiete die Oberhoheit übernommen haben.

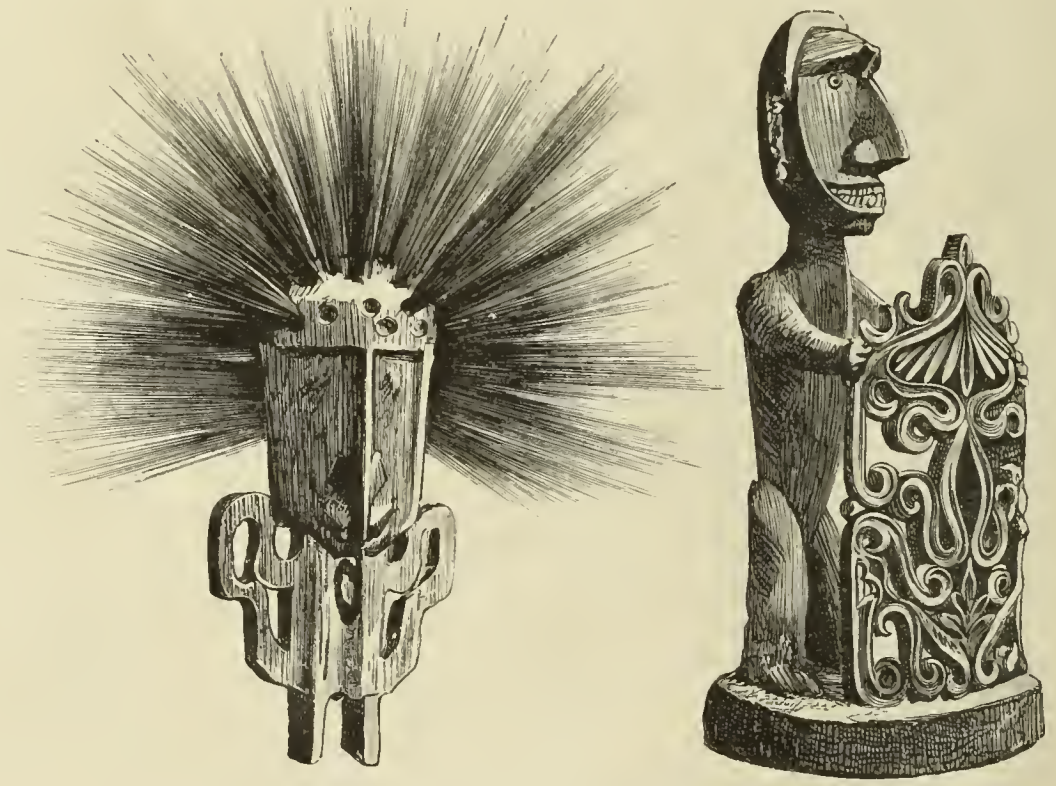
„Diese Gebiete sind die folgenden: 1. Der Teil des Festlandes von Neu-Guinea, welcher nicht unter Englischer oder Niederländischer Oberhoheit steht. Dieses Gebiet, welches Wir auf Antrag der Kompanie „Kaiser Wilhelms Land" zu nennen gestattet haben, erstreckt sich an der Nordostküste der Insel vom 141. Grade östlicher Länge (Greenwich) bis zu dem Punkte in der Nähe von Mitre Rock, wo der 8. Grad südlicher Breite die Küste schneidet, und wird nach Süden und Westen durch eine Linie begrenzt, welche zunächst dem 8. Breitengrade bis zu dem Punkte folgt, wo derselbe vom 147. Grade östlicher Länge durchschnitten wird, dann in einer geraden Linie in nordwestlicher Richtung auf den Schneidepunkt des 6. Grades südlicher Breite und des 144. Grades östlicher Länge und weiter in west-nord-westlicher Richtung auf den Schneidepunkt des 5. Grades südlicher Breite und des 141. Grades östlicher Länge zuläuft und von hier ab nach Norden diesem Längengrade folgend wieder das Meer erreicht. 2. Die vor der Küste dieses Teiles von Neu-Guinea liegenden Inseln, sowie die Inseln des Archipels, welcher bisher als der von Neu-Britannien bezeichnet worden ist und auf Antrag der Kompanie mit Unserer Ermächtigung den Namen „Bismarck-Archipel" tragen soll, und alle anderen nordöstlich von Neu-Guinea zwischen dem Äquator und dem 8. Grade südlicher Breite und zwischen dem 141. und 154. Grade östlicher Länge liegenden Inseln.

„Ingleichen verleihen Wir der besagten Kompanie, gegen die Verpflichtung, die von ihr übernommenen staatlichen Einrichtungen zu treffen und zu erhalten, auch die Kosten für eine ausreichende Rechtspflege zu bestreiten, hiermit die entsprechenden Rechte der Landeshoheit, zugleich mit dem ausschließlichen Recht, in dem Schutzgebiet herrenloses Land in Besitz zu nehmen und darüber zu verfügen und Verträge mit den Eingeborenen über Land und Grundberechtigungen abzuschließen, dies alles unter der Oberaufsicht Unserer Regierung, welche die zur Wahrung früherer wohlerworbener Eigentumsrechte und zum Schutz der Eingeborenen erforderlichen Bestimmungen erlassen wird. Die Ordnung der Rechtspflege, sowie die Regelung und Leitung der Beziehungen zwischen dem Schutzgebiete und den fremden Regierungen bleiben Unserer Regierung vorbehalten. Wir verheißen und befehlen hiermit, daß Unsere Beamten und Offiziere durch Schutz und Unterstützung der Gesellschaft und ihrer Beamten in allen gesetzlichen Dingen diesen Unsern Schutzbrief zur Ausführung bringen werden. Diesen Unsern Kaiserlichen Schutzbrief gewähren Wir der Neu-Guinea-Kompanie unter der Bedingung, daß dieselbe bis spätestens ein Jahr vom heutigen Tage ab ihre rechtlichen Verhältnisse nach Maßgabe der Deutschen Gesetze ordnet, daß die Mitglieder ihres Vorstandes oder der sonst mit der Leitung betrauten Personen Angehörige des Deutschen Reiches sind, und unter dem Vorbehalt späterer Ergänzungen dieses Unseres Schutzbriefes und der von Unserer Regierung zu seiner Ausführung zu erlassenden Bestimmungen, sowie der in Ausübung Unserer Oberhoheit über das Schutzgebiet ferner zu treffenden Anordnungen, zu deren Befolgung die Kompanie bei Verlust des Anspruchs auf Unsern Schutz verpflichtet ist. Zu Urkund dessen haben Wir diesen Unsern Schutzbrief Höchsteigenhändig vollzogen und mit Unserem Kaiserlichen Insiegel versehen lassen." [9])

[9]) Deutscher Reichsanzeiger vom 21. Mai 1885, Nr. 117.

Das unter deutschen Schutz gestellte Gebiet in Neu-Guinea war bei der Vereinbarung zwischen den beiden Regierungen auf 173 500 □ Kilometer, das englische Gebiet auf 164 000 □ Kilometer geschätzt worden. Eine nachher von dem Geometer Br. Trognitz auf Grundlage der Hassenstein'schen Karte der deutschen Besitzungen in Melanesien vorgenommene planimetrische Berechnung hat dagegen ergeben, daß das deutsche Schutzgebiet in Neu-Guinea 181 650, das englische 221 570 □ Kilometer, die Inseln im Südosten von Neu-Guinea hinzugerechnet, aber 229 100 □ Kilometer umfaßt. [10])

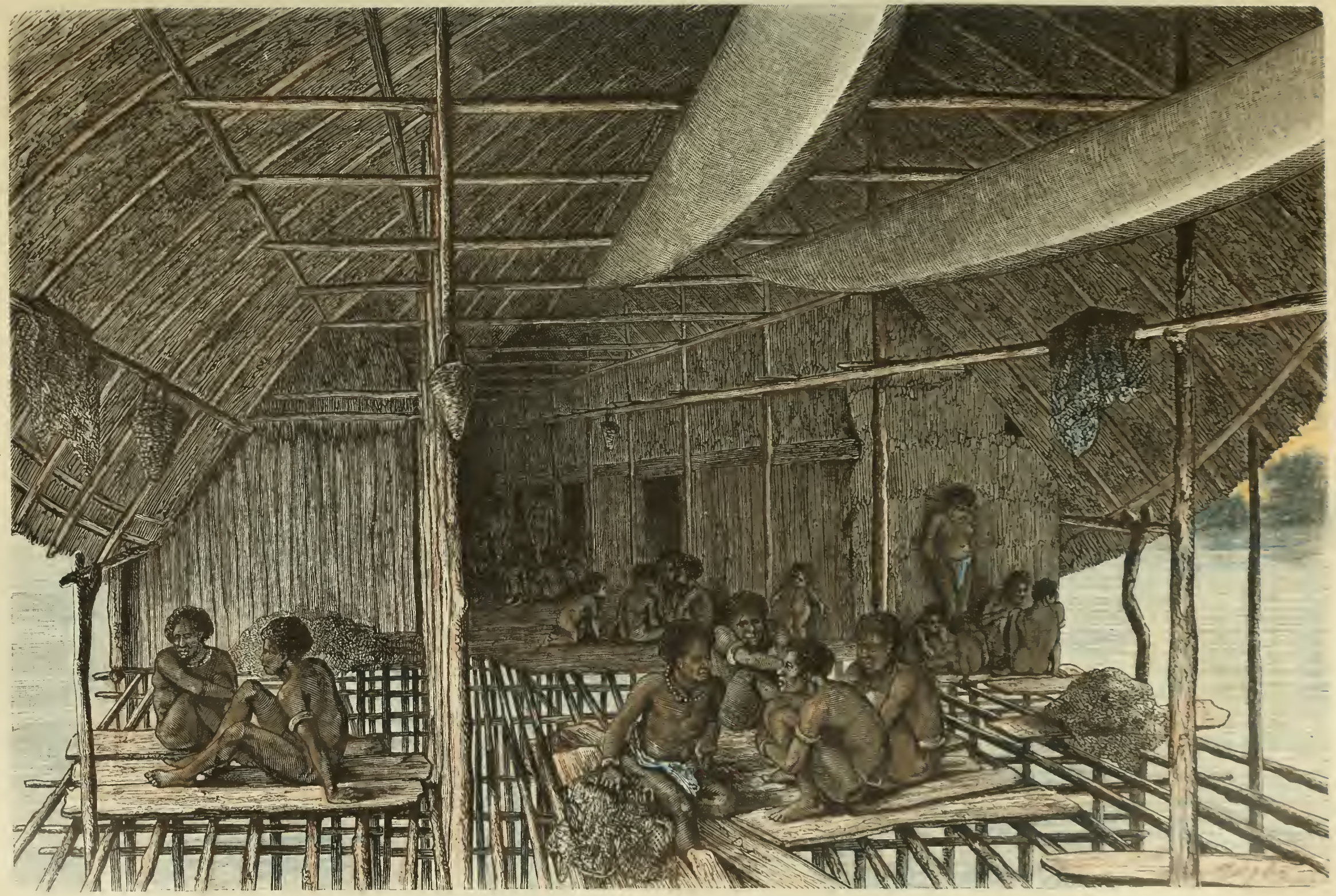
Der Rest des Landes von der Westspitze desselben bis zu der dem 141. Grad östl. L. folgenden Grenze des deutschen und englischen Besitzes gehört den Holländern. Dieser Teil war auch derjenige, welcher zuerst entdeckt wurde. Seine Entdeckung war eine Folge des durch den bekannten Richterspruch des Papstes Alexander VI. entbrannten Streites um die Molukken. Der Papst hatte bekanntlich 100 Stunden westwärts von den Azoren von Pol zu Pol eine Linie gezogen, welche die Grenzscheide zwischen dem spanischen und portugiesischen Kolonialbesitz bilden sollte: alles neu entdeckte Land westlich von der Demarkationslinie sollte



Idole der Papuas auf Neu-Guinea.

den Spaniern, alles östlich von derselben gelegene dagegen den Portugiesen gehören. Betreffs der durch den Portugiesen Albuquerque entdeckten Molukken herrschten aber Zweifel, ob sie westlich oder östlich von jener Linie lägen, und die Spanier ergriffen begierig eine sich ihnen bietende Gelegenheit, in den Besitz der reichen Inselgruppe zu gelangen. Der Entdecker der Inseln, der sich durch Emanuel von Portugal zurückgesetzt glaubte, verließ grollend dessen Dienst und begab sich nach Madrid, wo er sich erbot, wenn man ihm einige Schiffe zur Verfügung stelle, den Beweis zu liefern, daß die Azoren westlich von der Demarkationslinie lägen, also den Spaniern gehörten. Kaiser Karl V. ging auf das Anerbieten ein und sandte Albuquerque mit 5 Schiffen nach Westen. Begünstigt vom Passatwind, durchsegelte die Flotille glücklich den ganzen weiten Ozean, wobei man seltsamerweise nirgends Land zu Gesicht bekam, und erreichte im März 1521 den Marianen-Archipel, von wo sie sich nach den Philippinen wandte. Albuquerque wurde auf einer der letzteren im Kampfe mit den Eingeborenen getötet, aber die Expedition setzte die Fahrt fort und erreichte die Molukken, welche sie nun für

[10]) Siehe Petermanns Mitteilungen, 1885, 6. Heft, Seite 229.



Inneres eines Papua-Hauses.

Spanien in Besitz nahm. Wenige Jahre später führte ein Zufall die ersten Europäer an die Küste von Neu-Guinea. Der Vizekönig von Goa, Lopez de Lampajo, hatte Jorge de Meneses nach der Molukkeninsel Ternate gesandt, um Unruhen zu dämpfen, welche dort ausgebrochen waren, aber der Nordwestmonsun trieb die Expedition über die Molukken hinaus nach Osten. Meneses geriet zu Inseln an der Nordküste Neu-Guineas, denen er den Namen Islas de San Jorge gab (vielleicht Warsia, unter 0° 50′ s. Br.), und bei denen er den Eintritt des Südostmonsuns abwartete. Zwei Jahre später gelangte ein anderer Spanier, Alvaro de Saavedra, an die Küste von Neu-Guinea, wo er in einer großen, mit vielen Inseln bedeckten Bai (Geelvink-Bai?) vor Anker ging. Da er ein neues Goldland suchte, gab er den Inseln den Namen Islas del oro, Goldinseln. Im Jahre 1537 litt der Spanier Grijalva, nachdem er die Crespos-Insel entdeckt hatte, an der Küste Neu-Guineas Schiffbruch, gelangte aber mit einigen seiner Leute ans Land und wurde später von dort durch Antonio Galvano abgeholt. Die nächsten Besucher Neu-Guineas waren Bernhard de la Torre und Juan Gaetan, welche 1543 an der Nordküste entlang nach Osten segelten und dabei die Humboldt-Bai entdeckten. Ihren jetzigen Namen erhielt die Insel wahrscheinlich um 1545 durch Ortiz de Rete, den die Eingeborenen welche er an der Nordküste sah, lebhaft an die Neger im westafrikanischen Guinea erinnert haben sollen, doch ist diese Erzählung nicht unbestritten, da von anderer Seite berichtet wird, daß die Insel den Namen Neu-Guinea schon 1529 durch Alvaro de Saavedra erhalten habe.

Die Reisen des Spaniers Ronquillo in den Jahren 1580 und 1581 vermehrten die Kenntnis von der Insel nur unbedeutend, dagegen begannen nun bald auch die Holländer derselben ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden. Wilhelm Jansz, dem man seit einiger Zeit die Entdeckung Australiens zuschreibt, erreichte 1605 die Frederik Hendrik-Insel an der Südküste Neu-Guineas, kehrte aber bei dem von ihm benannten „Falschen Kap" um, da er die Insel für festes Land hielt und in eine große Bai gelangt zu sein glaubte. Im Jahre 1606 wurde dann Neu-Guinea noch zweimal von Holländern besucht, da Jan Lodewijksz und Rosengeyn an der Süd- und Südwestküste landeten.

Durch alle diese Entdeckungsfahrten war noch kein klares, richtiges Bild der Insel geschaffen worden. Nur ein kleiner Teil der Südsee-Inseln war schon entdeckt: 1526 die Königs-Inseln (südlichen Marshal-Inseln), 1567 die Markesas-, Salomons- und Santa Cruz-Inseln; im Süden Neu-Guineas waren die Holländer an der australischen Küste Anfang 1606 erst bis zum Carpentaria-Golf vorgedrungen. Die Karten aus dem 16. Jahrhundert enthalten daher gar wunderbare Angaben. Auf Sebastian Münsters Erdkarte sehen wir am westlichen Rande des großen Kontinents, den man sich damals noch um den Südpol gelagert dachte und der (als Terra australis nondum cognita) einerseits durch die Magelhães-Straße von Amerika getrennt ist, andererseits sich gegen Afrika hin erstreckt, eine runde Insel liegen, unser Neu-Guinea, und nördlich von derselben noch mehrere kleine Inseln.

Eine wesentliche Bereicherung der geographischen Kenntnisse inbezug auf Neu-Guinea brachte das 17. Jahrhundert. Eine epochemachende Entdeckungsfahrt leitete dasselbe ein, und dann folgte in rascher Folge eine Reise der andern. Der Spanier Vaez de Torres durchsegelte im Jahre 1607 den Meeresarm zwischen Neu-Guinea und Australien, die nach ihm benannte Torresstraße, und erbrachte dadurch den Beweis, daß Neu-Guinea nicht mit Australien zusammenhänge.[11]) Dieser große Erfolg spornte die Holländer an, die Entdeckungsfahrten an der Nordküste fortzusetzen, aber dort kam man nicht so rasch vorwärts wie an der Südküste. Auf ihrer Weltumseglung erreichten Willem Schouten und Jakob le Maire im Jahre 1616 von Neu-Irland her die Nordküste Neu-Guineas, entdeckten an der Cornel Kniers-Bai (145° östl. L.) die Mündung eines großen Flusses und auf der Weiterfahrt die Schouten-Inseln (22. Juni) und die Insel Jappen (17. Juli). Längs der Küste nach Westen segelnd, landeten sie noch auf mehreren großen Inseln, fanden aber die Ein-

[11]) Der Bericht über diese wichtige Reise blieb seltsamerweise bis 1762 unbeachtet im Archiv von Manila liegen. Erst nach der Einnahme Manilas durch die Engländer wurde das Manuskript ans Tageslicht gezogen und nach Europa gebracht, wo später Dalrymple eine Übersetzung desselben veröffentlichte. Das Original ist in Verlust geraten.

geborenen fast überall feindlich gesinnt. In der Cornel Aniers-Bai war es zu einem blutigen Zusammenstoß mit denselben gekommen, wobei 16 Matrosen den Tod fanden. Ihre häufigen Landungen ermöglichten den Seefahrern, die Eingeborenen näher kennen zu lernen, so daß durch sie zum erstenmal genauere Kunde über die Papuas nach Europa gelangte. Im Jahre 1642 befuhr der Holländer Abel Jansz, im folgenden Jahre Visscher, und 1644 Maerten Gerritsz Vries die Nordküste. Erfolgreicher als diese Fahrten war die Expedition, welche Abel Tasman 1643 mit den Schiffen „Heemskerk" und „Zeehaan" unternahm und auf der er die Insel Brulante entdeckte. Die Ergebnisse einer zweiten Reise Tasmans (1645?), welche er zu einer gründlichen Erforschung des Landes benutzt haben soll, sind nicht veröffentlicht worden.

Die Süd- und Südwestküste, welcher die Holländer hauptsächlich ihr Augenmerk zuwandten, wurde in diesem Jahrhundert von vielen Seefahrern besucht: die Südwestküste 1616 von Cornelius Dedel, 1622 von Jan Vos — die Südküste 1623 durch den von der holländisch-ostindischen Kompanie mit 2 Yachten ausgesandten Kapitän Jan Carstens, der zwar bei einer Landung von den Eingeborenen überfallen wurde und mehrere Leute verlor, aber doch das Vorhandensein schneebedeckter Berge im Innern der westlichen Halbinsel feststellte — wiederum die Südwestküste 1636 von Gerhard Pool, Gerret Thomasz und Pieter Pieteresz, von denen der erste von den ungemein wilden Eingeborenen unter 4° 50′ südl. Br. erschlagen wurde, während die beiden anderen Reisen ohne nennenswerten Erfolg blieben — und 1643 sowohl die Südwest- als die Südküste von dem schon oben erwähnten Holländer Visscher. Von geringer Bedeutung waren die nächstfolgenden Reisen an die Süd- und Südwestküste, welche Adrian Dortsmann (1654), Frederick Gommersdorp (1654), Josua Braconier (1654), Jakob Borne (1655 bis 1658) und Willem Buyts (1662) unternahmen. Im Jahre 1663 wurde die Bai, welche heute Mac Cluer-Bai heißt, durch Nikolaus Vinck erforscht, der dort bei den Eingeborenen freundliche Aufnahme fand, und 1678 entdeckte der Kaufmann Johannesen Keyts die Ryklof van Goens-Bai (Telok-Lebekor-Bai) und die Quelberg-Bai. Um dieselbe Zeit befuhr auch Augustin Dirkz die Südwestküste.

Das 17. Jahrhundert sollte nicht zu Ende gehen ohne eine wichtige Entdeckung, welche die Kenntnis Neu-Guineas in gleicher Weise vermehrte wie die Fahrt des Spaniers Torres am Anfang des Jahrhunderts. Im Laufe desselben war eine Menge Südsee-Inseln entdeckt worden, Neu-Seeland (1642), die Fidschi-Inseln (1643), die Tonga-Gruppe (1643), die Karolinen (1686) u. s. w., aber über der Nordostspitze Neu-Guineas lagerte noch immer undurchdringliches Dunkel. Man glaubte, daß Neu-Britannien und Neu-Irland sowohl unter einander als mit Neu-Guinea zusammenhängen, und hatte keine Ahnung, daß beide selbständige große Inseln sind. Das Kap Santa Maria auf Neu-Irland hielt man für die Nordostspitze Neu-Guineas. Erst die berühmte Weltumseglung des Engländers Dampier beseitigte diesen Irrtum. Dampier durchfuhr 1699 die nach ihm benannte Straße zwischen Neu-Britannien und der Rook-Insel, stellte dadurch fest, daß Neu-Britannien eine Insel ist, und entdeckte am 4. Februar 1700 die nordöstliche Spitze Neu-Guineas, das Kap King William.

Der so erfolgreichen Fahrt Dampiers folgte in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts eine Menge ziemlich unbedeutender Expeditionen. Mehrere Inseln der Nord- und Nordwestküste wurden von den Holländern Jan van Benthen und Franz Ernst (1702), Conraed Frederick Hofmann (1705), Pieter Clein und Johann Adolph van der Laan (1704) besucht, von deren Fahrten nichts Wichtiges zu berichten ist, wogegen die Expedition des Schiffes „Geelvink" (1705) nach der heute seinen Namen tragenden großen Bai die Kenntnis derselben und der vorliegenden Inseln wesentlich bereicherte. Ihr großes Verdienst war eine sorgfältige Aufnahme der Küste, mehrere Inseln und auch Berge auf Neu-Guinea erhielten Namen (der Groote und kleine Kerkberg, Oliphant, Doodkist u. s. w.), und ferner wurde festgestellt, daß die Feindseligkeit der Eingeborenen einen Verkehr mit denselben unmöglich mache und Gewürzpflanzen nirgends vorhanden seien.

Nun folgen wieder unbedeutende Reisen: Engländer besuchen 1705 die Insel Jappen, 1716 nehmen die Holländer die Forschungsreisen aufs Neue auf und Jakob van Geyn, Pieter Lijn, van der Laan, Jakob Weyland, Baltus van Santen und Frans Reaal besuchen die Nordküste und die Papuschen-Inseln, der Welt-

umsegler Jakob Rogeween geht 1722 zwischen den Inseln Moa und Arimoa in der Humboldt-Bai vor Anker und fährt dann nach den Schouten- und Papuschen-Inseln, und nach den letzteren kommen während der nächsten 40 Jahre wiederholt holländische Seefahrer: Pieter van Wondenberg und Adrian Cagias (1725), Enoch Christian Wiggers (1730), Jean Pordwyn Lantberger und Gerard Hendrik Duvel (1737), Matheus Feretz und Du Rietz (1744), Johann Sebastiaan van Masson und August Hendrik Gregory (1761), Jan Jonkers (1762).

Die Reihe neuer Entdeckungen beginnt erst 1767 mit der Fahrt der Schaluppe „Swallow", auf welcher der englische Weltumsegler Carteret die Insel Stephens an der Nordküste Neu-Guineas entdeckte. Das folgende Jahr brachte die Entdeckung der Durchfahrt zwischen den Inseln Rub und Waigiu, welche nach ihrem Entdecker Bougainville-Kanal benannt wurde. Nun begannen auch die Engländer sich für Neu-Guinea zu interessieren, nachdem der berühmte Seefahrer Cook auf seiner ersten Weltumseglung im September 1770 die Südküste berührt hatte, aber wegen der feindseligen Haltung der Eingeborenen schon nach einigen Stunden weitergesegelt war. Im Auftrage der englisch-ostindischen Kompanie besuchte 1774 Forrest Waigiu und den Hafen von Doreh, welcher Reise man die erste ausführlichere Beschreibung der Insel verdankte, der englische Kapitän Mac Cluer landete 1791, nachdem er längere Zeit mit 2 Schiffen an der Westküste gekreuzt, in der Bai, welche seinen Namen trägt, und besuchte später auch die Schouten-Inseln. Im folgenden Jahre kam ein anderer Engländer unter eigentümlichen Verhältnissen an die Südküste Neu-Guineas. Es war der Kapitän Bligh von der „Bounty", der von seiner meuternden Mannschaft nebst 18 Gefährten in einem Boote ausgesetzt wurde, aber glücklich die 3000 Meilen lange Fahrt über den Ozean ausführte. Er war der erste Europäer, der die Torresstraße in der Richtung von Ost nach West befuhr, wobei er zwischen dem Barrière-Riff und Neu-Guinea den Bligh-Kanal entdeckte. Im Jahre 1795 wurde endlich auch die Ostküste durch die englischen Kapitäne Bampton und Alt untersucht, und die Reihe der Entdeckungen des 18. Jahrhunderts schloß in demselben Jahre mit der Entdeckung einer neuen Inselgruppe nördlich von der Luisiade durch D'Entrecasteaux, nach dem sie auch benannt worden ist.

Trotz dieser vielen Reisen hatte man am Ende des 18. Jahrhunderts noch eine sehr unklare Vorstellung von der Gestalt der Insel. Auf einer Karte, welche am 24. Januar 1792 der französischen Akademie vorgelegt wurde, ist die ganze Küste von der Mündung des Fly bis über den Hüon-Golf hinaus nur in unklaren Umrissen angegeben. Der Papua-Golf ist zwar angedeutet, aber von der langgestreckten Südspitze Neu-Guineas ist keine Spur zu entdecken. An der Nordküste finden wir die jetzige Astrolabe-Bai mit den vorliegenden Inseln bereits angegeben, ihre Ausdehnung aber noch nicht erforscht, und weiterhin, wo die Insel sich verengert und einer langen Röhre gleich nach Nordwest erstreckt, befindet sich eine unbedeutende Einbuchtung, in welcher die Inseln Arimoa und Moa liegen. Dagegen zieht sich an der Südküste von dem mit der Hauptinsel zusammenhängenden Falschen Kap eine der Geelvink-Bai an Größe gleich kommende Bai ostwärts in das Land hinein, und in der Torresstraße liegen vor der Neu-Guinea-Küste mehrere große Inseln. Nördlich von der Luisiade ist an der Stelle der D'Entrecasteaux- und Woodlark-Gruppe die Nord- und Ostküste einer großen Insel verzeichnet, welche 1705 von der Schaluppe „Geelvink" gesehen wurde. Neu-Britannien besteht aus 2 Inseln, und die vor dem schon verhältnismäßig richtig angegebenen Neu-Irland gelegene Sandwich-Insel ist bedeutend größer als Neu-Hannover.[12])

Die gegen Ende des 18. Jahrhunderts beginnenden Revolutionskriege lenkten die Aufmerksamkeit von Neu-Guinea ab, die Forschungsarbeit ruhte vollständig, und erst im Jahre 1819 erhielt der französische Kapitän Freycinet den Auftrag, mit dem Schiffe „L'Uranie" eine Forschungsreise nach der Südsee zu unternehmen, auf welcher er gegen Ende des Jahres Waigiu und einige benachbarte Inseln berührte und dann nach den Ladronen und Hawaii weitersegelte. Dieser für die Erforschung Neu-Guineas unwichtigen Expedition folgte jene des Leutnants Duperrey mit der „Coquille", welcher 1823 und 1824 außer den Gesellschafts-Inseln,

[12]) Siehe Découvertes des François en 1768 et 1769 dans le Sud-Est de la Nouvelle Guinée etc. Paris, de l'imprimerie Royale, 1780.

Paumotu, Gilberts- und Marshall-Inseln auch Doreh und mehrere Punkte der Nordküste Neu-Guineas, die Schouten-Inseln und Neu-Britannien besuchte. Da an dieser Expedition die Naturforscher Lesson und Garnot teilnahmen, lieferte dieselbe außer den geographischen Aufnahmen ein so reiches Material zur Kenntnis der Tier- und Pflanzenwelt der Insel, wie keine frühere Expedition. Mit ihr beginnt die lange Reihe der großen Forschungsreisen des 19. Jahrhunderts, welche Stück für Stück den Schleier zerreißen, der Neu-Guinea so lange verhüllt hat.

Noch glänzendere Erfolge als Freycinet erzielte im Jahre 1827 der Franzose Dumont D'Urville, den auf der Korvette „l'Astrolabe" die Zoologen Gaimard und Quoy begleiteten, welche in Neu-Guinea keine Fremdlinge waren, da sie schon die Expedition Freycinets begleitet und die Insel Waigiu durchforscht hatten. Dumont D'Urville verweilte mehrere Tage in Doreh, besuchte die Schouten-Inseln, welche er wegen des Benehmens der Eingeborenen Verräter-Inseln benannte, und fuhr dann wieder zur Küste der Hauptinsel hinüber,

Begräbnisstätte der Papuas.

wo er eine große Bai dicht am 141. Längengrad erforschte, die von ihm den Namen Humboldt-Bai erhielt, während er dem östlich von der Bai gelegenen Kap den Namen Kap Bompland beilegte.

An der Südküste Neu-Guineas waren im Jahre 1826 die Holländer thätig. Kapitän Kolff befuhr mit der Brigg „Dourga" die Küste beim Falschen Kap und entdeckte die jetzige Prinzeß Mariannen-Straße, die er jedoch für einen Fluß hielt und Dourga-Fluß benannte. Überhaupt begannen jetzt die Holländer, durch die Konkurrenz der Franzosen und Engländer aus ihrer Ruhe aufgerüttelt, daran zu denken, auf der Insel festen Fuß zu fassen, bevor ihnen andere zuvorkamen. Im Jahre 1824 hatten sie sich ohnehin schon zu einem Vertrag mit den Engländern bequemen müssen, durch welchen der 141. Längengrad als Ostgrenze ihres Besitzes auf Neu-Guinea angenommen wurde. Die holländisch-ostindische Kompanie ging nun energisch daran, die großen Länderstrecken, welche sie besaß, auszunutzen. Sie sandte 2 Schiffe, die Korvette „Triton" und den Schooner „Iris" nach der Insel, Kapitän Steenboom ergriff feierlich Besitz von allem Land westlich vom 141. Längengrad und errichtete am westlichen Ufer der nach dem Schiffe benannten Tritons-Bai, am Hafen Du Bus, ein Fort, welches den Namen Merkus erhielt. Kapitän Steenboom befuhr hierauf die Küste östlich

vom Kap Buru und sah im Innern der Insel ein hohes Gebirge, dessen Berggipfel mit Schnee bedeckt zu sein schienen. Außer der Gründung der ersten Niederlassung verfolgte die Expedition auch wissenschaftliche Zwecke. Die deutschen Naturforscher Salomon Müller, B. Macklot und A. Zippelius beteiligten sich an ihr im Auftrage der Holländisch-ostindischen Kompanie, und die reichen zoologischen und botanischen Sammlungen, welche sie heimbrachten, lieferten im Verein mit der Aufnahme mehrerer tüchtigen Zeichner zum erstenmal ein genaues, sorgfältiges Bild von einer Gegend Neu-Guineas.

Dieser erfreuliche Anfang fand keine Fortsetzung, der Eifer der Kompanie für die Kolonisierung Neu-Guineas erkaltete rasch. Der Dampferverkehr zwischen der Niederlassung Merkus und Amboina, von wo dieselbe mit allem Nötigen versehen werden mußte, führte allerdings häufiger als früher holländische Schiffe nach der Westküste, von wo sie auch weitere Entdeckungsfahrten unternahmen. Die Kapitäne van Langenberg und Kool durchschifften mit den Schoonern „Postillon" und Sireen den angeblichen Dourga-Fluß und stellten fest, daß derselbe eine Meeresstraße ist, der sie nun den Namen Prinzeß Mariannen-Straße und der durch sie von Neu-Guinea getrennten Insel den Namen Prinz Frederik Hendrik-Insel beilegten. Das war jedoch der einzige Erfolg der nächsten 7 Jahre. Die Niederlassung Merkus fristete ein klägliches Dasein, die feuchten Ufer der Bucht waren kein für die Ansiedlung von Europäern geeigneter Ort, und das Klima lichtete die Reihen der Ansiedler stets so rasch, daß die Kompanie schon 1835 den Platz aufgab. Wenige Jahre genügten, die letzten Spuren der Kolonisten-Thätigkeit zu verwischen, und als 1858 der „Etna" in der Bai vor Anker ging, wußten auch die Eingebornen nicht mehr, daß noch vor 23 Jahren dort Europäer gewohnt hatten. Die nomadisierende Bevölkerung von damals hatte einer andern Platz gemacht. Von den in der Bai errichteten Gebäuden fand schon Dumont d'Urville kaum noch eine Spur, als er 1839 auf einer zweiten Expedition mit der „l'Astrolabe" und „la Zélée" am 21. April in den Hafen Du Bus einlief.

Auf dieser zweiten Fahrt, deren Ziel bekanntlich die Südpolregion war, befuhr d'Urville die Südwest- und Südküste Neu-Guineas bis in die Mariannen-Straße hinein und besuchte einige Inseln der Südküste, während die Naturforscher Jacquinet und Hombron sich der Erforschung der Tritons-Bai widmeten.

Im folgenden Jahre befuhr noch der Engländer Belcher die Nordküste, aber seine Reise brachte nichts Neues. Mehr leistete die Expedition des Kapitäns Blackwood, der mit dem englischen Schiff „Fly" von 1843 bis 1845 die südöstliche Küste der Insel befuhr, welche bisher im Verhältnis zu den anderen Küstenstrichen sehr vernachlässigt worden war. Die Hauptergebnisse dieser Expedition waren die Küstenbestimmung des Papua-Golfes und die Entdeckung der Mündungen zweier Flüsse, des Fly- und Aird-River. Im folgenden Jahre setzte Leutnant Yule in dem Schooner „Bramble" die Forschungen an der Südostküste fort und entdeckte am Ostufer des Papua-Golfes die Yule-Insel und den Mount-Yule. Alle diese Expeditionen übertrafen aber die Entdeckungen des Kapitäns Owen Stanley. Derselbe wurde zunächst 1846 mit dem „Rattlesnake" an die Nordküste Australiens gesandt, wo an der Moreton-Bai die Kolonie North-Australia gegründet werden sollte, um für die durch die Torres-Straße fahrenden englischen Schiffe in Australien Kohlen- und Proviant-Magazine zu schaffen. Das Unternehmen kostete viel Geld, schlug aber fehl. Im Jahre 1847 fuhr Stanley mit dem „Rattlesnake" und dem Schooner „Bramble" längs der Nordküste Australiens hin, wobei er mehrere Inseln in der Torres-Straße entdeckte, und begab sich dann 1849 nach der Südostspitze Neu-Guineas. Das vor derselben zerstreute Inselgewirr, welches nach Bougainville Luisiade benannt und für eine Fortsetzung Neu-Guineas gehalten worden, beschäftigte ihn lange Zeit, aber auch der Hauptinsel wandte er seine Aufmerksamkeit zu und entdeckte das bis zu 13000 (engl.) Fuß emporsteigende Owen Stanley-Gebirge, die Macgillivray-Kette in der Hood-Bai und die Mündung des Flußes Mammamu. Durch den die Expedition begleitenden Naturforscher Macgillivray wurde die Kenntnis der Zoologie der Insel um viele bisher unbekannte Tiere vermehrt.

Das Ziel der nächsten Expedition, einer holländischen, war wieder die Nordküste. Kapitän G. F. de Bruijn fuhr mit der „Circe" nach Doreh, wandte sich dann über Mysore nach den Schouten-Inseln, wo er

die Insel Biak besuchte, fuhr in die Geelvink-Bai ein, landete auf Jappen und Amsu und setzte die Fahrt längs der Nordküste bis in die Nähe der Humboldt-Bai fort.

Zwei minder bedeutende Reisen — jene des Holländers De la Riviere an die Westküste (1850) und der Besuch der Fregatte „Prinz Hendrik der Nederlanden" (1855) — bilden den Übergang zu einer großartigen, sorgfältig vorbereiteten Expedition, welche die Holländische Regierung im Jahre 1858 zur Erforschung der Küsten Neu-Guineas aussandte und die zunächst die Südwest-, dann die Nordküste befuhr. Der Expedition standen der Kriegs-Dampfer „Etna" und die Barke „Alie-atul-barie" zur Verfügung. Zunächst wurde der Karuffa-Fluß, der in den Kamrao-Busen mündet und dort 800 Ellen breit und 2 bis 5 Faden tief ist, von einigen der Teilnehmer der Expedition befahren.

Durch diese Expedition erhielt man erst genauere Kunde über den Fluß, den bis dahin noch kein Reisender befahren hatte. „Die Mündung desselben liegt auf dem 3° 48′ südl. Br. und 133° 28′ östl. L. von Gr. an der Südwestseite der Bai von Kamrao, und hat eine Breite von 2700 Fuß. Wenn man jedoch den Strom etwas eingefahren ist, nimmt er an Ausdehnung zu, bis zu etwa 4000 Fuß, um dann langsam wieder schmäler zu werden. Viele kleinere und größere Seitenarme münden in denselben, und etwa 4 Stunden aufwärts breiten sich zwei Seitenzweige aus, von denen der westliche wieder ins Meer fließt und somit eine größere Insel formt. Früher befanden sich an diesen Ufern auch 2 Campongs, die 1853 von der holländischen Fregatte Prinz Hendrik der Nederlanden zerstört wurden, weil die Bevölkerung die Mannschaft eines Handelsschiffes niedergemacht hatte. Noch weiter stromaufwärts findet sich am rechten Ufer der kleine Campong Kumkum, aus 7 Hütten bestehend, und der einzige, den man angetroffen hat. Von hier aus nimmt auch die Breite des Stromes ansehnlich ab, obschon sie noch 5 Stunden lang immer 6 bis 700 Fuß behält, und es zeigen sich hier und da größere Sandsteinfelsen, die der einförmigen, wenn auch großartigen Rizophoren-Landschaft einige Abwechselung geben. Ist man jedoch den Strom etwa 9 Stunden aufwärts gefahren, so verändert sich die Szenerie wie durch einen Zauberschlag. Der Lauf setzt sich dann in unbeschreiblich vielen Krümmungen west-nordwestlich fort und wird immer schmaler, von 500 Fuß bis endlich gar nur zu 70. Lotrechte Sandsteinfelsen von 100 bis 150 Fuß Höhe säumen die Ufer ein und sind mit einer Vegetation geschmückt, die unbeschreiblich schön ist. Riesige Baumfarren wechseln mit den malerischen Palmen ab, die bis zu ihren Spitzen üppig mit Lianen aller Art bedeckt sind, zwischen denen wieder andere Schmarotzerpflanzen tausendfältig wurzeln und Blumen treiben, die sich in dem Strome wiederspiegeln. Die Felsen treten nun immer kolossaler auf und noch 3 Stunden weiter versperren sogar große Sandsteinblöcke die Schiffahrt völlig, so daß nur noch kleine Prauwen passieren können." [13])

Diese Barre zwang auch die Expedition nach mehrstündiger Fahrt zur Umkehr. Der „Etna" besuchte darauf den Kainani-Busen und fuhr in den tief ins Land sich erstreckenden Arguni-Busen ein, ohne jedoch während einer vierstündigen Fahrt das Ende desselben zu erreichen. Die Ufer der Bai waren, obwohl die östliche Seite derselben sehr gebirgig ist, gut bevölkert, aber die Eingeborenen flohen überall vor den Weißen und waren durch alle Zurufe des der Expedition als Dolmetsch dienenden Radscha von Namatotte, dem sie unterthan sind, nicht zu bewegen, aus ihren Verstecken hervorzukommen. Das nächste Ziel der Expedition war die Tritons-Bai, in welcher einst das Fort Du Bus errichtet worden. Diese rings von Bergen, welche bis zu 2650 Fuß Höhe emporsteigen, eingeschlossene Bai ist eine Meile breit und zwei Meilen lang, mit vielen kleinen Koralleneilanden besät, ein vollkommen ruhiges Becken, das einen vortrefflichen Ankergrund bietet. Der „Etna" fuhr von hier nach der Lakahia-Bai und folgte der Küste weiter nach Osten, wobei die Etna-Bai entdeckt wurde, welche die Eingeborenen Telok Timbona oder Telok Baik nennen. Baik heißt ein gegen 3000 Fuß hoher Berg an der östlichen Seite der Einfahrt. Man sah, daß zwischen den 1000 bis 2000 Fuß hohen Ufern die Bai sich noch weit in östlicher Richtung ins Land hineinzog, aber ungünstige Witterung ver-

[13]) Otto Finsch, Neu Guinea und seine Bewohner. Bremen, C. Ed. Müller, 1865, Seite 88.

hinderte die Fortsetzung der Forschungsfahrt. Am Eingang bot die Bai ein wild romantisches Bild. Am östlichen Ufer stürzte von einem 300 Fuß hohen Kalkfelsen in imposanter Breite ein Wasserfall mit krystallklarem Wasser herab und ringsum waren die Höhen mit einer üppigen tropischen Vegetation bedeckt, aus welcher kolossale Baumstämme hervorragten. Auch hier flohen die Eingeborenen sobald die Weißen sich ihren Hütten näherten. Obwohl in diesen Gegenden ein lebhafter Handelsverkehr herrschte, waren die Papuas doch überall sehr scheu und mißtrauisch. Der tidoresische Prinz Amir, der hier der Expedition als Dolmetsch diente, vermochte nur mit Mühe und Not einige Männer an der Küste von Lakahia zu versammeln, damit sie vor den Weißen einen ihrer Nationaltänze aufführten, wobei sie mit Blättern geschmückt und mit Kalk beschmiert, sonst aber völlig nackt erscheinen und unter betäubendem Geschrei in zwei Reihen hinter einem Vortänzer hertrippeln, der einen aus Mattenwerk verfertigten hohen Kopfputz trägt und allerlei sonderbare Sprünge aus-

Papua aus dem Arfakgebirge.

führt. Der Prinz, der die Eingeborenen an der Etna-Bai durch häufigen Verkehr genau kannte, mahnte aber auch die Weißen zur Vorsicht, da die Eingeborenen hinterlistig und heimtückisch seien und man stets eines verräterischen Überfalls gewärtig sein müsse.

Von der Südküste begab sich der „Etna" über Salwatti nach Doreh, wo er fast 2 Monate verweilte. Die Mitglieder der Expedition benutzten diese Zeit zu Ausflügen in das Arfak-Gebirge. Zum erstenmal wurde so ein Versuch gemacht, auch das Innere der großen Insel kennen zu lernen, nachdem man sich fast 350 Jahre darauf beschränkt hatte, ihre Küsten zu erforschen. Der Anblick des fast 9000 Fuß hohen Arfak-Gebirges wird als unbeschreiblich schön bezeichnet. Menschenwohnungen sind erst in einer Höhe von 1000 Fuß, und auch da nur spärlich vorhanden, denn die Gebirgsbewohner sind ein freiheitliebendes Völkchen, das seine Wohnsitze hoch oben in den Bergen zu schätzen weiß, weil es dort vor Überfällen und Plünderung sicher ist. Die Europäer wurden durch 3 Männer vom Arfak auf einem engen Pfad, durch welchen kein Feind den

Aufstieg hätte erzwingen können, zu einem Dorfe geleitet, in welchem sie die ganze Bevölkerung freundlich empfing und über die ausgeteilten Geschenke — Glasperlen, Messer u. s. w. — in lauten Jubel ausbrach.

Von Doreh begab sich der „Etna" nach der Humboldt-Bai, welche von Doreh in 10 bis 14 Tagen zu erreichen ist, aber dennoch wunderbarerweise seit ihrer Entdeckung durch Dumont d'Urville nicht wieder besucht worden war. Die ovale Bai ist 1½ Meilen lang und 1 Meile breit. In Südost und Nordwest begrenzen sie 800 Fuß hohe Kalkfelsen, Hügel umrahmen das südwestliche Ufer, und im Westen steigt das 7000 Fuß hohe, aber bis zu den höchsten Spitzen bewaldete Cyklop-Gebirge empor. Gegen Südwest verengert sich die Bucht zu einer 800 Fuß breiten Straße, durch die man in eine kleinere, sehr felsige und untiefe

Tempel bei Doreh.

Bucht gelangt, in welche mehrere Flüsse münden. Am nordwestlichen und südlichen Ufer der Humboldt-Bai liegen viele große Dörfer, und die ganze Gegend, welche etwa 5000 Einwohner enthalten mag, ist eine der am dichtesten bevölkerten der ganzen Insel. Die Bewohner der Humboldt-Bai sind ein schönerer, kräftigerer Menschenschlag als die übrigen Papuas, und auch dunkler braun wie diese. Ihre ausnahmslos auf Pfählen im Wasser errichteten Häuser erinnerten lebhaft an die Pfahlbauten in den Schweizer Seeen.

Während der „Etna" noch an der Südküste weilte, war in Doreh der berühmte englische Naturforscher Wallace eingetroffen, der von April bis Ende Juli an der Küste verweilte. Obwohl auch er durch Krankheit sich fast ununterbrochen an der Entfaltung reger Thätigkeit gehindert sah, brachte er doch ungemein

reiche zoologische und botanische Sammlungen, mehr als 125000 Exemplare heim. Sein Assistent Allen, den er zurückließ, drang später von Sorong 30 Kilometer weit ins Innere, wo er 4 Wochen in einem Dorfe zubrachte.

Auch ein Italiener, G. Emilio Cerruti, besuchte 1861 die Mac Cluer-Bai und die Insel Adie, und unser Landsmann, der bekannte Naturforscher Bernstein durchschiffte im folgenden Jahre auf der Reise nach den Obi-Inseln die Gewässer von Neu-Guinea, wo er einige Stunden auf der Malintgan-Insel verweilte. Im Jahre 1863 fuhr der holländische Kommissär Goldmann von Ternate aus in einer Barke nach Doreh und besuchte unterwegs außer Waigiu auch mehrere der vor der Geelvink-Bai gelegenen Inseln. In Doreh war bereits 1855 eine Missionsstation errichtet worden, auf der die Missionäre Ottow und Geißler standhaft ausharrten, obwohl sie sehr durch das Klima zu leiden hatten, dem schließlich Ottow auch erlag. Sie erlernten allmählig die Sprache der Eingeborenen, ließen 1860 in Makassar ein Gesang- und Lesebuch in der Papua-Sprache drucken, aber sie fanden doch bei den Eingeborenen kein Verständnis für ihre Bemühungen, und ihre Lage wurde im Gegenteil immer schwieriger, da unter den Papuas ein Prophet auftrat. Als Goldmann in Doreh landete, befanden sich auf der Station die Missionäre Jäserich und van Hasselt. Um sie in ihrem Wirken zu unterstützen, besuchte Goldmann Mansinam und die Papua-Dörfer Aimburi, Jonfabie und Rhodie, überall die Eingeborenen ermahnend, den Missionären freundlich entgegen zu kommen, widrigenfalls sie Bestrafung durch die holländische Regierung zu gewärtigen hätten. Ein anderer holländischer Kommissär kam im Februar desselben Jahres nach Adie und der Karuffa-Mündung.

Bei den Papuas von Doreh und auch bei jenen der Geelvink-Bai, wo mehrere Stämme derselben Abstammung sind wie die Dorehsen, ist eine interessante Sage über die Herkunft der Papuas verbreitet, welche lebhaft an die biblische Erzählung vom Sündenfall erinnert. Nach der Überlieferung an der Geelvink-Bai, welche von der Dorehschen ein wenig abweicht, lautet sie wie folgt:

„Nach der Überlieferung wurde Neu-Guinea von Korano Koroni, dem großen Geist erschaffen, der wie in der Doreh-Sage auf Meiokowondi seinen Sitz aufschlug, wo er unter anderen auch zwei seltsame Bäume pflanzte. Hierauf erschuf er das erste Menschenpaar, einen Mann und eine Frau, denen er die Pflege dieser Bäume anvertraute, ihnen aber auch zugleich von den Früchten derselben zu essen verbot. Sie entfernten sich daher nur selten von den anvertrauten Pfändern, und dann nur in der Absicht, um Nahrung zu suchen, und zwar ging beinah immer nur der Mann allein, und ließ die Frau am Fuße des Baumes zurück. Dieses Alleinsein beschloß Korano Koroni in seiner Weisheit zu benutzen, um „die Treue" der Frau auf die Probe zu stellen. Er sandte deshalb die Schlange „Ikuwaan" zu ihr ab, die sie verleiten sollte, das Gebot zu übertreten. Dies gelang derselben aber nicht so schnell als bei der biblischen Eva; endlich aber doch und mit gleicher Wirkung, denn die Frau bemerkte erst jetzt ihre Nacktheit und verfertigte sich deshalb einen Schurz aus Pisangblättern. Der Mann war daher nicht wenig erstaunt, seine Frau einigermaßen bekleidet zu finden, und als sie ihm erzählte, wodurch sie zum Bewußtsein ihres Schamgefühls gekommen sei, machte er ihr heftige Vorwürfe. Die Frau ihrerseits wußte den Mann jedoch zu bereden, so daß er schließlich selbst von den verbotenen Früchten kostete, welcher Sündenfall in der papuanischen Tradition aber ohne die üblen Folgen der biblischen Erzählung blieb. Das Paar begab sich später nach der Insel Mafor und wurde hier zu Stammeltern einer zahlreichen Nachkommenschaft. Unter ihren Kindern war auch namentlich ein Mädchen, welches sich durch ihre Tugenden und Verstand auszeichnete. Obschon sie beschlossen hatte, sich niemals zu verehelichen, hielten dennoch, angezogen durch ihre Schönheit, viele junge Männer um ihre Hand an, wurden aber allesamt abgewiesen. Dies erregte bei einem der Freier so großen Zorn, daß er dem Mädchen einst, ähnlich wie in der dorehsischen Erklärung Mangundi, eine Zauberwurzel an die Brust warf, die ihre Schwangerschaft zur Folge hatte. Kaum wurde das jedoch unter den anderen Menschen ruchbar, als man sie von allen Seiten zu verfolgen begann und ihr nach dem Leben trachtete. In ihrer Angst und Ratlosigkeit beschloß das arme Mädchen ihrem Leben ein Ende zu machen, und nachdem sie zuvor Korano Koroni zum Zeugen ihrer Unschuld angerufen hatte, warf sie sich in die heftigste Brandung, wo sie sogleich von einer großen Schildkröte

erfaßt wurde. Diese versuchte sie zu verschlingen, konnte aber nur die Haare des Mädchens mit dem zu engen Rachen festhalten. Aus dieser gefährlichen Lage wurde jedoch das Kind sogleich von Ikuwaan, der Schlange befreit, die es auf einen großen Felsen in Sicherheit brachte. Was dem Mädchen jedoch bisher immer ein unerklärliches Räthsel gewesen war, wußte die Schlange gleichfalls aufzulösen, denn sie sagte ihr: „daß das Kind, welches sie gebären würde, ein Sohn von Korano Koroni selbst sei." Nun beruhigte sich das Mädchen und schenkte auch wirklich kurze Zeit darauf einem Sohne das Leben. Diesen befahl ihr Ikuwaan nach Mafor zurückzubringen und da sie noch in zu großer Furcht vor der Bevölkerung lebte, hielt sie sich den Tag über verborgen und brachte nur Abends dem Knaben die nötige Nahrung. Das Wunderkind aber hatte die mütterliche Pflege nicht lange nötig, denn schon nach wenigen Tagen konnte es laufen, sprechen. Durch das Letztere angelockt, versammelte sich die ganze Bevölkerung, und wie waren sie nicht erstaunt, als das Kind seine göttliche Abkunft von Korano Koroni auseinandersetzte. Es ermahnte die Menschen fromm und brav zu leben und die Gebote seines Vaters treu zu erfüllen. Würden sie dies thun, so hätten sie nur Segen und das größte Glück zu erwarten, andernfalls würde aber die Strafe nicht ausbleiben. Obschon Alle ein feierliches Gelübde ablegten, so war dasselbe doch schnell genug vergessen, und sie achteten die Gebote Korano Koronis gär nicht mehr, sondern gaben sich einem ganz sündhaften Leben hin. Die Strafe ließ daher nicht lange auf sich warten, und siehe! an einem Tage wurden alle Papuas braun, erhielten das krause Haar, und der Sohn Korano Koronis begab sich zu seinem himmlischen Vater zurück, worüber seine Mutter sich so betrübte, daß sie endlich zu einem Steine wurde. Indessen warten die Papuas auf die Zurückkunft des Sohnes von Korano Koroni, gleich wie die Juden auf die Ankunft des Messias, und haben die Überzeugung, dann wieder groß und glücklich zu werden." [14])

Im August 1864 kam der Naturforscher Bernstein zum zweitenmal nach Neu-Guinea. Die Frucht seines Aufenthalts auf den Inseln Batjam, Wiri, Salwatti, Dohm und Sorong waren reiche zoologische Sammlungen, die er auf seinen vielen Jagdausflügen zusammenbrachte. Leider ereilte den verdienstvollen Forscher, welcher diesmal 3 Jahre in Neu-Guinea verweilen wollte, ein früher Tod mitten in seiner Thätigkeit.

Fünf Jahre später, am 1. Januar 1869, fand sich ein anderer deutscher Naturforscher, Rosenberg, in Neu-Guinea ein. Mit dem Schooner „Fearnot" besuchte er Doreh, die Schouten-Inseln, Jappen und mehrere Inseln in der Geelvink-Bai, und begab sich dann nach den Molukken, von wo er jedoch nach mehrmonatlichem Aufenthalt im Januar 1870 nochmals nach Doreh kam. Sein Aufenthalt währte diesmal, da ihn Krankheit ununterbrochen ans Lager fesselte, bis Ende Mai. Unfähig, selbst Ausflüge zu unternehmen, sandte er seine Jäger in das Arfak-Gebirge und gelangte so doch in den Besitz großer naturhistorischer Sammlungen.

Nun begann sich auch Australien an der Erforschung Neu-Guineas zu beteiligen. Von der auf der York-Halbinsel entstandenen Stadt Somerset fuhr der englische Polizeibeamte H. W. Chester im September 1870 mit 2 Walfischbooten nach der Insel Tud und berührte von dort aus die Südwestküste Neu-Guineas, wo er freundliche Aufnahme fand. Eine zweite Reise des Italieners Cerruti führte diesen in demselben Jahre nach der Mac Cluer-Bai, Aldie und der Alexandra-Bai, und Kapitän Andrew Edgar befuhr die Astrolabe-Bai 200 (engl.) Meilen weit. Der Mac Cluer-Golf, Salwatti und die Nordküste bis zur Humboldt-Bai wurden im folgenden Jahre von dem holländischen Kommissär van der Grab besucht, dessen Reise durch die Sammlungen des Botanikers Teisman namentlich für die Kenntnis der Flora Neu-Guineas von hoher Wichtigkeit wurde.

Nun erschienen (1871) auch englische Missionäre auf der Insel, die von ihren Stationen auf Erub (Darnley), Tanan, Saibai und Tud häufig die Hauptinsel besuchten. Zwei derselben, Murray und Wyatt Gill, kamen im November 1872 nach der Redscar-Bai, befuhren den großen und tiefen Fluß Mammamu und

[14]) O. Finsch, l. c., Seite 129.

fanden bei den Eingeborenen, deren lichte Färbung auffiel, freundliche Aufnahme. Daß man jedoch vor der Wildheit der Papuas stets auf der Hut sein müsse, bewies im folgenden Monat die Ermordung von 18 Matrosen einer Hamburger Brigantine in der Nähe der Mac Cluer-Bai. Die Mannschaft eines andern Hamburger Kauffahrers, welcher 1857 bei Doreh strandete, war ebenfalls teils niedergemacht, teils ins Innere in die Sklaverei geschleppt worden.

Die Jahre 1871 bis 1873 führten 4 Reisende nach der Insel, welche in der Entdeckungsgeschichte derselben eine hervorragende Stellung einnehmen: der Russe Miklucho-Maklay, die Italiener D'Albertis und Beccari, der Deutsche Adolf Bernhard Meyer. Miklucho-Maklay brachte die russische Korvette „Witjas" Ende September 1871 nach der Astrolabe-Bai, von wo er erst Ende Dezember 1872 abgeholt wurde. Er verstand es, das Mißtrauen der Eingeborenen zu überwinden und ihre Zuneigung zu gewinnen, so daß er unter ihnen wie ein Stammesangehöriger verkehrte. Außer großen zoologischen Sammlungen waren wertvolle Beiträge zur Kenntnis der Sprache der Eingeborenen das Ergebnis seines Aufenthaltes.

Im Jahre 1872 brachte der Dampfer „Burong laut" den Zoologen Maria d'Albertis und den Botaniker Beccari nach dem Hafen Kulokadi an der Südwestküste, von wo sie längs der Küste nach Sorong fuhren. Nach mehrmonatlichem Aufenthalt auf dieser Insel, der zu Ausflügen nach dem Ramoifluſſe benutzt wurde, drang D'Albertis von Andai durch dichten, an herrlichen Vogelarten reichen Urwald bis Hattan am Fuße des Arfak-Gebirges vor.

Der deutsche Naturforscher Dr. Adolf Bernhard Meyer kam im März 1873 nach der Bucht von Doreh, fuhr von dort über Mafoor und Mysore nach Jobi, und längs der Ostküste der Geelvink-Bai nach Rabi, von wo er mehrere Ausflüge ins Innere und Bergbesteigungen unternahm. Von der Jerakobe-Bucht, welche er im Juni erreichte, sollte ihm endlich ein Vorstoß ins Innere gelingen. Er folgte dem Lauf des Flusses Warapi aufwärts und gelangte über den Mesmeri-Berg zum Fluß Jakati, auf welchem er durch dicht bevölkertes, wasserreiches und fruchtbares Land zur Mac Cluer-Bai hinabfuhr. Nach dieser glücklich durchgeführten Durchquerung Neu-Guineas war noch eine schwere und gefahrvolle Aufgabe zu lösen: die Rückkehr an die Nordküste, doch auch diese wurde von dem kühnen Reisenden in wenigen Tagen bewerkstelligt. Die Kenntnis Neu-Guineas wurde durch diese Reise sehr bereichert, da Meyer sehr genaue topographische Aufnahmen machte.

„Wer je die Küsten Neu-Guineas betreten hat, der hat die Überzeugung gewonnen, daß der Wasserweg der einzige ist, auf dem wir hoffen können, zu einem Einblick in das Innere des Landes zu gelangen. Fast an allen Punkten, wo wir den Fuß ans Land setzen, wehrt dem fernern Eindringen eine Vegetation, deren Üppigkeit jeder Beschreibung spottet. Längs der tief in das Land eindringenden Salzwasserkanäle ist es die Mangrovevegetation der Rhizophoren, Avicennien u. a., welche mit ihren Blattsenkern ein undurchdringliches Dickicht darstellen, dessen sumpfiger Untergrund zur Hochwasserzeit von Wasser überflutet ist. Dringen wir in das höhere Land, so erhebt sich ein Urwald, dessen düstere Majestät den Wanderer zurückschreckt. Aus dem modrigen, mit Farren und Likopodien bedeckten Boden erheben sich die mächtigen, säulenartigen Stämme der Baumriesen, oft erst in 100 Fuß Höhe ihre Blattkronen entfaltend. Die Stämme sind unten durch kulissenartig vorspringende Holztafeln wie durch Strebepfeiler verstärkt. Die lichten Kronen sind verschlungen durch rankende Schmarotzer, umwuchert von parasitischen Orchideen und Farren, und lassen keinen Sonnenstrahl durch das dicke Blätterdach dringen. Hier fehlt auch das Unterholz und man kann, von geheimnisvoller Dämmerung umgeben, zwischen den Riesen der Pflanzenwelt wie in Säulenhallen durchdringen. Hier herrscht Grabesstille, nur entfernt tönt aus den hohen sonnigen Wipfeln die Stimme des Vogels oder der schrille Ton der Cikade. Nur wo ein sumpfiger Bruch den Wald unterbricht oder das schwarze Gewässer eines Creeks, der mit Baumstämmen und modernden Blättern erfüllt, den Moorboden durchzieht, ändert sich der Vegetationscharakter. Hier dringen die Sonnenstrahlen durch und rufen auch die weniger hochstrebende Welt der Phanerogamen hervor. Sagopalmen säumen den Wasserlauf, Gebüsch von Bananen, Ficusarten, Laurineen, darunter

wilde Muskatbäume, bilden dichtes Unterholz, über das sich die Stämme von Dracaenen und Palmen erheben. Wo sich an den Wald ein flacher Sandstrand gegen das Meeresufer anschließt, da erhebt auch die Kokospalme ihren graziösen Wipfel und entfaltet die Barringtonia excelsa ihre herrliche Blütenpracht." [15])

Ein großer Erfolg war daher jedenfalls von einer Expedition zu erwarten, welche auf einem weit hin schiffbaren Flusse ins Innere vorzudringen suchte. Schon die nächste Zeit sollte derartige Expeditionen und damit die interessantesten Aufschlüsse über das Innere der großen Insel bringen.

In das Jahr 1873 fallen noch die Expedition des italienischen Kriegsschiffes Vittorio Pisani, welches D'Albertis nach der Orangerie-Bai an der Südostküste brachte, und jene des englischen Kriegsschiffes „Basilisk", Kapitän Moresby. Der letztere befuhr die Südostküste, entdeckte den Hall-Sund an der Ostseite des Papua-Golfs, zwischen dem Golf und der Redscar-Bai die Mündungen vieler reißenden Flüße, weiterhin Port Moresby und den Fairfax-Hafen und eine Menge Inseln gegenüber der Milne-Bai: die Basilisk-, Moresby-, Mourilyan- und Hayter-Inseln. Durch diese Fahrt des Basilisk wurde auch festgestellt, daß die südöstliche Halbinsel Neu-Guineas um 40 Seemeilen länger ist als bisher auf den Karten angegeben war. In dem durch den „Basilisk" entdeckten Port Moresby ließ sich im folgenden Jahre der Londoner Missionär Lawes

Blick auf das Owen Stanley-Gebirge.

nieder und erbaute dort, da die Eingeborenen ihn freundlich aufnahmen, zwischen den Dörfern Annapata und Elevara die erste Kapelle auf dem Boden Neu-Guineas. Missionär Murray hatte auch im Jahre 1873 eine Fahrt nach der Redscar-Bai und den Stationen Moatta und Tortoran unternommen. Der „Challenger" kam 1874 während seiner Weltumseglung auch in die Humboldt-Bai, und Maklay weilte mehrere Monate im Land Kowiai an der Südküste von Onin.

Im März 1875 brachte der deutsche Kutter „Ida" den Naturforscher d'Albertis abermals nach Neu-Guinea. Er blieb diesmal mit seinem Assistenten Tomasinelli und mehreren Dienern bis Anfang November allein auf der Yule-Insel und unternahm von dort Ausflüge auf das Festland, die ihn zuweilen einige Meilen weit ins Innere führten. Während die Eingeborenen der Yule-Insel hellfarbig waren, fand d'Albertis auf dem Festlande zwei verschiedene Rassen: eine gelbbraune und eine dunkle, die beide noch auf der Kulturstufe unserer Steinzeit standen, aber Ackerbau trieben und ihm freundlich entgegenkamen. Auf demselben Gebiet forschte in diesem Jahre noch der Naturforscher William Macleay. Zunächst wurden mehrere Inseln in der Torres-

[15]) Über Neu-Guinea. Von Prof. Dr. Studer. 5. Jahresbericht der Geographischen Gesellschaft von Bern, 1882-1883, Seite 7.

Straße besucht, der Fluß Kattam einige Meilen aufwärts befahren, wobei man die Ufer sumpfig fand, und dann richtete die Barke „Chevert", auf der sich Macleay in Sidney eingeschifft, ihren Kurs nach dem Hall-Sund und der Yule-Insel, von welcher aus Macleay den Ethel-River 10 bis 12 (engl.) Meilen aufwärts fuhr.

Nun folgte eine der Expeditionen, welche, einem großen Flusse folgend, tief ins Innere gelangt sind. Der Missionär Macfarlane, begleitet von O. C. Stone undRuncie, fuhr 1875 einen an der Südküste mündenden Fluß hinauf, dem er den Namen Baxter gab. Die Eingeborenen nannten ihn Mai-Kassa. Der Fluß floß durch Flachland und die Ufer waren nirgends höher als 20 Fuß. Sechs Meilen oberhalb der Mündung nimmt der Baxter einen Nebenfluß auf, welcher dort fast eine halbe Meile breit ist, und zwei Meilen weiter flußaufwärts mündet ein zweiter, aber kleinerer Fluß, welcher von Westen kommt. Der Missionsdampfer „Ellengowan", auf dem sich die Reisenden befanden, konnte 64 Meilen aufwärts fahren bis zu einer Stelle, an welcher der Baxter sich teilt. Die Reisenden verließen dort den Dampfer und versuchten in einem Boote vorwärts zu dringen, aber der nordwestliche Arm, den sie aufwärts fuhren, war nach einer Strecke von 27 Meilen bei immer noch genügender Wassertiefe so durch Baumstämme versperrt, daß an eine Weiterfahrt nicht zu denken war. Das Land schien sehr schwach bevölkert zu sein, denn die Reisenden erblickten nur 3 Hütten, und auf der Hin- und Rückfahrt nur einen einzigen Eingeborenen. Von Somerset, wo sie am 12. September eintrafen, brach O. C. Stone schon nach kurzem Aufenthalt wieder auf, um die Forschungen an der Südküste fortzusetzen. Der „Ellengowan" brachte ihn mit Hargrave, Petterd und Broadbent nach der Yule-Insel, von wo sie nach der Redscar-Bai und Port Moresby fuhren und dann Ausflüge ins Innere unternahmen. Die Kenntnis der Südspitze wurde durch Stone bedeutend vermehrt. Er entdeckte den Laroki-Fluß, welcher vielleicht der Oberlauf des Mammamu ist, besuchte das von dem Koiari-Volk bewohnte Dorf Omani, von wo aus er bereits die Astrolabe-Berge deutlich sehen konnte, und gelangte bis Ipikari. Auf einem andern Ausflug drang er durch das Farumumo-Gebirge 25 Meilen weit ins Innere ein. Außer wertvollen naturhistorischen Sammlungen verdankt man ihm noch eingehende Studien über das Motu-Volk.

Während dieser Reise Stones hatte sich auch Macfarlane zu einer neuen Expedition gerüstet und sich dazu mit d'Albertis, Chester und Runcie verbunden. Diesmal war der Fly ihr Ziel. Der „Ellengowan" holte sie, nachdem er Stone an seinen Bestimmungsort gebracht hatte, in Somerset ab. Die erste Entdeckung, welche man machte, war eine Menge Inseln, die im Fly-Delta liegen; die größte derselben ist die Fly-Insel. Weiter aufwärts waren die Ufer mit tropischer Vegetation bedeckt und gut bevölkert, auch kamen die Eingeborenen den Fremden anfangs freundlich entgegen, nachdem man aber 100 (engl.) Meilen aufwärts gefahren war und mehrmals Angriffe der Eingeborenen hatte abwehren müssen, trat man bei der „Ellengowan-Insel" die Rückfahrt an.

Nun besuchten mehrere Kriegsschiffe Neu-Guinea: das englische Kriegsschiff „Conflict" kam im Dezember desselben Jahres nach Port Moresby, die deutsche Korvette „Gazelle" berührte auf ihrer Weltumseglung die Mac Cluer-Bai, und auf dem Kriegsdampfer „Soerabaya" befuhr der holländische Resident in Ternate, Langenveldt van Hemert, mit dem Botaniker Beccari die Nordküste. Aufnahmen eines Teiles des Westufers der Geelvink-Bai, der Nordküste von Jappen, der Sadipi-Bai und der Landschaft Kowiai waren das wichtigste Ergebnis dieser Rekognoszierungsfahrt.

Im Jahre 1876 wurde auch von der Südküste aus eine Expedition unternommen, welche alle früheren an Erfolg bedeutend übertraf, da man durch sie zum erstenmal Nachrichten aus dem tiefen Innern der Insel erlangte. Der Deutsche A. B. Meyer war zwar der Erste, der Neu-Guinea „durchquerte", aber sein Marsch über das Gebirge von der Nord- zur Südküste wurde an einer der schmälsten Stellen der Insel unternommen. D'Albertis, der kaum seine erste Reise auf dem Fly-River beendet hatte, rüstete sich schon wieder zu einer neuen, deren Kosten zum größern Teile durch die Regierung der australischen Kolonie Neu-Süd-Wales bestritten wurden, und diesmal gelang es ihm, soweit in das Innere der Insel einzudringen, wie vor ihm noch kein Europäer gelangt war. Mit der Steamlaunch „Newa" verließ er, begleitet von dem Ingenieur

L. Hargrave, am 18. Mai 1876 Somerset und fuhr nach der Insel Kiwai, von wo er seine wichtige Entdeckungsfahrt den Fly aufwärts antrat. Ohne Unfall wurde die Ellengowan-Insel, der Endpunkt seiner ersten Reise erreicht. Nachdem er noch eine kleine Strecke flußaufwärts gefahren war, traten an die Stelle der Waldungen, welche bisher die Ufer bedeckten, weite Grasflächen, und erst als der von Nordwest kommende Fluß seine Richtung änderte und von Norden daherkam, waren die Ufer wieder bewaldet. D'Albertis kam an der Mündung eines Nebenflusses des Fly vorbei, den er Alice-River nannte. Derselbe mündete unter 141° östl. L., und oberhalb der Stelle, an welcher er sich mit dem Fly vereinigt, hatte dieser wieder eine südwestliche Richtung. D'Albertis war im Fly 450 (engl.) Meilen aufwärts gefahren, als Stromschnellen ein weiteres Vordringen unmöglich machten. Nachdem er noch den Alice River eine kleine Strecke aufwärts befahren hatte, kehrte D'Albertis um und kam am 5. August in Moatta an, von wo er während der nächsten Monate noch wiederholt Ausflüge nach dem Kattau-Fluß unternahm.

Die wesentlichsten Ergebnisse seiner Reise waren die Feststellung eines großen Teiles des Flußlaufes des Fly, die Entdeckung des Alice-River und eines hohen Gebirges in der Mitte der Insel, welches von den Fly-Stromschnellen aus bereits sichtbar war und von dem Reisenden Victor Emanuel-Gebirge benannt wurde, und wichtige Nachrichten über die Eingeborenen. Dieselben hatten sich nichts weniger als entgegenkommend bewiesen; bei der Annäherung der „Newa" ergriffen sie schleunigst die Flucht und verschwanden in den Wäldern, später aber stieß D'Albertis auch auf Widerstand und hatte heftige Angriffe der in kleinen Booten herankommenden Eingeborenen abzuwehren.

Zwei anderen Forschern, die auf der Yule-Insel die Vorbereitungen zu einer größern Expedition in das Innere Neu-Guineas trafen, dem amerikanischen Arzt James und dem Schweden Thorngren, war das Glück nicht so hold wie d'Albertis: sie wurden am 23. August von den Eingeborenen erschlagen. Außer einer abermaligen Landung des Russen Miklucho Maklay in der Astrolabe-Bai (9. August), wo er diesmal 15 Monate blieb, und einem mehrwöchentlichen Aufenthalt des englischen Naturforschers Goldie in Port Moresby brachte dann das Jahr 1876 noch einen wichtigen Fortschritt für Neu-Guinea, indem der holländische Kapitän Hartog mit dem Dampfer „Egerton" die Mac Cluer-Bai besuchte und auf Grund seiner Wahrnehmungen die Einrichtung einer regelmäßigen Dampferlinie zwischen Lombock, Amboina, Banda, Ceram-Laut, Neu-Guinea, den Key- und Aru-Inseln, Timor, Rotti, Savi und Sumbava beschloß, welche schon 1877 eröffnet wurde.

Eine Reihe hervorragender Forscher war während des Jahres 1877 auf Neu-Guinea thätig. Außer Miklucho Maklay, der noch bis in den November hinein seine Forschungen in der Astrolabe-Bai fortsetzt, sehen wir gleich zu Anfang des Jahres den Franzosen Leon Laglaize und den Holländer Bruijn an der Nordwestküste und bald darauf in Doreh den berühmten Zoologen Raffray mit seinem Assistenten Maindron landen. Alle diese Forscher unternahmen zahlreiche Ausflüge ins Innere und auf die vor Neu-Guinea liegenden Inseln, Raffray namentlich nach Mafor, Korido und Salwatti. Indessen war d'Albertis abermals an der Südküste eingetroffen, besuchte einige Inseln in der Torres-Straße und fuhr dann auf der „Newa" nach Moatta. Sein Versuch, den Fly nochmals zu befahren, mißlang, die Eingeborenen widersetzten sich diesmal seinem Vordringen, das ohnehin durch den niedrigen Wasserstand sehr erschwert war, und nachdem überdies mehrere chinesische Matrosen von der „Newa" desertiert waren, mußte der Versuch, weiter vorzudringen, aufgegeben werden. Trotzdem war d'Albertis fast ebenso weit gelangt wie auf seiner letzten Fly-Fahrt. Als er sich bereits auf der Heimfahrt befand, kam der unermüdliche Missionär Macfarlane auf dem Missionsschiff „Bertha" nach Port Moresby, besuchte die Missionsstation Kerepunu und gründete nach mehreren Ausflügen längs der schwach bevölkerten, aber gut bebauten Ufer des Laloki auf der Teste-Insel eine neue Station. Dann fuhr er vorbei an der Iron-Hope-Bai und den Basilisk- und Moresby-Inseln nach dem Ost-Kap, wo er wieder eine Missionsstation gründete. Die Missionäre, welche in den beiden Stationen zurückblieben, waren Polynesier, in einer dritten Station aber, welche Macfarlane auf der Stacey-Insel, in der Nähe des Süd-Kaps gründete, blieb

der englische Missionär Chalmers zurück. Den Schluß der Reisen dieses Jahres bildete eine Fahrt, welche der schon oben erwähnte Polizeibeamte H. M. Chester mit seinem Sohn und 4 Engländern unternahm. Er fuhr den Baxter aufwärts und gelangte 12 Meilen über den von Macfarlane und Stone im Jahre 1875 erreichten Punkt hinaus.

Eine Entdeckung, welche für Neu-Guinea von den einschneidendsten Folgen werden konnte, hatten in diesem Jahre der in Port Moresby stationierte Missionär Lawes und der Naturforscher Goldie gemacht. Auf Ausflügen, welche sie ins Innere unternahmen, fanden sie sowohl goldhaltige Quarze als Alluvialgold. Es war nicht das erstemal, daß sich Neu-Guinea die Aussicht eröffnete, als Goldland einen mächtigen Einwandererstrom in seine unbekannten Gebiete zu lenken. Schon im Jahre 1866 hatte man in Thongefäßen der Eingeborenen Spuren von Gold entdeckt, und es hatten sich damals sofort in Melbourne und Ballarat Aktiengesellschaften gebildet, die jedoch bald eingingen, da die erwartete Goldausbeute ausblieb. Trotzdem erregten die von Lawes und Goldie nach Sidney gesandten Proben in Australien aufs Neue die Lust zu Unternehmungen in Neu-Guinea. Im März 1878 brachte der Schooner „Colonist" eine Schaar Abenteurer von Sidney nach Port Moresby, von wo sie einen Zug ins Innere unternahmen. Längs des Goldie-Flusses

Missionsstation in Port Moresby.

gelangten sie 35 Meilen weit, aber sie sahen sich in ihren Erwartungen getäuscht. Die Eingeborenen, welche ihnen anfangs freundlich entgegenkamen, wurden allmählich durch die Ausschreitungen und das brutale Wesen der Goldsucher feindlich gestimmt, das nasse Wetter erzeugte Fieber, und Gold wurde so wenig gefunden, daß die Abenteurer endlich die Nachforschungen aufgaben und nach Port Moresby zurückkehrten.

Die Forschungsarbeit auf Neu-Guinea wurde im Jahre 1878 außer von dem Naturforscher Goldie, der noch bis zum nächsten Jahre auf der Insel verweilte, von Missionär Chalmers und Kapitän Dudfield fortgesetzt, welche mit dem „Ellengowan" die Südküste befuhren und den Schleier von einem großen Teil derselben lüfteten, den vor ihnen noch kein Europäer betreten hatte. Unter 200 Dörfern, welche sie kennen lernten, befanden sich 90, in denen man noch niemals einen Weißen gesehen hatte. Mehrere Buchten, Häfen, Flüsse und Inseln wurden entdeckt, und schließlich unternahmen die Reisenden noch einen Marsch landeinwärts, auf dem sie vom Keppel-Point zum Macfarlane-Hafen vordrangen.

Im Jahre 1879 fand sich wieder einer der Veteranen der Neu-Guinea-Forschung, Maklay, auf der Insel ein. Mit dem Schooner „Lady F. Callen" besuchte er mehrere Punkte der Küste, an der er bis zum Frühjahr des nächsten Jahres verweilte und auch noch einige benachbarte Archipele besuchte. Im Mai 1880 traf er in Brisbane in Queensland ein.

Papuas aus der Geelvink-Bai.

Mit den nächsten Reisen, jener des Engländers Willfried Powell nach Neu-Britannien und des deutschen Naturforschers und Ethnographen Otto Finsch nach Neu-Guinea beginnt ein neuer Abschnitt der Entdeckungsgeschichte, in welchem wir den bisher am meisten vernachlässigten Teil der Insel, ihre Nordost- und Ostküste endlich aus dem Dunkel hervortreten sehen und durch die sorgfältig ausgerüsteten Expeditionen der Neu-Guinea-Kompanie zum erstenmal der Versuch unternommen wird, zu den hohen Gebirgen im tiefen Innern der Hauptinsel vorzudringen, während gleichzeitig von Australien her die Erforschung des südlichen Neu-Guinea mit großem Eifer in Angriff genommen wird. Es dürfte daher angezeigt sein, hier das kartographische Bild der Insel am Beginn dieses Zeitraumes uns zu vergegenwärtigen.

Die Insel erstreckt sich auf den Karten aus dieser Zeit vom Kap der guten Hoffnung, ihrer Nordwestspitze, bis zum Südkap durch $17^1/_2$ Grade, ist also $265^1/_2$ geographische Meilen lang. Die Breite bleibt hinter der Länge weit zurück und erreicht auf dem 141.° östl. L. ihre größte Ausdehnung, etwa 90 Meilen. Eine nur wenige Meilen breite Landenge trennt auf dem 135° 30′ die Insel in zwei Teile, einen kleinen nordwestlichen, welcher Wonim di Bawa heißt, und in die eigentliche Hauptinsel, Wonim di Atas, von welcher sich im Südosten wieder eine kleine Halbinsel abtrennt. Wonim di Bawa ist sehr reich gegliedert. Außer der inselreichen Geelvink-Bai reicht tief ins Land hinein der Mac Cluer-Golf, und eine Menge kleinerer Buchten und Häfen, zum Teil mit vorgelagerten Inselgruppen, zieht sich längs der ganzen Küste hin. Auch die Südküste, wo der große Busen von Neu-Guinea sich tief ins Land hineinzieht, und die Südostküste vom Südostkap bis zum Hüon-Golf zeigen bereits eine Menge größerer und kleinerer Einbuchtungen, wogegen die Nordostküste mit ihren unsicheren Umrissen der Forschung noch ein weites Feld bietet und die Humboldt- und die Astrolabe-Bai die einzigen größeren Häfen zu sein scheinen. Große Fortschritte hat die kartographische Aufzeichnung des dichten Bandes von Inseln gemacht, welches sich rings um Neu-Guinea zieht. Was hier im nächsten Zeitraum noch entdeckt wird, das ist ziemlich unbedeutend, doch wird sowohl die Lage als die Größe der meisten Inseln genauer bestimmt, und die unvollkommenen Messungen und Berechnungen früherer Expeditionen werden ergänzt und berichtigt. Die Inseln sind alle mit einer ungemein üppigen Vegetation bedeckt. Die See hat in den steil aufsteigenden Felswänden eine Menge Löcher und Höhlen ausgewaschen, wodurch die ganze Landschaft einen romantischen Anstrich erhält. „Die feierliche Ruhe, welche in diesen durch eine nie ruhende Naturkraft entstandenen Spalten und Felslabyrinten herrscht, die zahllosen schroffen und spitzigen Klippen, welche dieselben bilden, die Abwechselung und die grellen Farbenkontraste, welche die starren Felskolosse mit dem herrlichen grünen Farbenschmucke hervorbringen, der breite, tiefblaue, durchsichtige Wasserspiegel, dessen Oberfläche nur von einem leichten Zephyr sanft gekräuselt ist — dies alles liefert einen Anblick, welcher einen wahrhaft entzückenden und bezaubernden Eindruck ausübt. Dieser Eindruck wird noch bedeutend erhöht, wenn die sinkende Sonne mit ihren goldigen Strahlen einzelne Punkte der Landschaft und den ganzen westlichen Horizont in eine purpurne Feuerglut hüllt, während die tiefen Schatten einzelner Klippen und Inseln umso greller dagegen abstechen und so eine Abwechselung von Licht und Schatten bis in die zartesten und sanftesten Tinten hervorbringen, welche wiederzugeben selbst dem geschicktesten Maler eine sehr schwierige, nie völlig zu lösende Aufgabe sein würde." Die Hauptinsel ist, soweit man sie bereits kennt, von derselben Beschaffenheit, wie die vor ihrer Küste zerstreuten Inseln und Inselchen. Daher ist die Westküste von Neu-Guinea hoch und von Klippen eingerahmt, zuweilen treten auch Gebirge bis ans Meeresufer heran, und nur das südwestliche Ufer zwischen 142° und 136° 30′ ist sehr flach. Auf der ganzen Strecke vom Falschen Kap bis zum Kap Burn bemerkt man aber am fernen Horizont die hohen Gebirge im Innern, auf deren Spitzen einzelne Reisende Schnee entdeckt zu haben glauben, während andere das, was diese für Schnee hielten, für Nebel erklären. Hinter Kap Burn werden die Ufer wieder felsig und steigen an der Ostseite der Argumi-Bai steil aus den Wellen bis zu 3000 Fuß Höhe empor, während das westliche Ufer der Bai mit unübersehbarem Urwald bedeckt ist. Das Ufer bleibt nun mehr oder minder gebirgig bis zum Englischen Kap, wo es sich allmählich abflacht, aber bei Doreh an der Nordwestküste finden wir schon wieder bedeutende Erhebungen, die

ihren Kulminationspunkt in dem 9000 Fuß hohen Arfak-Gebirge erreichen. Diesen gebirgigen Charakter behält die Nordküste bis zum 137.° östl. L., etwa gegenüber der Insel Jappen, worauf sie gleich dem entsprechenden Teil der Südküste flach und sumpfig wird und erst vom 139.° ab Hügelland den Übergang zu dem hinter der Humboldt-Bai auf dem 141.° beginnenden Cyklop-Gebirge bildet. Von der Humboldt Bai ostwärts ist die Küste noch unerforscht. Erst an der Südwestküste stoßen wir in dem Owen Stanley-Gebirge der südlichen Halbinsel wieder auf eine bekannte Strecke und sehen dort den Owen Stanley als höchsten Punkt des Gebirgszuges zu 13 205 Fuß Höhe emporsteigen. An der Ost- und Nordostküste ist noch kein Fluß bekannt. Erst an der Ostküste der Geelvink-Bai finden wir zwischen dem 137. und 138.° das weite Ästuarium eines großen Flusses verzeichnet, des Amberno oder Rochussen. Der Lauf dieses Flusses, dessen Hauptarm am Kap d'Urville (oder Amberno) ins Meer mündet, ist aber noch völlig unbekannt, und es wird blos vermutet, daß er am Nordabhang der Charles Louis-Berge tief im Innern der Insel entspringt. Auf demselben Gebirge, jedoch auf der Südseite desselben, entspringt der an der Südküste mündende Fluß Utanate, der nur 12 Seemeilen weit schiffbar ist. Die größte Wasserader der großen Hauptmasse der Insel ist der durch d'Albertis erschlossene Fly, welcher mit kleinen Dampfern etwa 450 Meilen aufwärts befahren werden kann. In ihn mündet unter 141° östl. L. der Alice River. Dem Fly kommt an Größe zunächst der Baxter River (Mai-Kassa der Eingeborenen), welcher sich 64 Meilen oberhalb seiner Mündung in 2 Arme teilt, von denen der nordwestliche 27 Meilen (wahrscheinlich aber auch noch weiter) schiffbar ist. Außer diesen beiden großen Flüssen sind an der Südküste noch viele kleinere bekannt, der Kattam- und der Ethel-River, welche beide durch Macleay, der letztere 10 bis 12 Meilen weit befahren wurden, der Mammamu, für dessen Oberlauf der Laroki gehalten wird, und eine Menge meist reißender Flüsse zwischen dem Papua-Golf und der Redscar-Bai, von denen man nur die Mündungen kennt. Auf der Südseite der Halbinsel Wonim di Bawa finden wir viele kleine Flußläufe verzeichnet und in der Kamrao-Bai den Karufa, der für einen der größten Flüsse der Insel gilt. Die Oranje-Nassau-Küste, südwestlich von der Mündung des träge seine trüben Fluten dahinwälzenden Flusses, ist ein unübersehbarer Urwald, der zur Flutzeit überschwemmt ist.

„Neu-Guinea liegt auf einer flachen Meeresbank von unter 100 Faden Tiefe. Die Torresstraße, welche es von Australien trennt und die mit Riffen und Inseln besät ist, ist an der schmalsten Stelle nur 80 Seemeilen breit und nirgends über 12 Faden, durchschnittlich bloß 8—9 Faden tief. In der ganzen Straße übersteigt die Tiefe nicht 20 Faden. Die sich weit nach Westen erstreckende Bank verbindet mit der Hauptinsel noch die Aru-Inseln, Mysol, Salwatti, Waigiu und die Inseln des Geelvink-Busens, ist aber durch tiefes Wasser von den Molukken und den kleinen Sunda-Inseln getrennt. An allen Ufern erschweren Korallenbildungen die Zufahrt ungemein und machen enge Passagen, wie die Torresstraße, die Galewo- und Pittstraße zu äußerst gefährlichen Durchfahrten für die Schiffe. Die Ufer sind meist flach und von zahlreichen Kanälen durchschnitten, welche das Meer in das Innere des Landes sendet. Diese Kanäle stellen an vielen Küsten, so an der Südküste, am Mc. Clure-Golf, an der Nordküste förmliche Netze dar, welche das niedere Land in lauter kleine Inselchen zerspalten, von denen Teile mit dem periodischen Steigen des Meeres bald überflutet, bald wieder bei Ebbe trocken gelegt werden. Diese engen Kanäle, umwuchert von einer exuberanten Vegetation, hauchen unter der senkrechten Sonne giftige Dünste aus, welche den Aufenthalt für den Menschen oft unmöglich machen." Außer den Missionsstationen befinden sich daher noch keine Niederlassungen von Europäern auf der Insel, aber es besteht doch ein lebhafter Verkehr zwischen derselben und den benachbarten Inseln und Kontinenten. Seit Jahrhunderten schon werden ihre Küsten von Händlern besucht, abgesehen von einzelnen Chinesen, Buggisen und Arabern, hauptsächlich von Bewohnern der Inseln Ternate und Tidore, Ceram, Keffing und Ceram-Laut. Die Händler von den beiden ersten Inseln besuchen besonders die Nordwestküste, die Geelvink-Bai und die benachbarten Inseln, während die anderen mit der Westküste Handel treiben. Die Händler holen von Neu-Guinea Muskatnüsse, Massoirinde, Sago, Schildpatt, Perlen, Tripang, Paradiesvögel; dafür bringen sie den Eingeborenen Lebensmittel aller Art, Getränke, Manufakturwaren, Schießgewehre u. s. w.

In früherer Zeit hat auch hier der Sklavenhandel eine Rolle gespielt. Die Berichte der Händler erweckten in den molukkischen Fürsten das Verlangen, die schöne Insel sich zu unterwerfen, und die Versuche, ihre Herrschaft über dieselbe auszudehnen, begannen schon im 16. Jahrhundert. Mit der Zeit wurden große Landstriche auf Neu-Guinea einzelnen molukkischen Fürsten unterthan, jetzt aber ist der Fürst von Tidore der alleinige Herr aller unter fremder Herrschaft stehenden Küstengebiete und auch von der niederländischen Regierung als solcher anerkannt. Dieselben sind in mehr oder minder große Distrikte eingeteilt, welche im Namen des Fürsten von Tidore durch von ihm eingesetzte Radschas und Häuptlinge, welche verschiedene Titel führen, regiert werden. Das größte dieser Gebiete ist das vom Kap Buru bis fast zur Mariannenstraße sich erstreckende Fürstentum Kapia, welches der Utanate-Fluß durchströmt und an dessen Küste die Holländer ihr Fort Du Bus errichtet hatten. An Kapia grenzt das Gebiet des Radscha von Aidumа auf der schmalen Landzunge, welche die nordwestliche Halbinsel mit der Hauptmasse von Neu-Guinea verbindet, ein gut bevölkertes Land, dessen felsige Küsten mit zahlreichen Masoibäumen bewachsen sind, welche einen lebhaften Handel mit den Ceramesen hervorgerufen haben. Die Bewohner dieses Distriktes ähneln in ihrer äußern Erscheinung sehr jenen des Utanata-Flusses, haben aber mit ihnen auch die Falschheit und Hinterlist gemein und sind trotz des lebhaften Handelsverkehrs ungemein scheu und mißtrauisch. Nur die Papuas von Lobo, dem Ostufer der Tritons-Bai, sind infolge des vielen Verkehrs mit Händlern schon etwas zivilisierter und alle mehr oder weniger bekleidet. Der nächste Distrikt, zwischen der Tritons-Bai und der Karufa-Mündung ist dem Radscha von Namatotte unterthan, welcher seit 1848 auf der hohen, schwach bevölkerten Kalkinsel dieses Namens seinen Sitz hat. Die bis zur Ostseite der Bai von Argumi sehr gebirgige Küste ist ziemlich, stellenweise sogar dicht bevölkert, die Gebirgsbevölkerung, von den Strandbewohnern Wuka genannt, ein kräftiger, starker Menschenschlag. Die Strandbewohner tauschen von ihr Paradiesvögel und Masoirinde ein. Von der Karufamündung bis zum Kap van den Bosch erstreckt sich der Distrikt Adie, der dem Radscha auf der Insel Adie untergestellt ist, aber dieser besitzt, obwohl ihm noch ein Kapitänlaut, zwei Kapitäns, ein Major und ein Sahada beigegeben sind, keine genügende Macht, um die häufigen Streitigkeiten der Bevölkerung zu schlichten, so daß häufig der Sultan von Tidore selbst einschreiten muß. Die Bewohner von Adie und der gegenüberliegenden Küste sind kräftige Leute von mittlerer Körpergröße, mit etwas hellerer Hautfarbe als die Stämme des Hinterlandes. Der häufige Verkehr mit Händlern aus Ceram ist nicht ohne Einfluß auf sie geblieben. Sie sind, wenigstens dem Namen nach, zum Islam bekehrt, haben aber noch alle ihre alten Gebräuche beibehalten. Auch die Westküste mit den Inseln ist Häuptlingen untergestellt, welche von Tidore abhängig sind. Wir finden solche auf Misol, Salwatti, zu dem auch die gegenüberliegende Küste gehört, Waigiu u. s. w., und auch die Küsten der Geelvink-Bai und die vorliegenden Inseln sind unter eine Menge kleiner Fürsten geteilt. Die Eingeborenen haben dem Sultan von Tidore Tribut zu entrichten, dessen Erhebung die Hauptaufgabe der Radschas und Häuptlinge ist. Bei dieser lassen sie sich jedoch viele Gewaltthätigkeiten und Erpressungen zu schulden kommen, so daß die Eingeborenen viel unter der tidoresischen Herrschaft zu leiden haben. Früher pflegten die Sultane zur gewaltsamen Eintreibung des Tributs ganze Flotten auszurüsten, die sogenannten Hongieflotten, deren Erscheinen stets weithin Schrecken verursachte und die Flucht der Einwohner ins Gebirge zur Folge hatte. Den Gewaltthaten und Plünderungen, welche mit solchen Expeditionen verbunden waren, hat endlich die holländische Regierung ein Ende gemacht, indem sie die Hongiefahrten untersagte, und der ihr tributpflichtige Sultan, dessen Vorfahren einst über 80 Fürsten geboten und angeblich 90 000 Mann ins Feld stellen konnten, hat sich in seiner jetzigen Ohnmacht der Forderung der Holländer gefügt. Da aber in vielen Gegenden, namentlich an der Nordküste, der Tribut von den Eingeborenen nie gutwillig gezahlt wurde, hat die Zahlung desselben nach Wegfall des Zwanges völlig aufgehört und der größere Teil der einst dem Sultan untergebenen Nordküste ist jetzt fast unabhängig. Für das Land ist es ein Glück, daß das Band, welches es früher an Tidore knüpfte, jetzt gelöst ist, denn den Gewaltthaten der Tidoresen und der von ihnen eingesetzten Häuptlinge ist zum großen Teil die Roheit zuzuschreiben, in welche die ihnen unterthane Bevölkerung versunken ist. Die Wirkungen dieser Miß-

wirtschaft sind sofort deutlich zu erkennen, wenn man die Bevölkerungen der Südost- und Nordostküste mit jenen der West- und Nordwestküste vergleicht.

Die Holländer haben als Herren der Molukken auch die Oberhoheit über die von Tidore abhängigen Teile von Neu-Guinea für sich in Anspruch genommen, aber abgesehen von der Verhinderung der Fahrten der Hongieflotten haben sie bisher für das Land so gut wie gar nichts gethan. Die im Jahre 1828 gegründete Niederlassung Du Bus haben sie bald aufgegeben, und erst in neuerer Zeit hat die Aufmerksamkeit, welche andere Mächte Neu-Guinea zuwandten, sie veranlaßt, sich auch etwas mehr als früher um dasselbe zu kümmern. Sie haben wenigstens ihre Hoheitsrechte gegen fremde Eingriffe zu wahren gesucht, indem sie von Zeit zu Zeit von Ternate Kriegsschiffe an die Küste sandten und dort Säulen mit dem niederländischen Wappen errichten ließen.

Solche Fahrten werden seit dem Jahre 1879 regelmäßig unternommen. Der holländische Kontrolleur S. van Oldenborgh gelangte auf einer derselben, welche vom 30. Dezember 1880 bis zum 21. Januar 1881 währte, bis zur Prinz Hendrik-Insel und nahm die ganze Strecke zwischen dieser und der holländischen Grenze (141.° östl. L.) auf, wodurch viele unrichtige Angaben in den bisherigen Karten verbessert wurden. Im Jahre

Wasserfall am Berg Ventra.

1882 bereisten als holländische Kommissäre van Berekel, und 1883 Monod de Froideville und Boreel die Küste von Neu-Guinea. Diese Manifestierung der holländischen Oberhoheit war umso nötiger, als jetzt die Südküste das Ziel rasch aufeinander folgender Expeditionen wurde und Australien mit Europa in der Forschungsarbeit zu wetteifern begann.

Dr. Otto Finsch aus Bremen, der nun bald in der neuern Entdeckungsgeschichte Neu-Guineas eine wichtige Rolle spielen sollte, traf im Jahre 1882 in Port Moresby ein und begab sich von dort nach dem Laloki, wo er, zu längerem Aufenthalte entschlossen, ein einfaches Wohnhaus errichten ließ, das er „Humboldtsheim" benannte. Dieses Haus wurde der Ausgangspunkt seiner zahlreichen Ausflüge in das Innere der Insel, und dort häuften sich die Sammlungen, welche der unermüdliche Forscher während seines 5 Monate dauernden Aufenthaltes auf Neu-Guinea zusammenbrachte.

Im Jahre 1883 rüstete der in Melbourne erscheinende „Argus", eine der bedeutendsten Zeitungen Australiens, eine Expedition zur Erforschung der Südküste Neu-Guineas aus, deren Führung W. E. Armit übernahm. Die Expedition gelangte bis 9° 33′ südl. Br. und 147° 38′ östl. L. und drang bis zur Wasserscheide zwischen dem Laloki und den Quellen des Kemp Welsh vor, aber der Tod des Professors Denton, der

sich Armit mit seinen 2 Söhnen angeschlossen hatte, zwang zur frühzeitigen Umkehr, bevor größere Erfolge erzielt waren.

Die Expedition des Kapitäns Armit hatte auch interessante Aufschlüsse über die Möglichkeit europäischer Ansiedelungen gebracht. Armit bestieg unter Führung von Luija, dem König der Kojaris, die 564 Meter hohen Astrolabe Ranges, von wo sich ihm eine herrliche Aussicht in das Lalokithal bot. Das etwa 16 Kilometer breite Thal würde sich vortrefflich zur Ansiedlung eignen und könnten dort sowohl Farmen und Plantagen angelegt, als Viehzucht getrieben werden. Einem Ankauf von Land, meint Armit, würden die Eingeborenen keine Schwierigkeiten bereiten. Er schildert sie als ruhige, fleißige Leute, die ebensowenig Barbaren seien wie wir. Ihre Dörfer, welche teils aus auf der Erde stehenden Häusern, teils aus sogenannten Dobos bestehen, welche sie 60 bis 70 Fuß hoch in den Zweigen der Bäume anlegen (siehe die Abbildung Seite 15), sind von Zuckerplantagen und von Gärten umgeben, in welchen Bananen, Yams, Bataten, Tabak und Kokosnüsse gebaut werden. Als sehr für Ackerbau geeignet bezeichnet Armit ferner das Thal, welches sich in 9° 30′ südl. Br. und 147° 15′ östl. L. von Bootleß Inlet nach den Astrolabe Ranges hinzieht. Eine weite Fernsicht eröffnete sich auch von dem auf einem Ausläufer der Astrolabe Ranges gelegenen Dorfe Nariamma. Im Norden sah man den 3048 Meter hohen Mount Lawes, und in Ostsüdost stieg der 3212 Meter hohe Mount O'Bree empor. Die Dörfer im Gebirge zählen sämtlich je 80 bis 100 Einwohner; 18 Dörfer, welche Armit an den Abhängen sah, mögen daher eine Bevölkerung von etwas über 1000 Seelen haben.

Nach der Rückkehr nach Australien, zu welcher außer dem Tode Dentons auch noch die Erkrankung der meisten Mitglieder der Expedition veranlaßte, welche vom Fieber befallen waren, wurden sofort Anstalten zu einer neuen Expedition getroffen. Julian Thomas, der soeben von einer Forschungsreise nach den Neuen Hebriden zurückgekehrt war, übernahm diesmal die Leitung, als er aber Ende November in Port Moresby eintraf, sah er bald ein, daß die bereits begonnene nasse Jahreszeit ein Eindringen ins Innere unmöglich mache, und kehrte nach Australien zurück.

Auch eine von der Zeitung „Age" gleichzeitig ausgesandte Expedition erzielte keine besonderen Erfolge. Die Leitung derselben war G. E. Morrison, der durch seine Reisen in Australien die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hatte, anvertraut worden. Morrison brach im Juli von Port Moresby auf, zum erstenmal sich zur Fortschaffung des Gepäcks der Pferde statt der Träger bedienend, und erreichte durch dichtbevölkertes Land glücklich den Goldiesfluß. Weiterem Vordringen setzte die Feindseligkeit der Eingeborenen ein Ziel. Morrison wurde bei Varigadi angegriffen und sah sich gezwungen, den Rückzug anzutreten.

Glücklicher als diese beiden Expeditionen verlief die Reise, welche im Oktober desselben Jahres der Missionär Chalmers unternahm. Er drang auf der Westseite des Papua-Golfs wiederholt ins Innere vor, und fand bei den Eingeborenen, obwohl dieselben dem Kannibalismus noch nicht ganz entsagt haben, überall freundliche Aufnahme. Der sumpfige Boden dieses Landstriches hat die Eingeborenen gezwungen, nicht nur ihre Häuser auf Pfählen zu errichten, sondern sogar ihre Pflanzungen auf 10 Fuß über dem Boden erhöhten Gerüsten anzulegen. Drei große Flüsse durchströmen das Land, aber Chalmers hält sie alle nur für Nebenarme des Fly. Dagegen wurde noch in diesem Jahre ein neuer Fluß durch Robert Drew aus Sidney entdeckt. Derselbe stieß etwa 30 (engl.) Meilen westlich vom Baxter auf die Mündung eines bisher unbekannten Flusses, dem er den Namen Chester beilegte. Drew befuhr denselben 25 Meilen aufwärts. Ein ferneres Ergebnis dieser Expedition war die Entdeckung der Insel Discovery.

Im folgenden Jahre ist auch wieder an der Nordwestküste ein von den Holländern erzielter Erfolg zu verzeichnen: die Ambernofahrt des Residenten von Ternate D. F. von Braam Morris im Jahre 1884. Derselbe gelangte im Juli dieses Jahres auf dem Amberno bis 2° 20′ südl. Br., wo die reißende Strömung ein ferneres Vordringen unmöglich machte. Unsere Kenntnis des Innern von Neu-Guinea wurde durch die sorgfältige Aufnahme der von Braam Morris zurückgelegten Flußstrecke bereichert.

Die deutsche Besitzergreifung brachte einen frischen Zug in die Forschungsarbeit im Norden und Nordosten Neu Guineas. Zum erstenmal wurde nun von Dr. Otto Finsch und Kapitän Dallmann in dem Dampfer „Samoa" die ganze Küstenstrecke zwischen der Humboldt-Bai und dem Ostkap befahren und sorgfältig durchforscht. Jede der 5 Fahrten, welche Dr. Finsch unternahm, war reich an geographischen Ergebnissen, brachte aber auch wichtige Aufschlüsse über die Kulturfähigkeit des Bodens und den Charakter der Eingeborenen, die beiden wichtigsten Faktoren, welche bei Kolonisationsversuchen in einem so unbekannten Lande wie Neu-Guinea in Betracht kommen.

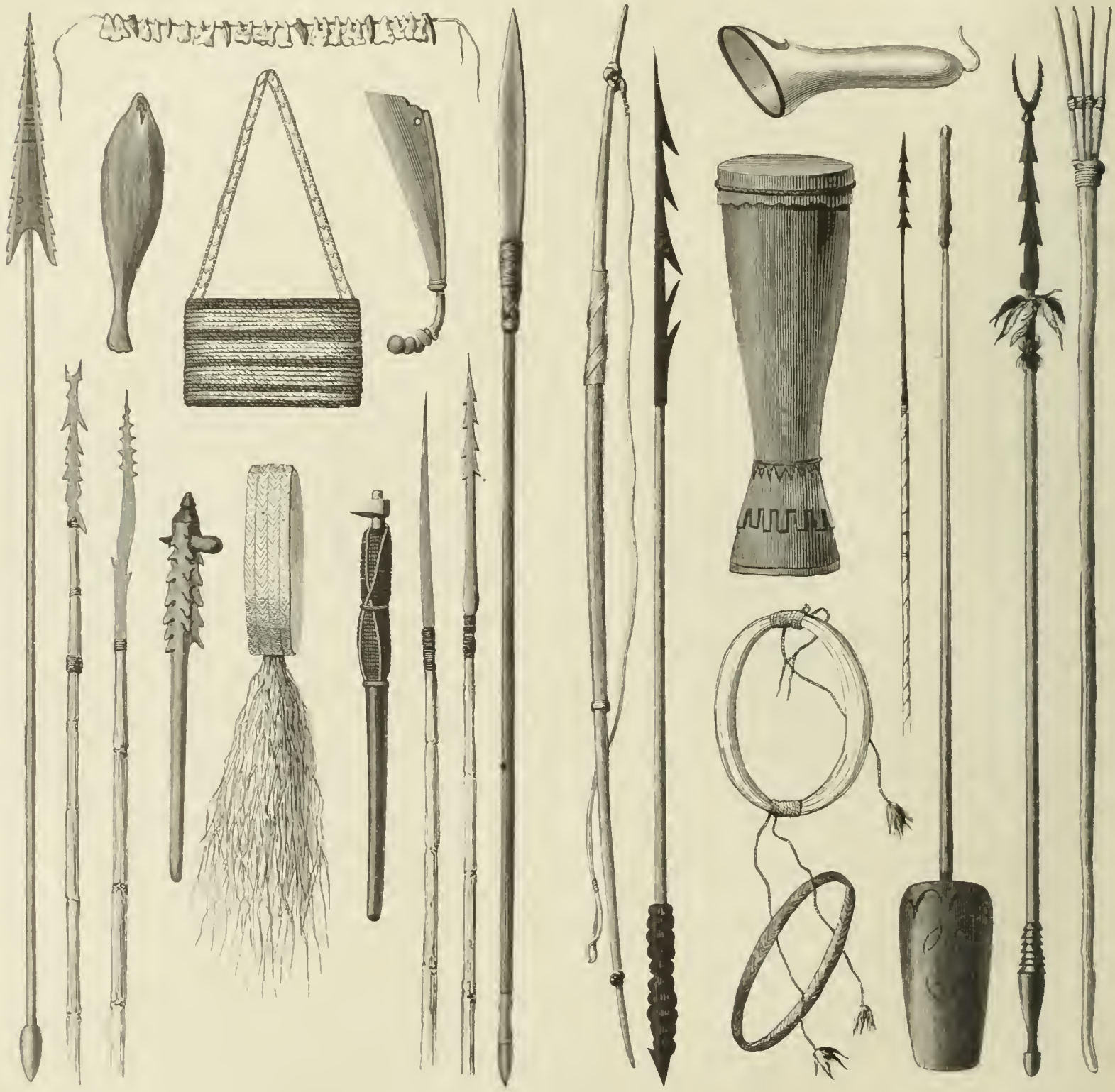
Die erste Fahrt wurde am 7. Oktober 1884 von Mioko aus angetreten. Die „Samoa" fuhr zunächst nach der bereits durch Dumont d'Urville entdeckten Astrolabe-Bai hinüber, welche durch die Berichte Miklucho-Maklays, der dort viele Monate zubrachte, zur Genüge bekannt geworden ist. Am 18. Oktober ging die „Samoa" in der Bai vor Anker und fuhr dann am folgenden Morgen nordwärts. An der Bili-Bili-Insel vorbeifahrend, wurde hinter Kap Kusserow ein guter Hafen entdeckt, welchem Dr. Finsch den Namen Prinz Friedrichs Wilhelms-Hafen beilegte. Am Ufer wurde die deutsche Flagge aufgezogen. Von hier aus fuhr die „Samoa" nordwärts bis zum Kap Croisilles, wandte sich dann nach Süden und befuhr schließlich die Küste in östlicher Richtung noch bis zum Kap Cretin, worauf sie am 25. Oktober wieder in Mioko eintraf. Während dieser Fahrten wurde wiederholt gelandet und die Küste näher erforscht. Die Ergebnisse der Reise waren außer der Entdeckung des Prinz Friedrich Wilhelms-Hafens noch die eines zweiten, nördlich von ersterem gelegenen, welcher den Namen Prinz Heinrich-Hafen erhielt, und zahlreicher kleiner Inseln, die vor den beiden Häfen liegen; ferner wurde das Terrassenland an der Küste von Village-Island, von welchem schon Kapitän Moresby berichtet hatte, der mit dem „Basilisk" (1873/1874) Aufnahmen an dieser Küste ausführte, von Dr. Finsch genau untersucht und durch ihn festgestellt, daß die merkwürdige Insel gehobener Korallenboden sei.

Das Ziel der zweiten Entdeckungsfahrt waren der Hüon-Golf und die Küste nördlich von demselben. Am 13. November verließ die „Samoa" Mioko, wo sie sowohl durch Krankheit der Mannschaft als durch die Untersuchung der Maschine diesmal lange aufgehalten worden, und fuhr nach der Küste von Neu-Guinea hinüber. An den von Riffs umgebenen Luard-Inseln, wo kein Ankerplatz zu entdecken war, vorbeifahrend, entdeckte man etwa 8 Seemeilen südöstlich von denselben einen nicht unbedeutenden Fluß, dessen Mündung jedoch durch eine große Barre versperrt war. Ein ungewöhnlich großes Dorf, welches an 100 Hütten zählte, lag an der Mündung, aber der Versuch, einen Verkehr mit den Eingeborenen anzubahnen, mißlang, und als die „Samoa" am andern Tage auf der Rückfahrt wieder vor dem Dorfe erschien, fand man dasselbe verlassen. Dieses Dorf war die einzige Ansiedlung, welche an der Küste bis Mitre-Rock angetroffen wurde. Dr. Finsch unternahm dort mehrere Ausflüge ins Land hinein, fand aber überall den Boden sumpfig und zu Anbau ungeeignet. Vom Schiffe aus konnte man sehen, daß die Küste weithin denselben Charakter hatte. Hinter dichtem Urwald, der das flache Ufer umsäumte, stiegen aber steile bewaldete Hügel empor, die mit hohen Gebirgen im tieferen Innern zusammenhingen.

Die Wahrnehmungen auf dieser Fahrt bestätigten die Vermutung, daß die Bevölkerung der Neu-Guinea-Küsten häufig ihre Wohnsitze ändert. An der Küste, welche die „Samoa", von einem Dorfe abgesehen, völlig unbewohnt fand, hatte Kapitän Moresby, der dort 1873 bis 1874 mit dem „Basilisk" sich aufhielt, große Dörfer vor Traitors Bai und an Marsong Point gesehen, deren Bevölkerung seitdem wahrscheinlich ausgewandert war.

Die „Samoa" fuhr von Mitre-Rock zu den Luard-Inseln zurück und entdeckte diesmal einen Hafen, welcher Schiffen von mittlerem Tiefgang guten Ankergrund bietet. Am Land war frisches Wasser vorhanden, die Küste jedoch teils sumpfig, teils waldiges Bergland, das nur schwach bevölkert zu sein schien. Längs dichtbewaldeter Höhenzüge, vor welchen, ebenso wie vor den Inseln, viele gefährliche Riffe liegen, fuhr die „Samoa" am 19. und 20. November fast bis zum Kap Cretin hinauf, ohne trotz eifrigen Suchens einen Hafen oder Ankergrund zu finden. Ansiedlungen erblickte man erst bei Parson Point, von wo auch einige Eingeborene in

Kanoes herankamen. „Diese Küste," schreibt Dr. Finsch, „bietet hier und da größere Flächen ebenen Vorlandes, aber alles dicht bewaldet, anscheinend sumpfig und ohne Kokospalmen. Erst vor Kap Cretin zeigte sich dieser Baum in kleineren Beständen bei den kleinen Dörfern, deren Bewohner in Kanoes abkamen, um mit uns zu handeln. Wir erreichten diese Gegend vor Kap Cretin am Abend des 20., aber am andern Tage



Waffen und Schmuck der Papuas.

früh setzte Regen ein, so daß wir von dem Kap selbst nichts sahen und nur soviel bemerkten, daß die Inseln um das Kap die Nachforschung nach einem Hafen sehr wünschenswert machten. Der Regen verhinderte uns daran, und so gingen wir nordwestwärts bis zu dem Terrassenland hinter Fortification Point, an welchem sehr kenntlichen Punkte ich für die Kriegsschiffe eine Flagge hissen und Nachricht über uns hinterlassen wollte, aber schlechtes Wetter und hohe See setzten uns zu, daß wir gar nicht landen konnten, geschweige denn einen Anker-

grund finden. Unser Bemühen, einen Hafen zu finden, ehe die Kriegsschiffe eintrafen, um diese gleich sicher zu bringen, wurde am 23. November belohnt, wo ich mit dem Steuermann die Buchten vor, also nordwestlich, von Kap Cretin untersuchte. Wir entdeckten einen sehr hübschen Hafen, eigentlich zwei hintereinander liegende Bassins, von denen wenigstens das innere für Schiffe von nicht zuviel Tiefgang stets Schutz bietet und das

Papua von Doreh.

äußere auch für große Schiffe gut ist, wenn auch nicht gegen alle Winde. Dieser Hafen wurde von mir Deutschland-Hafen, von den Kriegsschiffen, die ihn später genauer vermaßen, Finschhafen genannt. Seine Ufer sind von äußerst reichem und fruchtbarem Lande umgeben, nächst dem Ufer Urwald, dann sanfte Hügel mit grünen Flächen, die sich trefflich für Weideland eignen. Diese herrliche reiche Gegend, welche ganz den Eindruck einer europäischen Parklandschaft macht, zieht sich von Kap Cretin bis Fortification Point. Hier giebt

es an vielen Stellen, namentlich im Finschhafen, hübsche, zum Teil so ansehnliche Bestände von Kokospalmen wie in Blanche Bai. Nur ist die Gegend um Finsch-Hafen besser bevölkert; es mögen an ein Dutzend kleiner Dörfer sein, aber auch die Berge im Innern scheinen bewohnt, denn man sieht große Pflanzungen der Eingeborenen und hier und da einzelne Hütten. Landerkursionen auf die den Hafen umgebenden Berge überzeugten mich, daß der Boden sehr gut ist, und daß sich ausgedehntere Flächen bieten, die sich leicht bearbeiten lassen. Aber auch für Viehzucht, namentlich zur Schafzucht ist dieser Teil wie geschaffen, da schönes Wasser im Überfluß vorhanden ist." Am 24. November kam endlich die sehnsüchtig erwartete „Hyäne" in Sicht und ging in dem neuen Hafen vor Anker. Drei Tage später wurde an der Küste die deutsche Reichsflagge gehißt. Die Scheu der Eingeborenen begann allmählich zu schwinden, sie brachten allerlei Landesprodukte zum Tausch, und schließlich ließen sie sich auch bewegen, an Bord zu kommen.

Am 28. November fuhr die „Samoa" mit der „Hyäne" zunächst südwärts bis zum Kap Cretin, weil man glaubte, daß auf dieser Strecke noch Häfen vorhanden seien, beide Schiffe wandten sich aber dann wieder nach Norden und nahmen ihren Kurs längs der Südostküste von Long Island nach der Nordküste von Nord-Britannien, von wo sie längs der Küste von Neu-Irland nach Mioko fuhren, das am 9. Dezember erreicht wurde.

Die dritte Reise, welche Dr. Finsch im Dezember 1884 unternahm, führte ihn nach der Ostküste Neu-Guineas südlich vom Hüon-Golf. Er gelangte bis zum Ostkap und bereicherte auch auf dieser Strecke unser geographisches Wissen bedeutend, aber der Neu-Guinea-Kompanie brachte diese Fahrt nur wenig Gewinn, denn ein großer Teil der auf derselben aufgenommenen Küste ist durch die Vereinbarungen zwischen Deutschland und England letzterem überlassen worden. Dr. Finsch wußte, als er seine dritte Reise antrat, noch nicht, daß England sein Protektorat auch über die Ostküste auszudehnen beabsichtige, und er war noch in dem Glauben, daß die englischen Ansprüche sich auf die Südküste beschränkten. Auch als er seine vierte Reise (23. März bis 18. April 1885) antrat, glaubte er noch, daß das englische Protektorat gemäß den von der britischen Regierung abgegebenen Erklärungen sich nicht über das Ostkap hinaus erstrecken werde, und gründete daher westlich von diesem Kap in der Nähe der Bentley-Bai eine Station, zu welcher ihm die Eingeborenen des Dorfes Hihiaura willig den nötigen Grund und Boden überließen. Ein im Dienst der Neu-Guinea-Kompanie stehender Deutscher, namens Karl Hunstein, und ein schottischer Zimmermann blieben dort zurück. Es wurde für sie zunächst ein Wohnhaus erbaut, und später errichtete man neben diesem noch Vorratsmagazine und Gebäude zum Trocknen der Kopra. Als die Station nachher aufgegeben wurde, nahm man nur die Einrichtung mit, ließ aber die Gebäude selbst zur Benutzung durch spätere Ankömmlinge stehen und übergab sie der Obhut eines Häuptlings, der sich bisher stets freundlich erwiesen hatte. Dr. Finsch erfuhr erst im Juni 1885, in welcher Weise die Abgrenzung der beiderseitigen Schutzgebiete vereinbart worden, und versetzte die beiden an der Bentley-Bai stationierten Männer nach Killerton Island.

Auf seiner fünften Reise kam Dr. Finsch längs der Nordküste bis zur Westgrenze unseres Besitzes an der Humboldt-Bai. Am 5. Mai verließ die „Samoa" Mioko und bekam am Morgen des 8. Mai die Vulkan-Insel in Sicht. Nachmittags tauchte auch das Festland von Neu-Guinea auf, aber gleichzeitig wurde westlich von der Vulkan-Insel eine unübersehbare Fläche grünen Wassers entdeckt, welches ein weißer Schaumstreifen von dem tiefblauen Wasser trennte, so daß man anfangs vermutete, man habe ein Riff und die Brandung an demselben vor sich. Kapitän Dallmann entschloß sich trotzdem, nachdem er eine Zeitlang längs des grünen Wasserstreifens dahingefahren war, durch denselben auf die Küste zuzusteuern, an der die Samoa um 4 Uhr vor Anker ging. Man befand sich etwa 3 Meilen östlich von Venus Point. „Die Küste erschien als dichter Waldgürtel, von einzelnen höheren dichten Baumgruppen, schwarz wie Nadelholz, und aus Kasuarinen" (einem unserer Lärche ähnlichen Baum). Ein von Kokospalmen umgebenes Dorf war in der Nähe, und die Eingeborenen fanden sich bald in Kanoes ein, um Tausch-Handel zu treiben. Als es dunkel wurde, sah man aus dem Krater auf der Vulkan-Insel Feuer aufsteigen. Während eines heftigen Platzregens fuhr man am

nächsten Morgen weiter, doch wurde wegen des noch immer trüben Wassers, in dem man auf Klippen und Untiefen zu stoßen fürchtete, die Fahrt nur langsam und unter häufigem Loten fortgesetzt. Hinter Venus Point, einem mit dichtem Urwald, aus welchem Kasuarinengruppen emporragen, bedeckten Vorsprung des gleichfalls bewaldeten Festlandes bemerkte man, daß das Wasser lehmfarbig wurde, was auf die Nähe einer Flußmündung schließen ließ. Bald bemerkte man auch Treibholz, darunter große entwurzelte Baumstämme, und gelangte gegen 1 Uhr vor die Mündung des Flußes, vor welcher jedoch eine Barre mit heftiger Brandung lag. Die „Samoa" fuhr daher weiter, ging aber eine Stunde später unter 3° 52′ südl. Br. und 144° 32′ östl. L. vor der Mündung eines zweiten, größeren Flusses vor Anker, in welchen Dr. Finsch mit einem Boote einfuhr. Nach der starken Strömung und den großen Massen Treibholz, welche dieser an seiner Mündung etwa eine halbe Seemeile breite Fluß mit sich führte, war anzunehmen, daß er aus dem tiefen Innern der Insel komme. Dr. Finsch gab diesem Fluß, der vielleicht nächst dem Fly und Amberno der größte Neu-Guineas ist, zu Ehren unserer Kaiserin den Namen Kaiserin Augusta-Fluß.

Am folgenden Tage umfuhr die „Samoa" das sog. Kap della Torre, das nur „eine flache Ecke mit Beständen hoher Kasuarinen" ist, und gelangte nach dreistündiger Fahrt längs einer flachen, wahrscheinlich sumpfigen und unbewohnten Küste, an welcher in der Ferne eine Hügelkette sichtbar war, abermals zur Mündung eines Flusses. Heftige Brandung scheint auch hier, wie bei dem zuerst entdeckten Fluß, die Einfahrt unmöglich zu machen. Beide sind vielleicht nur Seitenarme des zwischen ihnen mündenden Kaiserin Augusta-Flußes.

Nachmittags kam eine tiefe Bucht in Sicht, welche später Kranel-Bucht benannt wurde, während das von den bewaldeten, etwa 300 bis 400 Fuß hohen Hügeln an ihrer Westseite vorspringende Kap den Namen Kap Dallmann erhielt. „Da," schreibt Dr. Finsch, „östlich von Kap Dallmann die Küste tiefere Buchten, die möglicherweise Häfen bieten konnten, zu haben schien, so steuerten wir darauf zu, sie erwiesen sich jedoch nicht als zugängliche und geschützte Ankerplätze. Eine gegen 4 Uhr plötzlich aufspringende heftige Brise aus Ost zwang uns, tiefer in der Bucht Schutz zu suchen, und wir gingen daselbst um 5 Uhr 55 Minuten nachmittags in 8 Faden Sand etwa eine Meile vom Ufer zu Anker. Dieser Ankerplatz liegt nach Kapitän Dallmann 3° 45′ südl. Br. und 143° 57′ östl. L. Bis zu diesem Punkte verzeichnete ich 5 Flüsse und 9 Siedelungen, doch kamen nur an einer Stelle Kanoes mit Eingeborenen ab."

Am frühen Morgen fanden sich dagegen nach und nach 12 Kanoes ein, die Eingeborenen überreichten als Friedenszeichen ein Kokosblatt, in das sie einen Knoten schlugen, und boten Speisen als Geschenke an.

Als man am Morgen weiter fuhr, änderte sich die Küstenlandschaft. Die Flachküste, längs welcher man bisher gefahren, ging allmählich in Hügelland über. „Vor, also östlich von Kap Dallmann," berichtet Dr. Finsch, „hat die 300 bis 600 Fuß hohe, steil abfallende, dicht bewaldete Küste 3 Einbuchtungen, die jedoch keine Anker- oder Hafenplätze bieten. Die Küste bekommt durch ausgedehnte grüne Hänge, die Matten gleichen, durch einzelne Häuser und kleine Kokoshaine ein freundliches, fast zivilisiertes Aussehen. Mit dem Passieren von Kap Dallmann sahen wir d'Urville-Insel vor uns, einen hohen, langgestreckten, dichtbewaldeten Bergrücken von keineswegs vulkanartigem Aussehen; das davorliegende, anscheinend niedrige, dichtbewaldete Vorland ergab sich als die Insel Gressien der Karte, hier unrichtig verzeichnet. Westlich von Kap Dallmann bildete die Küste mehrere große Buchten, die von 300–400 Fuß hohen, dicht bewaldeten Hügeln begrenzt wurden, hier und da aber auch Vorland zu besitzen schienen. Der Wald bestand durchgehends aus Laubbäumen, nicht mehr aus Kasuarinen. Hinter den Uferhügeln oder Bergen erhoben sich ansehnliche höhere Gebirge, die bis 4000 Fuß reichen mochten. Um 1 Uhr näherten wir uns der Insel Gressien, deren ganze Westseite eine sanft ansteigende Grasfläche bildet, die herrliches Weideland für Schafe abgeben kann. Um 1 Uhr 50 Minuten waren wir einer kleinen, dichtbewaldeten Insel (Meta-Insel von mir genannt) gegenüber, von der westlich eine Bucht sich öffnet, die wir untersuchten und in der wir um 3 Uhr in 10 Faden Sand zu Anker gingen. Diese Bucht erwies sich als ein sehr guter Hafen, den ich Dallmann-Hafen taufte. Er ist im Osten von Meta-Insel, im Norden von Gressien, im Westen durch die Dallmann-Straße gebildet. Die Küste von Sahl-Huk bis Dallmann-

Hafen ist sehr beachtenswert, da sie schöne, allmählich ansteigende Flächen, zum Teil mit Gras bedeckt, und bis zu den Gebirgen viel offenes Land besitzt. Ebenso ist die Insel Gressien mit ihren Grasflächen sehr bemerkenswert. Kanoes mit Eingeborenen kamen, noch ehe wir zu Anker gingen, längseits, und ich bedeutete ihnen, daß ich gleich an Land kommen würde. Ich unternahm daher alsbald eine Landexkursion, begleitet von einer großen Menge Eingeborener, die mich nach einem großen schönen Dorfe, Rabu, begleiteten und mich hier mit großer Aufmerksamkeit und Freundlichkeit behandelten. In der That waren sie die freundlichsten Eingeborenen, die ich bisher, nicht allein an diesem Teile der Küste, sondern in ganz Melanesien angetroffen habe. Sie bereiteten uns ein Mahl, boten uns Land, Schweine und Häuser an, und wünschten sehr, daß wir uns bei ihnen niederlassen möchten. Die erste wirkliche Gastfreundschaft in Melanesien wurde mir hier zu teil, ohne daß ich, was sehr beachtenswert ist, zuerst Geschenke verteilte." Die Eingeborenen vermochten sich so schwer von unseren Landsleuten zu trennen, daß ihnen noch am Nachmittag des nächsten Tages einige bis zur Insel Guap nachgefahren kamen und sie nochmals aufforderten, nach Rabu zu kommen und dort zu bleiben. Dr. Finsch hörte aus einem der Kanoes, welche die „Samoa" umlagerten, seinen Namen rufen und erkannte alsbald einige der Leute aus Rabu. Als sie ihn nicht bewegen konnten, mit ihnen umzukehren, wollten sie ihn auf der Fahrt nach Westen begleiten, und nur mit vieler Mühe gelang es, sie zur Umkehr zu veranlassen.

Die „Samoa" setzte am 12. Mai um 3 Uhr morgens ihre Fahrt fort, passierte das mit hohen Kasuarinen bestandene Pomone Point, mußte aber schon nach kaum 2 Stunden Fahrt bei dem östlich von der Páris-Insel gelegenen Inselchen Guap vor Anker gehen, weil Regen und dicke Luft die Küste so verhüllten, daß man sie nicht mehr zu unterscheiden vermochte. Den ganzen Tag war die „Samoa" von Kanoes umlagert, in denen sich bewaffnete Eingeborene befanden, aber trotz der vielen Bogen und Pfeile, welche sie mit sich führten, benahmen sich die Leute ruhig und freundschaftlich und boten Lebensmittel, namentlich schönen Yams, zum Tausche an. Hier war es, wo während des Tauschverkehrs mit den Eingeborenen von Guap die obenerwähnten Leute aus Rabu sich einfanden.

Die Strecke, welche die „Samoa" vom 10. bis zum 12. Mai zurückgelegt, hat durch ihre Fahrt eine wesentliche Berichtigung erfahren. Zwischen dem Kap della Torre und Pomone war bisher auf den Karten eine tiefe Bucht verzeichnet, eine solche ist aber nicht vorhanden, sondern die Küste verläuft in nahezu gerader Linie. Dr. Finsch nannte die Strecke vom Kap della Torre bis Pomone Point Hansemannküste (zu Ehren eines der beiden Leiter der Neu-Guinea-Kompanie); die Straße, welche zwischen den vor Dallmann-Hafen liegenden Inseln und dem Festlande hindurchführt, erhielt den Namen Dallmannstraße. Die Inseln dieser Straße sind zum Teil schon durch frühere Expeditionen mehr oder minder bekannt geworden. Die größte ist die d'Urville-Insel, Kairu von den Eingeborenen genannt; ihr zunächst kommt die Insel Gressien, Muschu der Eingeborenen. Südöstlich von der Gressien-Insel liegt die kleine Meta-Insel, südwestlich von der d'Urville-Insel die Insel Guap, bei welcher die „Samoa" vor Anker ging, die dicht bewaldete und schwach bevölkerte Insel Páris, von den Eingeborenen Aarsau genannt, und die unbewohnte Insel Unei. Die d'Urville-Insel wurde von Dr. Finsch zwar nicht besucht, aber vom Ankerplatze der „Samoa" aus glaubte er zu bemerken, daß sich an der Südspitze viele Plantagen befinden.

Begünstigt von einer starken westlichen Strömung setzte die „Samoa" am 13. Mai ihre Fahrt durch die Dallmannstraße fort. Wie auf der ganzen bisher befahrenen Strecke, erwiesen sich auch hier die vorhandenen Karten als höchst ungenau. Ein Kap Sapa, das auf denselben eingetragen war, vermochte man nirgends zu entdecken, doch nahm man nach der Analogie von Kap della Torre, welches auch nichts weniger als ein Kap ist, an, daß eine „etwas vorspringende bewaldete Hügelwand mit einem großen grünen Grasfleck", welche die Eingeborenen Karawap nennen, als Sapa Point aufzufassen sei.

Die Küste, längs welcher man hinfuhr, bestand aus 600 bis 800 Fuß hohen Bergzügen, die dicht bewaldet waren, aber obwohl sie keine Thäler freiließen und nur wenig Vorland besaßen, war die Bevölke-

rung doch eine dichte und überall sah man an den Abhängen Pflanzungen. Auf einer Strecke von 10 Meilen lagen 8 große Dörfer. Weiterhin öffnete sich zwischen den Uferbergen eine weite Thalmulde, hier münden brausende, über Felsen, die einem Wehre gleichen, herabstürzende Gebirgsflüsse; hohe, kerzengerade Bäume versprechen gutes Buchholz." Als die „Samoa" abends in geringer Entfernung vom Ufer vor Anker ging,

Der „Tempel" in der Humboldt-Bai.

kam sogleich eine Menge riesiger Kanoes heran. Die Eingeborenen, deren gewaltige verfilzte Haartouren auffielen, kamen an Bord und benahmen sich ganz anständig, während sie Paradiesvögel, Bögen und Pfeile zum Tausch anboten.

Die Küste, an welcher man am 14. Mai hinfuhr, war mit dichtem Wald bedeckt, hinter welchem sich gleichfalls bewaldete Berge erhoben, überragt von dem bis zu 3000 Fuß Höhe emporsteigenden Torriceili-

Gebirge. Gegen 11 Uhr erreichte man die Sainson-Inseln und kam damit in ganz unbekanntes Fahrwasser, durch welches noch kein Schiff, das die Küste Neu-Guineas berührte, gefahren war. Eine kleine, dicht bevölkerte Insel, welche bisher keinen Namen hatte, wurde Sanssouci benannt, ein auf ihr befindlicher Hafen mit vortrefflichem Ankergrund Berlin-Hafen, und die zwischen der Insel und dem Festlande hindurchführende Straße Babelsbergstraße. Die übrigen Inseln der Gruppe, die Sainson-, Faraguet- und Dudemain-Insel waren schon durch d'Urville bekannt geworden. Auch hier wurden ungenaue Angaben der alten Karten richtig gestellt. d'Urville hatte zwischen Dudemain und Faraguet ein Korallenriff verzeichnet, das jedoch nicht vorhanden ist, wogegen zwischen Dudemain und der Festlandküste Riffe vorhanden zu sein scheinen. Dieser wegen setzte die „Samoa" ihre Fahrt nicht durch die Babelsbergstraße fort, sondern fuhr östlich um Dudemain herum.

Die Gegend der Küste, welche man jenseits der vermuteten Riffe erreichte, war gut bevölkert und überall sah man an dem von bewaldeten Hügeln und Bergen eingefaßten Vorland von Kokospflanzungen umgebene Niederlassungen. Auch mehrere Flüsse münden an dieser Küste. „Im Laufe des Nachmittags hörten Kokospalmen und Siedelungen auf, es begannen wieder Kasuarinen den Strand zu säumen, hier und da von niedrigem Gestrüpp unterbrochen, über das hinweg man eine ausgedehnte Lagune landeinwärts erblickte, die erste Erscheinung dieser Art an der ganzen Küste. Die Lagune schien sich weit inland auszudehnen und wurde von einer Hügelkette begrenzt, hinter welcher ein höheres Gebirge mit ansehnlicheren, wohl an 3000 Fuß hohen Kuppen sich erhob. In der Lagune zeigten sich viele Siedlungen (Pfahldörfer)."

Am nächsten Morgen änderte sich allmählich der Charakter der Küste. Dicht bewaldete Felsen stiegen steil unmittelbar aus dem Wasser bis zu 300 bis 500 Fuß empor, Vorland war nirgends mehr vorhanden, dagegen schienen auch hier noch viele Flüsse einzumünden, wie die wechselnde Farbe des Wassers andeutete. Hinter den Uferfelsen bemerkte man höheres Gebirge. Nachdem man Nachmittags an 3 kleinen bewaldeten Felseninseln, welche dicht an der Küste liegen, vorbeigefahren, sah man hinter einem umbrandeten Kap den mehrere tausend Fuß hohen Bougainville-Berg emporsteigen. Hinter dem Kap, welches Concordia benannt wurde, entdeckte man einen Hafen, der genügend tiefes Fahrwasser enthielt, und ging in demselben vor Anker. Es war dieselbe Bucht, in welche im Jahre 1827 d'Urville nicht einzufahren wagte, weil 15 Kanoes, in denen sich bewaffnete Eingeborene befanden, auf die „Astrolabe" zukamen. Weil er annahm, daß sie sich ihm in feindlicher Absicht genähert, nannte d'Urville die Bucht »l'anse de l'attaque«, Angriffshafen. Der üble Ruf, in den derselbe durch d'Urville gekommen war, hat spätere Seefahrer von einem Besuch abgeschreckt, und der „Samoa" blieb es vorbehalten, die Gesinnungen der Eingeborenen zu erforschen. Auch diesmal kam, obwohl an dem von bewaldeten Bergen eingeschlossenen Ufer keine Niederlassungen sichtbar waren, alsbald eine Menge Kanoes mit Eingeborenen heran, welche alle sozusagen bis an die Zähne bewaffnet und außer den gewöhnlichen Angriffswaffen auch mit Küirassen und Schilden versehen waren, aber sie kamen nicht in feindlicher Absicht, sondern um Tauschhandel zu treiben. Sie erwiesen sich als friedliche Leute, die sich keine Ausschreitungen zu schulden kommen ließen, obwohl ihre Kanoes noch lange nach Anbruch der Dunkelheit die „Samoa" umdrängten, auf der man sich ihrer Tauschanerbietungen kaum erwehren konnte, und schon vor Tagesanbruch waren wieder etwa 30 Kanoes versammelt.

Nun näherte man sich bereits der Westgrenze des deutschen Gebietes, aber kurz vor derselben stand noch eine Entdeckung bevor. Nach anderthalbstündiger Fahrt kam die Humboldt-Bai in Sicht, Bonpland Point und das Cyklop-Gebirge tauchten auf, da aber das Meer auf Meilen hin schmutzig braun und grün gefärbt war, also ein größerer Fluß in der Nähe münden mußte, fuhr man nicht in die Bai, sondern auf die Küste östlich von derselben zu und entdeckte dort die Mündung eines ziemlich großen Flusses, vor der ein Ankerplatz aufgesucht wurde. Der entdeckte Fluß, der nach dem Steuermann der „Samoa" den Namen Sechstroh-Fluß erhielt, war durch eine Barre versperrt und die Einfahrt in denselben unmöglich, auch ließ die Zudringlichkeit

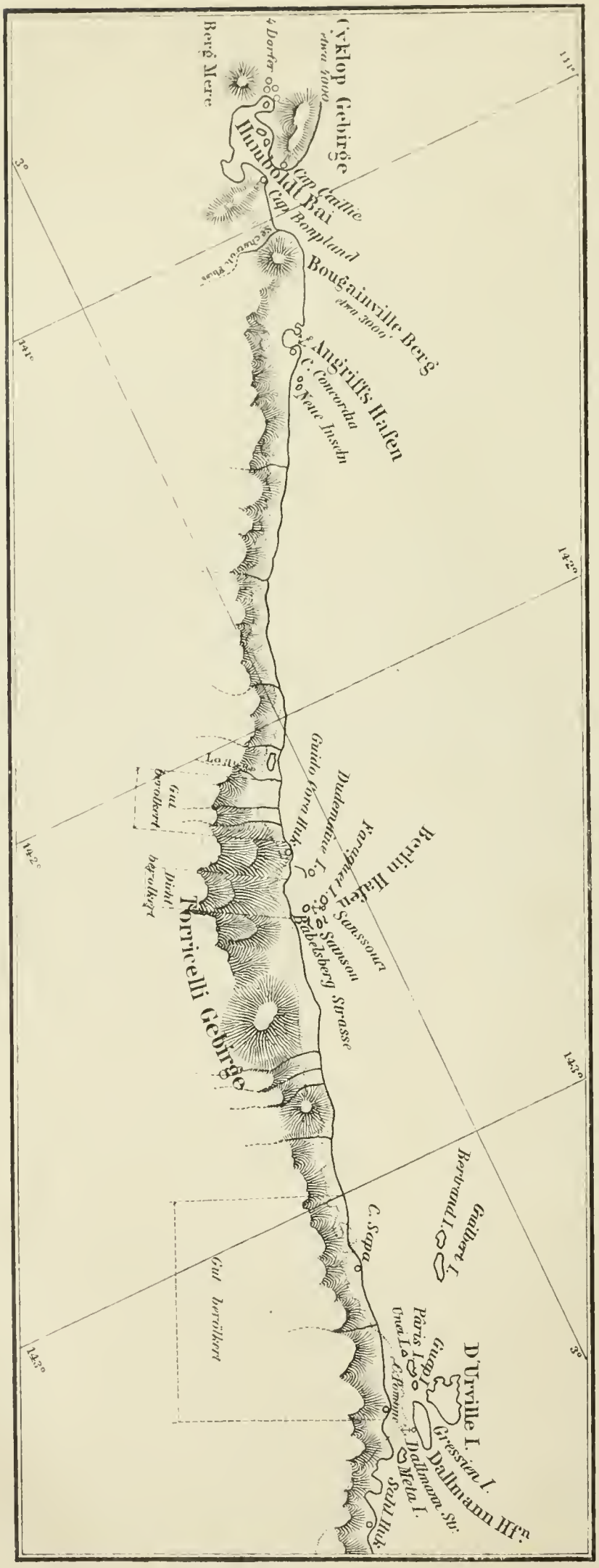
und Dreistigkeit der Eingeborenen, welche sich bald einfanden, ein längeres Verweilen nicht wünschenswert erscheinen.

Am Morgen des 17. Mai fuhr die „Samoa" in die bereits zu Niederländisch-Neu-Guinea gehörende Humboldt-Bai ein. Dr. Finsch erklärt dieselbe für keinen guten Hafen; sie sei zwar von Bergen umschlossen, aber doch zu offen, und auch die Brandung an der Südostküste zu stark. In einer Nebenbai an der Ostseite, in welche die „Samoa" zunächst einfuhr, war keine Spur von Leben zu erblicken, weshalb man tiefer in die Hauptbai hineinfuhr und dort vor Anker ging. Bald kamen auch Kanoes heran, deren jedes 2 bis 10 Eingeborene enthielt, die sehr frech und zudringlich waren.

In der Binnenbai liegen 4 Dörfer, und in einem derselben, welches Tobadi heißt, befindet sich der von vielen Reisenden geschilderte berühmte „Tempel", oder richtiger gesagt das „Junggesellenhaus" des Dorfes (siehe Seite 62), ein 60 Fuß hoher Holzbau, reich mit Schnitzereien verziert. Der „Tempel" und auch die übrigen Häuser von Tobadi, 31 an der Zahl, darunter nur 12 große, sind „wahre Kunstbauten des Alters der Steinzeit". Gleich allen Dörfern der Humboldt-Bai ist auch Tobadi ein Pfahldorf, doch sind die hiesigen Pfahlbauten wesentlich von jenen im nahen Doreh verschieden. Während bei den Häusern Dorehs das auf einem 60 bis 70 Fuß langen viereckigen Unterbau ruhende Dach nach allen Seiten bis fast zum Fußboden rund abläuft, die Firste in einer weit hervorragenden Spitze endigt und an der Landseite durch eine Kürzung des Daches ein kleiner überdeckter Vorplatz hergestellt ist, erhebt sich bei den Pfahlbauten der Humboldt-Bai über einem niedrigen viereckigen Unterbau ein kegelförmiges Dach bis zu 25 oder 30 Fuß Höhe. Zwei einander gegenüber befindliche Öffnungen im Unterbau dienen als Eingänge und können durch Thüren verschlossen werden. Im Innern der Hütte sind durch leichte Wände Kammern gebildet, welche den Frauen zum Aufenthaltsort dienen. Schweinsköpfe und Schweinszähne, Schildkrötenschalen, Waffen u. s. w. sind als Schmuck an den Wänden aufgehängt. Die Hütten stehen auch hier sämtlich im Wasser und sind auf einer Platform errichtet, welche sich etwa 3 Fuß über dem Wasserspiegel befindet. An einem Hause hing, mit Rottan befestigt, das holländische Wappen mit der Devise: »Je maintiendrai!«

Von den Eingeborenen, welche die „Samoa" bisher auf ihrer Küstenfahrt angetroffen hatte, waren die Bewohner der Humboldt-Bai die zudringlichsten. Zu Hunderten umlagerten sie in ihren großen Kanoes den Dampfer unter dem unaufhörlichen Geschrei „Ssigo" (Eisen) und stürmten von allen Seiten das Schiff. Die Mannschaft hatte vollauf zu thun, diese Masse Menschen, welche alle zugleich Waren eintauschen wollten, von Bord abzuwehren. Wenn sie die Zudringlichen an einer Seite über die Schanzkleidung hinabgeworfen hatte, waren indessen auf der andern Seite schon ebenso viele emporgeklettert. Bei so tumultuarischem Treiben war an Handel nicht zu denken, denn derselbe mußte, wenn man die Eingeborenen an Bord ließ, früher oder später zu Streit führen. Gefahr für die Mannschaft war allerdings nicht vorhanden, denn ein einziger Schuß hätte hingereicht, alle die Hunderte in die Flucht zu treiben, aber man befand sich auf fremdem Gebiet und mußte daher umsomehr einen Zusammenstoß mit den Eingeborenen zu vermeiden suchen. Die „Samoa" lichtete deshalb um $4^1/_2$ Uhr die Anker.

Von der unter deutschen Schutz gestellten Küste Neu-Guineas war nach all den bisherigen Fahrten der „Samoa" nur noch die Strecke zwischen Venus Point und Kap Croisilles unerforscht, und Dr. Finsch beschloß, dieselbe noch zu befahren, trotzdem der Kohlenvorrat, der erst auf Mioko erneuert werden konnte, zur Neige ging. Am 19. Mai waren die Schouten-Inseln erreicht, und die „Samoa" fuhr an diesem und dem folgenden Tage längs der Inselgruppe dahin. Die Blosseville-Insel zwischen der Garnot- und Lesson-Insel ist ein ausgebrannter Vulkan von 800 bis 1000 Fuß Höhe, der mit vielen schönen Pflanzungen bedeckt ist. Hoch oben am Rande des Kraters sah man große Dörfer liegen. Auch die benachbarte Lesson-Insel besitzt einen Vulkan, dessen Thätigkeit vielleicht noch nicht erloschen ist, dagegen ist die östlich von Venus Point gelegene Aris-Insel nichts als ein toter Kraterrand. An ihr vorbei erreichte die „Samoa" die Vulkan-Insel, nach der Dampier-Insel die größte an der Nordküste von Neu-Guinea. Der Vulkan, der sich auf ihr befindet,



Die deutsche Neu-Guineaküste. Von der Humboldt-Bai bis zur Dallmannstraße.

Die punktierte Linie giebt die Landgrenze nach der alten Karte an.

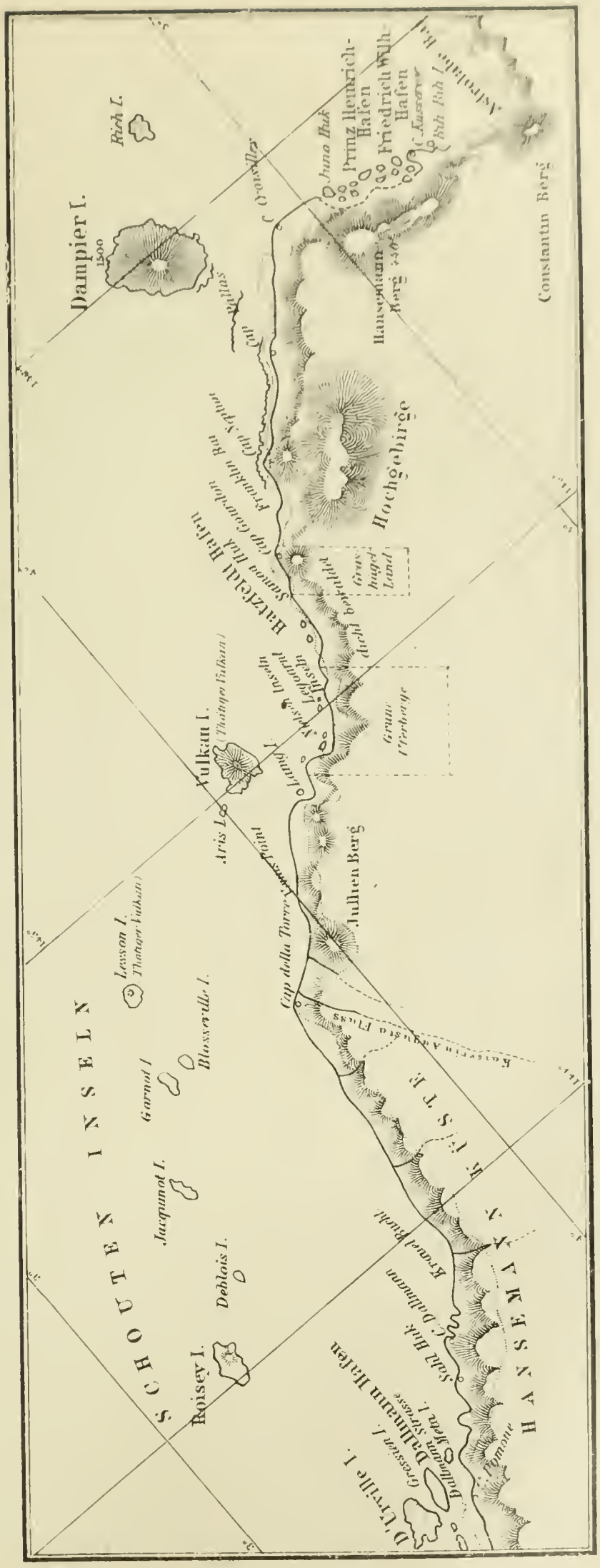
ist derjenige, aus dessen Krater man auf der „Samoa" in der Nacht vom 8. zum 9. Mai Feuer aufsteigen sah. Derselbe erreicht die imposante Höhe von 4000 bis 5000 Fuß, und auch diesmal toste und donnerte es in seinem Innern und Rauch stieg aus dem Krater empor. Trotz dieser gefährlichen Nachbarschaft ist die Insel bewohnt. Der Kraterberg ist zwar bis auf etwa drei Fünftel seiner Höhe bewaldet, aber die sanften Flächen an seiner Südseite bieten Gelegenheit zum Anbau, und dort sah man auch Plantagen. „Allem Anschein nach bietet die Insel ausgedehntes, sehr fruchtbares Kulturland."

Die folgende Küstenstrecke war zwar schon 1827 von d'Urville befahren worden, aber derselbe hielt sich in viel größerer Entfernung vom Lande als die „Samoa". Trotzdem erwiesen sich auf dieser Strecke die Angaben der Karte viel weniger ungenau, als z. B. an der Hansemannküste und in der Broken-Water-Bai, wo die „Samoa" an Stelle einer vorhanden sein sollenden tiefen Einbuchtung den hohen Jullien-Berg vorfand. Indem die „Astrolabe" sich von der Vulkan-Insel bis Kap Croisilles so fern von der Küste hielt, entgingen ihr die schönsten Ufergegenden Neu-Guineas. Das Flachland, welches die „Samoa" zur Rechten hatte, als sie von der Blosseville- zur Vulkan-Insel steuerte, ging allmählich, nachdem sie die Durchfahrt zwischen der Vulkan- und der vor einer Bucht gelegenen Laing-Insel passiert hatte, in schönes, grünes Hügelland über, welches, wie Dr. Finsch berichtet, je weiter umso lieblicher wird und zu dem Schönsten gehört, was er in Neu-Guinea sah. „Auf einen dichtbewaldeten Uferstrich," schreibt er, „folgt weiter inland mit vielen grünen sanften Hängen eine bewaldete Hügelkette, die weiter östlich höher wird (300 bis 400 Fuß) und zuweilen bis ans Ufer tritt. Das letztere verläuft in sanften Buchtungen, welche Siedelungen mit Kokoshainen und an

den Bergen Plantagen zeigen. Diese Dörfer dehnen sich zuweilen zu dem stattlichen Umfang von 20 und mehr Häusern aus." Die ganze Strecke scheint sowohl für Viehzucht als für Plantagenwirtschaft vortrefflich geeignet zu sein. Das Ufer war auch gut bevölkert. Auf der Fahrt an den kleinen Nielsen-Inseln vorbei, welche man an Stelle eines nicht vorhandenen Kaps der alten Küste entdeckte, bis zu den Legoarant-Inseln, hinter welchen man statt der angegebenen Einbuchtung eine Flachküste fand, konnte man von Bord aus 9 Dörfer zählen.

Nachmittags wurde unter 4° 24′ s. Br. und 145° 9′ östl. L. eine Bucht entdeckt, vor welcher 2 Inseln lagen, und die „Samoa" ging in dem kleinen Hafen, welcher durch die vorliegenden Inseln und einige Riffe genügend geschützt ist, vor Anker. Der Hafen wurde Hatzfeld-Hafen benannt. Da man ihn zu früher Nachmittagsstunde erreicht hatte, konnte die Zeit bis zum Anbruch der Dunkelheit noch zu einem Ausflug an Land benutzt werden. Man fand große Strecken Grasland, von vielen Flüssen und Bächen bewässert, aber auch Pflanzungen, welche zu einem an der Ostseite des Hafens gelegenen großen Dorfe gehörten, dessen Bewohner den Gelandeten freundlich entgegenkamen und sie gar nicht wieder fortlassen wollten. Als sie sich eingeschifft hatten, hielten die Eingeborenen noch das Boot fest und suchten sie zum Bleiben zu bewegen.

Bei dem Hatzfeld-Hafen verschwanden für einige Zeit die schönen grünen Hügel und machten dicht bewaldeten höheren Bergen Platz, hinter denen man in der Ferne die Spitzen einer 3000 bis 4000 Fuß hohen Gebirgskette sehen konnte, aber schon eine kleine Strecke weiter ostwärts bei Samoa Huk, einer vorspringenden Ecke, erblickt man am Ufer wieder grüne Hügel, die sich nun, 400 bis 500 Fuß hoch, bis Kap Gourdon hinziehen. Hinter letzterem war auf der alten Karte die Franklin-Bai als eine ziemlich tiefe



Die deutsche Neu-Guineaküste. Von der Dallmannstraße bis Astrolabe Bai.

Einbuchtung verzeichnet, aber durch die neuen Aufnahmen hat sie viel von ihrer Tiefe verloren, da sie, wie uns ein Blick auf die Karte zeigt (siehe Seite 53), „ganz sanft gebuchtet ist". Bei der Franklin-Bai ändert sich abermals die Uferlandschaft: wieder verschwinden die grünen Hügel, und nur hier und da erblickt man noch in dem Wald, der das noch immer hügelige, jedoch bedeutend niedrigere Ufer bedeckt, grüne Grasflächen. „Längs des Strandes kommen noch einzelne Dörfer und Kokoshaine zum Vorschein, aber das Land in Franklin-Bai erscheint bei weitem nicht so schön, wie das zwischen Samoa Hnk und Kap Gourdon." Die schöne Uferlandschaft hat nun überhaupt ein Ende, Dörfer und Plantagen werden immer seltener, während bewaldete Berge dicht ans Ufer herantreten, hinter denen das tiefer landeinwärts gelegene Hochgebirge stellenweise sichtbar wird. Die „Samoa" setzte ihre Fahrt längs dieser Küste, vor welcher sich bis zum Kap Pallas ein Riff hinzuziehen scheint, diesmal auch während der Nacht fort, passierte während derselben die Strecke zwischen dem Lande und der Dampier-Insel und erreichte mit Tagesanbruch Kap Croisilles. Wenige Stunden später lief sie in den Friedrich Wilhelm-Hafen ein.

Die Entdeckungsfahrten längs der Küste waren damit beendet, und wie eine Aufforderung zum kühnen Eindringen in das geheimnisvolle Innere mochte es erscheinen, als kurz vor der Einfahrt der „Samoa" in den Hafen am fernen Horizont für kurze Zeit die Spitzen des tief im Lande liegenden gewaltigen Bismarck-Gebirges sichtbar wurden, welche nur höchst selten von der See aus zu erkennen sind.

Die „Samoa" war im Friedrich Wilhelm-Hafen bereits bekannt, da sie ja dort ankerte, als im Oktober des vorigen Jahres am Ufer die deutsche Flagge aufgezogen wurde. Die Eingeborenen fanden sich daher alsbald in ihren Kanoes ein und begrüßten Dr. Finsch wie einen alten Freund.

Die „Samoa" blieb bis zum folgenden Morgen im Hafen, worauf sie nach einem kurzen Besuche auf der Insel Bilibili und im Konstantin-Hafen die Rückfahrt nach Mioko antrat, das sie am 28. Mai nach einer Fahrt von 1510 Meilen wohlbehalten erreichte. Unter den vielen erfreulichen Resultaten dieser Reise stehen obenan die Entdeckung weiter fruchtbarer Landstriche mit großen Flüssen und die Anbahnung eines freundschaftlichen Verkehrs mit den Eingeborenen, welcher stellenweise, wie im Dallmann-Hafen und Friedrich Wilhelm-Hafen, einen hohen Grad von Herzlichkeit erreichte. Wie die Bewohner von Rabu die Weißen nicht fortlassen wollten und sie mit Bitten bestürmten, bei ihnen zu bleiben, so war auch im Friedrich Wilhelm-Hafen die erste Frage, welche überall an Dr. Finsch gerichtet wurde, wann er denn das große Pamm (Dorf) bauen werde, von dem er bei seinem letzten Aufenthalt gesprochen. Die deutsche Flagge, welche am 20. Oktober gehißt wurde, war einem Häuptling auf der Insel Bilia zur Aufbewahrung übergeben worden und er hatte sie sorgsam gehütet; die Flagge wurde in dem „Junggesellenhaus" des Dorfes verwahrt. Auch im Konstantin-Hafen fand man in allen Dörfern die herzlichste Aufnahme, und das dort errichtete Haus mit den Steinkohlenvorräten völlig unversehrt und alles in gutem Stande. Wie überall an der unter deutschen Schutz gestellten Küste zeigten die Eingeborenen auch hier lebhaftes Verlangen nach Anknüpfung von Tauschhandel, und eine Menge Kanoes, deren Insassen Handel treiben wollten, umlagerten im Friedrich Wilhelm-Hafen die „Samoa" vom frühen Morgen bis zum Anbruch der Dunkelheit.

Die Küstengebiete der Astrolabe-Bai mit dem Konstantin-, Friedrich Wilhelm- und Prinz Heinrich-Hafen sind unbedingt einer der wertvollsten Teile des Besitzes der Neu-Guinea-Kompanie, der Friedrich Wilhelm-Hafen der beste Hafen der ganzen Nordküste. Er sowohl als der durch eine schmale Bootspassage der Insel Bilia von ihm getrennte Prinz Heinrich-Hafen sind von dichtem Urwald umgeben und nirgends an den Ufern eine Niederlassung sichtbar; die Eingeborenendörfer befinden sich sämtlich auf den vor den beiden Häfen liegenden Inseln, die ziemlich dicht bevölkert zu sein scheinen, denn die Eingeborenen nannten Dr. Finsch die Namen von nahezu 40 Inseldörfern, die allerdings jedes nur aus wenigen Hütten bestehen dürften. Am Festlandufer, welches aus sehr fruchtbarem Boden besteht, liegen nur die Pflanzungen der Eingeborenen. Auf den Höhen hinter dem Urwaldgürtel der Ufer, welche etwa bis zu 1500 Fuß emporsteigen und deren höchste

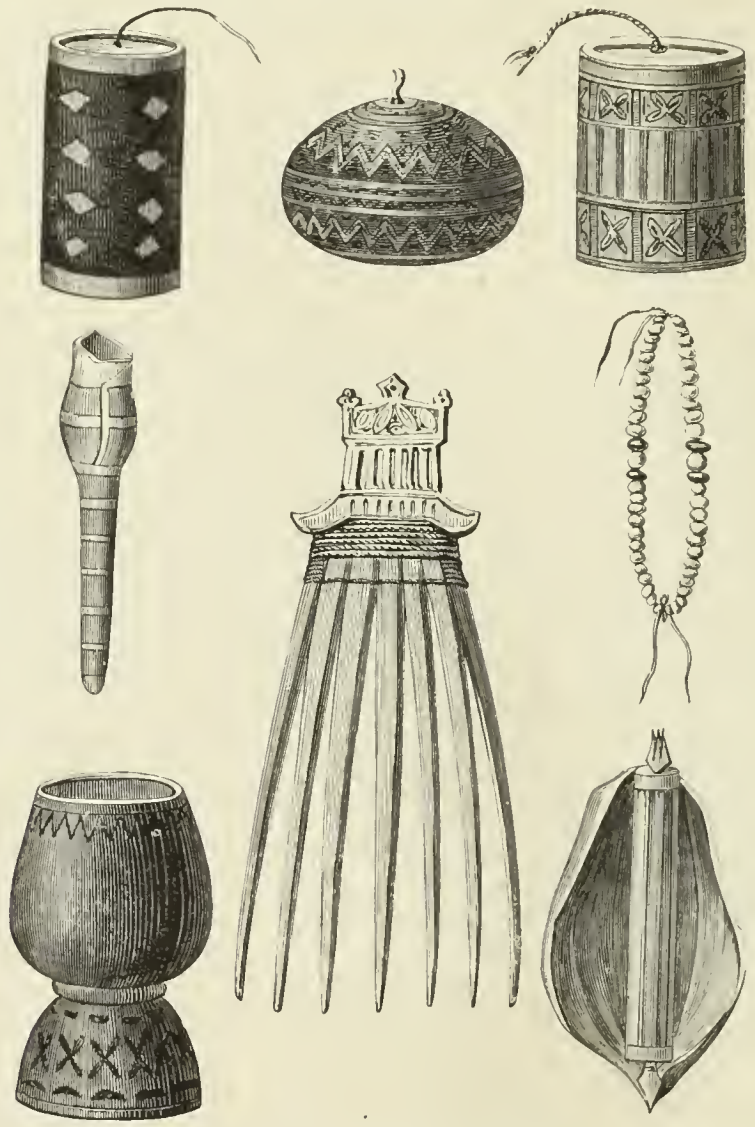
Spitze, der Hansemannberg, weithin auf See sichtbar ist, befinden sich auch viele Pflanzungen, so daß auch diese gut bevölkert zu sein scheint.

Die Eingeborenen dieser Gegend unterscheiden sich durch nichts von jenen der Südostküste und den Papuas überhaupt: ihre Hautfarbe ist dunkelbraun, bald weniger, bald mehr, zuweilen fast schwarz, und wolliges Kraushaar erinnert an die Neger. Obwohl nicht so kräftige, schön gebaute Gestalten wie die Eingeborenen Neu-Britanniens, machen sie doch einen viel günstigern Eindruck als jene, da sie nicht wie die Neu-Britannier völlig nackt gehen, sondern schon mehr oder minder bekleidet sind. „Die Männer schlagen ein breites Stück Tapa, das heißt Zeug aus dem Baste des Papiermaulbeerbaumes, sorgfältig um die Hüften; die Weiber, ja selbst ganz kleine Mädchen, sind mit einem langen, bis über die Kniee herabfallenden Röckchen aus gespaltener Palmfaser bekleidet. Im Übrigen kommen noch verschiedene Zierraten, meist aus Muscheln, Hundezähnen, Fruchtkernen und dergleichen in Betracht, und außerdem bei festlichen Gelegenheiten Bemalen mit roter, schwarzer und weißer Farbe, den Urfarben des Menschengeschlechtes. Ausputz von Blumen und buntgefärbten Blättern, neben Federschmuck, spielen eine Hauptrolle, und zwar wiederum vorzugsweise für das starke Geschlecht, denn die Weiber werden bei allen diesen Völkern sehr bescheiden bedacht. Sie entbehren in Astrolabe-Bai sowie fast an der ganzen Nordostküste sogar der Tättowierung, die sonst für das schöne Geschlecht eine besondere Körperverzierung bildet."

Hals- und Armschmuck von aneinandergereihten Hunde- oder Schweinezähnen, von Kasuarklauen, Fischgräten, Schlangenwirbeln, Muschelschalen u. s. w. trifft man übrigens bei allen Papuas, sowohl in Neu-Guinea, als im neubritannischen Archipel, wogegen die eigentliche Bekleidung in den einzelnen Teilen Neu-Guineas sehr verschieden ist. An den westlichen Küsten, die dem malaiischen Einfluß schon seit vielen Generationen ausgesetzt sind, trifft man Lendentücher aus weißer Baumwolle oder aus Kaliko, während anderwärts ein um die Lenden geschlungener Gürtel aus Baumrinde, dessen Zipfel man zwischen den Beinen durchzieht, die ganze Bekleidung bildet. Dagegen wird überall dem Kopfputz ganz besondere Sorgfalt gewidmet. Am Mac-Cluer-Golf der Südwestküste pflegen die Eingeborenen zwar ein Tuch um den Kopf zu winden, doch dies ist eine Ausnahme, der man sonst nirgends wieder begegnet, denn alle übrigen Bewohner Neu-Guineas kultivieren auf das sorgfältigste ihr dichtes krauses Haar und tragen es unverhüllt. Zur Herstellung der eigenartigen Frisur, welche man bei denselben trifft, dient ein drei- oder mehrzinkiger Holzkamm, der den ganzen Tag hindurch gehandhabt wird, um das in Unordnung geratene Haar in die richtige Lage zu bringen. Unter den Frisuren findet man die verschiedensten bizarrsten Formen, und jeder Stamm hat sozusagen seine eigene Mode. Bei den Motu, einem Volksstamm auf der südöstlichen Halbinsel, mit dem man zuerst durch Rev. Dr. Turner näher bekannt wurde, tragen junge Männer und Mädchen das Haar lang, so daß es eine Art Haarkrone bildet, Kindern und verheirateten Frauen dagegen wird es glatt abrasiert, und nur bei den ersteren läßt man über der Stirn und am Scheitel je einen Büschel stehen, welchen, wie erzählt wird, die Motu-Eltern häufig benutzen, um ihre widerspenstigen Sprößlinge auf den rechten Weg zu ziehen. An der Torresstraße schneiden die Eingeborenen das Haar kurz ab und ersetzen es durch Perrücken, welche aus einer Menge kleiner Zöpfe bestehen. An der Westküste kämmt man das Haar möglichst lang aus, sodaß es sowohl in die Höhe als auch an den Seiten weit absteht; auch bildet man Haarrollen, welche in Kugeln endigen, mit denen dann der ganze Kopf besät erscheint. Die Bergvölker stecken als Siegestrophäe für jeden erschlagenen Feind eine Feder ins Haar, andere flechten wieder das Haar in Zöpfe oder binden es auf dem Scheitel in einen Knoten zusammen.

Weit verbreitet ist der Gebrauch, auf der Brust und den Armen durch glühende Kohlen Narben zu erzeugen. In der Torresstraße werden auf diese Weise wulstartige Narben, welche mit Epauletten Ähnlichkeit haben, auf den Schultern erzeugt, und andere bringen sie auch an der Stirn an. Die Tättowierung, welche an der Astrolabe-Bai nicht mehr gebräuchlich ist, findet man im Südosten Neu-Guineas allgemein, aber viel verbreiteter ist die Sitte, den Körper mit Kokosöl zu salben und ihn dann mit schwarzer, weißer und

roter Farbe zu bemalen. Sehr beliebt als Schmuck sind Blätter und Blumen, welche man sowohl in das Haar steckt, als auch den Hals, die Arm- und Beinspangen mit ihnen verziert. Einen minder angenehmen Eindruck als dieser duftende Schmuck bringen all die verschiedenen Gegenstände hervor, welche durch die Nase oder durch die Ohrläppchen gesteckt werden. In der Humboldt-Bai steckt man in die durchbohrte Nasenscheidewand Eberzähne, deren Spitzen um die Nasenflügel herum fast bis zu den Augen reichen, und an anderen Orten gebraucht man in gleicher Weise als Schmuck Holzpflöcke, Ringe u. s. w. Viel allgemeiner gebräuchlich als der Nasenschmuck ist die künstliche Ausdehnung der Ohrläppchen, in welche man einen Einschnitt macht und dann die Öffnung allmählich vergrößert, indem man einen immer größeren Bastring in dieselbe



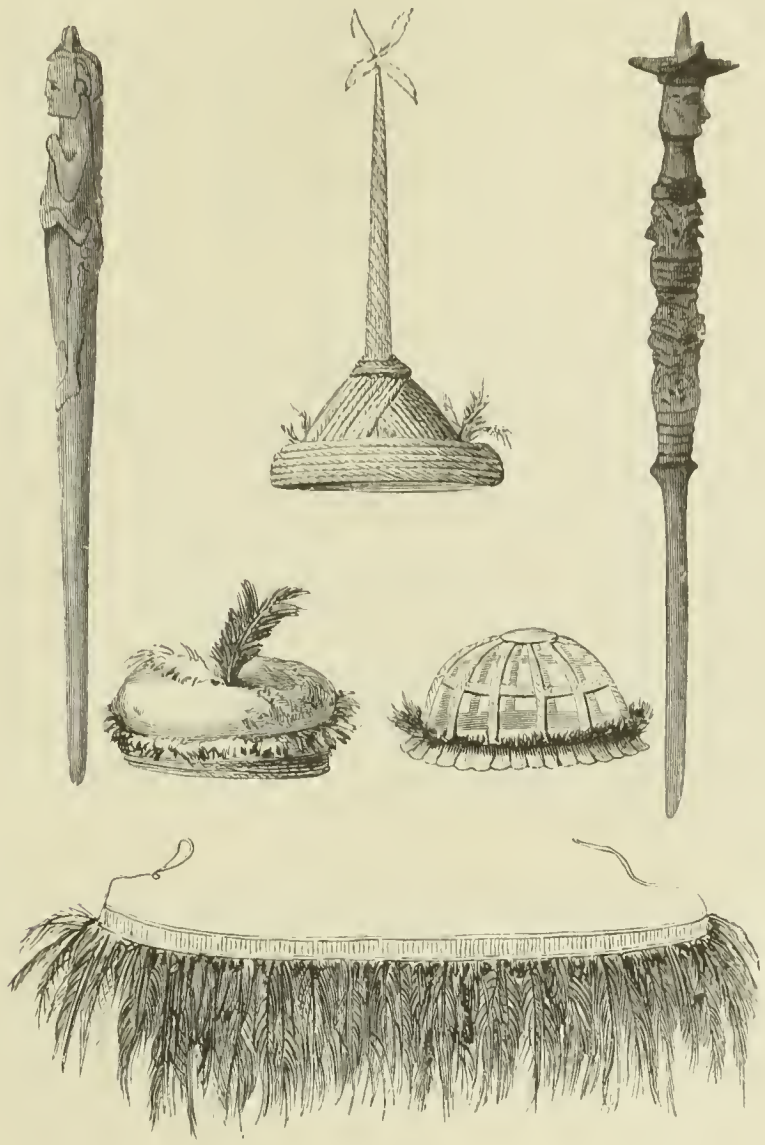
Schmuck und Geräte der Papuas.

schiebt, wodurch das Ohrläppchen oft eine unglaubliche Ausdehnung erlangt. Der dünne Hautring, den es bildet, reißt zuweilen, was namentlich bei alten Leuten vorkommt, bei denen dann der zerrissene Hautlappen bis auf die Schulter herabhängt, was einen widerlichen Anblick gewährt. Als Schmuck der Ohrläppchen findet man Muscheln, Metallstücke, Blätter, Rotan (Calamus Rotang, gewöhnlich Rattan genannt) u. s. w. In der Humboldt-Bai steckt man außer Muschelschalen und Schildpattringen auch große steife Blätter in die Ohrläppchen.

Sind alle diese Schmucksachen mehr oder minder einfach, so zeigt sich bei dem Schmuck des Halses, der Arme und Beine schon eine gewisse Kunstfertigkeit. Die kupfernen und silbernen Ringe, welche an der Westküste getragen werden, stammen zwar von den Malaien, aber alle übrigen Schmucksachen sind eigenes Fabrikat der Papuas, und man trifft unter denselben viele, welche eine nicht geringe Fertigkeit in Schnitzerei

aller Art verraten. In der Luisiade tragen die Eingeborenen Armbänder, welche aus menschlichen Kinnbacken zusammengesetzt sind; am häufigsten werden Hals und Arme mit Schnüren von Zähnen, Korallen, Muscheln, schön geschnitzten Rohrstöcken und dergleichen verziert. Man befestigt Muscheln, die bunten Cypräen oder die weiße Ovula ovum an Schnüren, verfertigt aber auch Ringe aus Muschelschalen, namentlich aus den Schalen des Trochus niloticus. An der Nord- und Nordostküste wird aus der Riesenmuschel, Tridacna gigas, ein runder Schild verfertigt, den man mit Schildpatt verziert, an einer um den Hals geschlungenen Schnur befestigt und auf die Brust herabhängen läßt.

Zu jenen Verzierungen des Körpers, durch welche wenigstens nach unserer Anschauung das Antlitz nicht verschönert wird, gehört schließlich das auch bei vielen Negerstämmen übliche Spitzfeilen der Zähne.



Schmuck der Papuas.

Man trifft diese Sitte in Utanate, an der Humboldt-Bai und an anderen Orten, aber überall sind es in erster Reihe die Männer, welche ihren Körper durch Tättowieren, Bemalen und durch allerlei Zierrat zu verschönern suchen, während die Frauen nicht nur der Haar-Frisur weniger Sorgfalt widmen, sondern auch nur wenig Schmuck zu tragen pflegen.

Viel größere Kunstfertigkeit als in der Herstellung ihrer Schmucksachen entwickeln alle Eingeborenen Neu-Guineas in der Verfertigung ihrer Waffen und Geräte, sowie in der Ausschmückung ihrer Häuser. Ihre Hauptwaffen sind Bogen und Pfeile, abgesehen von einigen Gegenden im Südosten, in denen dieselben nicht im Gebrauch sind. Die Bogen verfertigt man aus hartem Palmholz, die Pfeile aus Rohr; Holz oder Kasuar-

knochen liefern das Material zu den Pfeilspitzen, und aus Rottan werden die Bogensehnen verfertigt. Inbezug auf die Größe und Form der Pfeile herrscht eine große Mannigfaltigkeit. An der Mac Cluer-Bai verfertigt man winzig kleine Pfeile aus den Rippen der Blätter der Fächerpalme, welche man an einer Seite zuspitzt, während man auf der andern zwei kleine Stücke des Blattes als Pfeilfiedern stehen läßt. Solche Pfeile werden mit nur 2 bis 3 Fuß langen Bogen abgeschossen und dienen ausschließlich zur Jagd auf Paradiesvögel, deren kostbares Gefieder durch große Pfeile zu sehr verletzt werden würde. Die im Kriege verwendeten Pfeile sind entweder bloß zugespitzt, oder auch mit Widerhaken versehen, und in letzterem Falle eine sehr gefährliche Waffe. Als Widerhaken bringt man nämlich unter der Pfeilspitze Holzsplitter oder Schwanzstacheln eines Rochen an, welche, da sie nur lose befestigt sind, beim Herausziehen des Pfeiles abbrechen und in der Wunde stecken bleiben. Dagegen pflegt man nur in einzelnen Teilen Neu-Guineas die Pfeilspitzen zu vergiften. „Das Gift bewirkt bei den Verwundeten Tetanus, der aber merkwürdiger Weise erst einige Zeit, oft Tage nach der Verwundung eintritt und dann rasch zum Tode führt. Das Pfeilgift ist noch unbekannt. In der Südsee," schreibt Prof. Studer, „herrscht die mir auch von den Eingeborenen der Salomonsinseln geäußerte Ansicht, das Gift werde dadurch erlangt, daß die Pfeile in einen menschlichen Kadaver eingesteckt werden, bis derselbe fault. Möglich ist, daß, wie bei der Bereitung des Curare in Süd-Amerika, das Giftigmachen der Pfeile mit verschiedenen Zeremonien verbunden ist, das wirksame Gift wird aber wohl von irgend einer Strychnosart stammen."

Außer Bogen und Pfeilen trifft man in Neu-Guinea überall Lanzen im Gebrauch, deren Schaft aus hartem Holz verfertigt, durch eingebrannte Figuren verziert und entweder mit einer gezähnten Holzspitze oder mit einem zugespitzten Kasuarknochen verbunden wird. Ebenso allgemein verbreitet sind Wurfspeere aus Holz mit im Feuer gehärteter Spitze. In Dandai führen die Eingeborenen hölzerne Schwerter und in der Humboldt-Bai und der Torresstraße sind sie mit aus Knochen verfertigten Dolchen und mit Beilen bewaffnet, welche lebhaft an unsere Steinzeit erinnern, denn sie bestehen nur aus einem an dem Stiel der Axt befestigten zugeschliffenen Stein. An der Südwestküste und auf den Inseln der Nordküste trifft man auch Keulen, die häufig sehr sorgfältig gearbeitet sind. Als Schutzwaffen führen die Eingeborenen der Südwestküste, jene von Doreh und der Astrolabe-Bai hölzerne Schilde, welche bemalt und mit Schnitzereien verziert sind; die Motu an der Südostküste überziehen ihre hölzernen Schilde mit Matten und verzieren sie mit Federn. Am Fly sind Panzer aus Rohrgeflecht im Gebrauch (s. Seite 64).

An der Westküste findet man auch durch den Handel nach Neu-Guinea gekommene malaiische Waffen und alte Feuerschloßgewehre. Lange Zeit hat man geglaubt, daß die Utanaten an der Südküste den Gebrauch der Feuerwaffen schon vor Ankunft der ersten Europäer kannten. Als Cook 1770 Neu-Guinea besuchte, sah er sofort nach seiner Landung 3 Eingeborene aus dem Walde herausstürzen, deren einer „aus seiner Hand ein Ding schleuderte, das ihm zur Seite dahin flog und gerade wie Pulver brannte, ohne einen Knall zu thun", während die beiden anderen ihre Speere gegen die Fremden schleuderten. Cook kehrte daher zu seinem Boot zurück, er hatte es aber noch nicht erreicht, als große Massen Eingeborener daher kamen, welche noch vier- oder fünfmal feuerten. Sie hatten einen Stock oder ein Rohr in der Hand, das hohl sein mußte, denn sobald sie es seitwärts schwangen, kam aus demselben Rauch und Feuer hervor, gerade so wie bei einem Gewehr, das man abfeuert, aber ein Knall wurde nicht gehört, obwohl Cook und seine Leute so nahe waren, daß sie ihn hätten hören müssen, wenn er dem Feuerschein folgte. Diese angeblichen Feuerwaffen sind jedoch etwas sehr Harmloses. Das hohle Bambusrohr, das die Eingeborenen schwangen, ist nämlich mit Staub und Asche gefüllt, und durch die Art und Weise, wie man diese herausbläßt, wird die freundliche oder feindliche Gesinnung angezeigt: seitwärts geblasen, drückt die Staubwolke aus, daß der Blasende als Freund komme, senkrecht emporgeblasen dagegen ist sie eine Aufforderung zum Kampf oder eine Warnung, nicht weiter vorzudringen. Von Feuer ist beim Schwingen des Rohres keine Spur zu sehen, und die diesbezüglichen Angaben Cooks und seiner Begleiter entsprangen höchstwahrscheinlich dem Glauben derselben, daß aus einer Waffe, aus welcher

Rauch hervorbringe, unbedingt auch Feuer hervorbringen müsse, und so kamen die Utanaten in den Ruf, Feuergewehre eigener Konstruktion zu besitzen.

Die Papuas führen stets eine ganz ansehnliche Menge Waffen bei sich. Die Kanoe, welche die „Samoa" aufsuchten, waren meist voll Pfeile und Speere, trotzdem die Eingeborenen in friedlicher Absicht kamen. Dieser großen Menge Waffen und den vielen Schmucksachen, mit denen die Papuas sich behängen, steht nur eine verhältnismäßig kleine Anzahl von Hausgeräten gegenüber, die jedoch alle recht zierlich verfertigt und entweder mit Schnitzereien oder Farbe oder mit eingebrannten Figuren verziert sind. Fleisch wird entweder auf heißen Steinen oder am Spieße über dem Feuer gebraten, zur Zubereitung anderer Speisen aber dienen Töpfe und Schüsseln aus Thon, welche ohne Drehscheibe verfertigt werden. Kleinere Gefäße, Trinkschalen, Löffel u. s. w. werden aus einem Material verfertigt, das überall massenhaft vorhanden ist: aus den Schalen der Kokosnuß, aber auch aus Schildkrötenpanzern, Eierschalen der Kasuare, Flaschenkürbissen u. s. w. Aus demselben Material bestehen die Tabaksdosen, welche jedoch auch aus Bambus verfertigt werden. Die Eingeborenen verstehen auch rechte hübsche Körbe und Säckchen zu flechten, wie überhaupt alles, was sie erzeugen, trotzt der sehr primitiven Werkzeuge ein gefälliges Aussehen hat. Als Wilde könne man sie gar nicht betrachten, meint Dr. Finsch, denn eine gewisse Kulturstufe, jene der Steinzeit, hätten sie unbedingt erreicht. Die Bewohner der Astrolabe-Bai leisten höchst Beachtenswertes nicht bloß in der Anfertigung und Ausschmückung von Geräten, die sie zum Haushalt brauchen, sondern auch „in Erzeugnissen, die ihre Herstellung. jedenfalls idealen Eingebungen verdanken". Wo sie Gelegenheit hatten, durch Verkehr mit höher stehenden Völkern ihre Kenntnisse zu vermehren, wie an der Westküste im Verkehr mit den Malaien, dort haben sie auch nicht unbedeutende Fortschritte gemacht. Sie haben dort die Verarbeitung des Eisens gelernt, welche den anderen Stämmen der Insel noch fremd ist, und die Schmiede von Doreh liefern recht hübsche Arbeit. Sie bilden eine Art Kaste, deren Angehörige verpflichtet sind, kein Schweinefleisch zu essen, und jeder, der als Lehrling Aufnahme verlangt, muß erst durch ein Zaubermittel, das ihm eingegeben wird, die Befähigung zu dem Handwerk erlangen.

Die Werkzeuge, deren sich die Schmiede von Doreh bedienen, sind sehr einfach: als Ambos dient ein Stein, auf dem das Eisen mit einem Hammer bearbeitet wird; der Blasbalg besteht aus 2 aufrecht nebeneinander stehenden Bambusröhren von 10 Fuß Länge, an deren unterem Ende ein dünnes, 2 Fuß langes Bambusstück als Windweg dient. „Gleich einer Pumpe gehen nun in den großen Röhren 2 Stangen auf und nieder, die unten mit Lappen umwickelt sind, damit sie besser schließen und so arbeiten, daß, wenn ein Mann die eine Stange herabdrückt, die andere dadurch in die Höhe gehoben wird." Mit so unvollkommenen Werkzeugen verfertigen die Schmiede von Doreh nicht nur Waffen und Geräte aus Eisen, sondern auch silberne Armbänder, Ohrringe u. s. w.

An der Westküste haben die Papuas auch im Bootbau die meisten Fortschritte gemacht und sind frühzeitig durch ihre Raubzüge zur See berüchtigt geworden. Die Bewohner der Geelvink-Bai und der vorliegenden Inseln pflegten ganze Flotten auszurüsten, welche bis in die jüngste Zeit die benachbarten Küsten und Meere unsicher machten. Die Bewohner von Doreh sind besonders unternehmende Seeleute und im Schwimmen und Tauchen Meister. „Die aus Baumstämmen, meist aus dem Brotfruchtbaum, verfertigten Prauwen sind von sehr verschiedener Größe, manche nur für Kinder zu gebrauchen, andere tragen 20 Mann und mehr, und diese sind dann zu Kriegsfahrzeugen bestimmt und werden im Innern des Hauses bis zur Benutzung aufgehangen. An jeder Seite des Kahnes sind Balken zum Gleichgewichthalten angebracht und am Schnabel des Schiffes befinden sich meist Holzschnitzereien, die einen Papukopf mit aus Gummifasern nachgemachtem Haar tragen, als Gallionbild, jedoch herrscht in diesen Verzierungen eine gewisse Rangordnung, die nicht übertreten werden darf, so daß man schon von weitem die Wichtigkeit des Besitzers erraten kann. Statt des Papukopfes wird vorn auch meist ein Brett in vorragender schiefer Richtung angebracht, welches an den Rändern mit einer Menge Löcher versehen ist. In diese Löcher werden Federbüsche gesteckt, die jedoch bei

Männern, die sich noch nicht durch Tapferkeit ausgezeichnet haben, nicht sehr zahlreich sein und keine Kakadufedern enthalten dürfen. Dieses Brett hat auch den Zweck, nach einem glücklich vollendeten Raubzug die erbeuteten Köpfe als Triumphzeichen darauf zu pflanzen." Auf den großen Prauwen ist auch aus Bambus eine Hütte errichtet.

Die Boote der Papuas bestehen meistens aus vorn und hinten zugespitzten ausgehöhlten Baumstämmen, deren Seitenwände man durch angenagelte Planken erhöht und die Fugen mit Harz verklebt hat. „Die großen Fahrzeuge, in denen die Motu ihre weiteren Seereisen unternehmen, heißen Lakotoi. Sie sind keine Kanoes, sondern große, viereckige Flösse, welche aus vier oder fünf hohlen Bäumen bestehen, die man fest zusammengefügt hat. Auf einem solchen Flosse ist eine Platform aufgebaut, welche nach allen Seiten zwei bis drei Fuß überragt. Die Platform umgiebt eine Schutzwehr, in geringer Entfernung vom Rande errichtet. Ein Teil des eingeschlossenen Raumes ist eingedacht. Hier schlafen die Schiffer und hier sind auch Reihen von Fächern zur Aufnahme des Geschirres angebracht. Ein kleiner Baum, auch wohl zwei vertreten die Stellen der Masten; sie werden mit ihren Wurzeln ausgegraben und diese unten auf den Stämmen, welche das Floß bilden, fest angebunden. Diese Masten tragen eigentümlich geformte Segel, fast wie eine Krebsscheere aussehend, die aus einer an den Seiten von zwei Bambusrohren eingefaßten Matte bestehen. Das Tauwerk ist aus Rinde gefertigt (vom Papiermaulbeerbaum); das unbewegliche stehende Takelwerk aber aus Rohr, ebenso auch das Ankertau und das Netzwerk, welches den Stein einschließt, der die Stelle des Ankers vertritt. Die Boote sind große ungefüge Dinger, die zuweilen an hundert Männer mit ihren Sachen und der Ladung aufzunehmen haben. Ein solches Boot verlangt viel Arbeit bis zur Vollendung, und vielerlei Aberglaube verknüpft sich mit dem Baue. So muß das Floß, sobald es zusammengefügt ist, in tiefes Wasser gefahren und dort geankert werden, und dies ist jeden Abend zu wiederholen, weil man glaubt, das Lakotoi fühle sich beleidigt, lasse man es auf dem Strande, und versage später bei den Fahrten seinen Dienst. Daher wird ein Lakotoi mit Ehrfurcht behandelt. Für jede größere Fahrt baut man ein neues; ehe man aber die Fahrt antritt, werden an drei verschiedenen Tagen Probefahrten im Hafen gemacht, während die Dorfschönen ihre Tänze auf der Platform des Schiffes aufführen. Um diese Zeit herrscht in den Dörfern geschäftiges Leben; die Männer drehen Taue, bauen Schiffe, die Frauen machen Töpfe und brennen sie." [15])

Die Boote der Papuas sind meist reich verziert mit Schnitzereien. Die beliebtesten Darstellungen sind Krokodille, außerdem findet man Vögel und eigentümlich verschlungene Menschengestalten an den Schiffswänden dargestellt. Auch pflegt man dieselben zu bemalen und teils mit Abbildungen von Fischen, Menschen u. s. w. zu schmücken.

In solchen Booten, welche oft 50 bis 60 Fuß lang sind, unternehmen die Papuas weite Seefahrten, wo sumpfiger Boden den Verkehr zu Lande zwischen den einzelnen Ortschaften unmöglich macht. Sie obliegen auch dem Fischfang, und das Meer liefert ihnen in seinem Fischreichtum alles, was sie außer den Bodenprodukten zum Lebensunterhalt brauchen. Der Fischfang ist eine Hauptbeschäftigung der Männer, welche die Fische entweder mit Speeren erlegen oder sich zum Fang derselben verschiedenartiger Netze bedienen. Es sind sowohl Wurfnetze als große Senknetze im Gebrauch und hier und da trifft man auch Reusen.

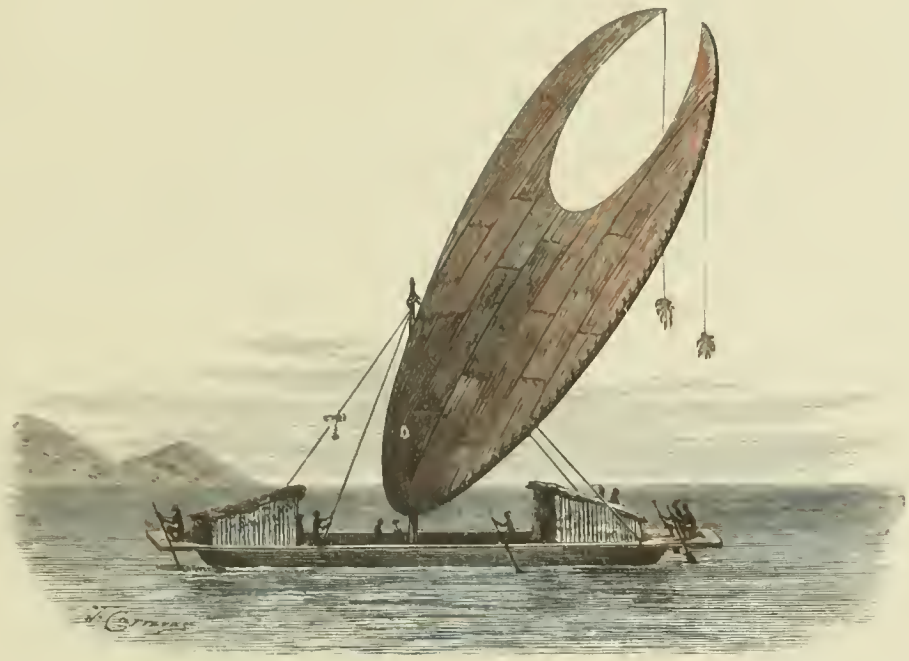
Trotz des in einigen Gegenden ziemlich lebhaft betriebenen Fischfangs sind doch die Papuas hauptsächlich Vegetarianer. Sie leben in erster Reihe von dem Ertrag ihrer Sago- und Kokospalmen, welche bei keinem Eingeborenendorfe fehlen; außerdem bauen sie Bananen, Yams, Taro und Zuckerrohr. Der Ackerbau, der hauptsächlich den Frauen obliegt, erfordert hier viel Arbeit. Wenn ein Stück Land mit Taro, Yams oder Zuckerrohr bepflanzt werden soll, muß erst der Boden ausgerodet und die üppige Tropenvegetation beseitigt werden, was gewöhnlich dadurch geschieht, daß man Feuer anlegt und die Bäume und Gebüsche niederbrennt, dann aber muß der Boden noch sehr sorgfältig umgegraben werden, bevor man ihm die zur Aussaat be-

[15]) Siehe „Die Motu, ein Volksstamm Neu-Guineas", nach dem Journal of the Anthropological Institute von Dr. Emil Jung. — „Die Natur", 1879, Nr. 18 u. folg.

stimmten Knollen anvertraut. Die Werkzeuge, deren die Frauen sich dazu bedienen, können einfacher nicht sein: die Erde wird zunächst mit zugespitzten Stöcken aufgewühlt und dann mit einer Haue bearbeitet, welche gleich den Beilen der Papuas das getreue Abbild eines Werkzeuges aus der Steinzeit ist, denn sie besteht auch nur aus einem zugeschliffenen Stein, der an einem kurzen Stock befestigt ist. Der Schaft braucht deshalb nicht lang zu sein, weil die Arbeiterin beim Graben nicht steht, sondern auf der Erde hockt. Die größeren Erdschollen werden zwischen den Händen zerdrückt und verkleinert.

In manchen Gegenden hat übrigens Mutter Natur so reichlich für den Menschen gesorgt, daß derselbe auch ohne Ackerbau genug Lebensmittel findet. Namentlich an der Nordwestküste wächst die Sago Palme längs der Sümpfe und Salzwasserkanäle wild, und man bereitet dort aus ihrem mit Wasser vermischten Mark einen Brei, der gekocht genossen wird.

Außer den zur Nahrung erforderlichen Feldfrüchten wird auch Tabak gepflanzt, der in Gestalt von Zigaretten, in ein Bananenblatt gewickelt, geraucht wird. Neben der Betelnuß liefert er den Eingeborenen das beliebteste Reizmittel.



Boot von der Südostküste.

Als Schlachttiere werden Schweine gezüchtet, ihr Fleisch wird jedoch nur bei besonderen Festlichkeiten genossen, die übrigens nicht selten sind, da die Papuas Feste und Schmausereien über alles lieben. Die Schweine kommen auf Neu-Guinea in zwei Spezies wild vor, und die in den Niederlassungen gezüchteten sind Abkömmlinge der wilden. Das Schweinefleisch wird gleich den Fischen auch geräuchert, um es längere Zeit aufbewahren zu können, Salz ist aber auf Neu-Guinea, wie überhaupt in der Südsee unbekannt, und es wird auch hier durch Seewasser ersetzt.

Auch in der Ausschmückung ihrer Wohnungen bekunden die Papuas künstlerische Anlagen. Inbezug auf die Bauart trifft man die mannigfaltigsten Varianten. Die Häuser sind meist echte Pfahlbauten, auf etwa 3 Fuß hohen Pfählen entweder auf dem Lande oder mitten im Wasser errichtet, doch trifft man auch solche, welche unmittelbar auf dem Boden stehen, wie z. B. in der Astrolabe- und Triton-Bai, und namentlich an der Südostküste pflegen die Eingeborenen ihre Hütten hoch oben in den Zweigen der Bäume anzulegen (siehe die Abbildung Seite 15). Die Pfahlbauten sind auch nicht überall gleich, jene in der Humboldt-Bai unterscheiden sich, wie schon früher erwähnt (siehe Seite 51), wesentlich von jenen in Doreh. „In den Pfahlbauten am Mac Cluer-Golf steht jedes Haus auf einer gesonderten Platform, die einen Rost von mit Baststricken ver-

bundenen Hölzern darstellt. Die Platform ragt nur an der Schmalseite des Hauses, wo die Thür sich befindet, über die Hauswand vor und bildet dort eine kleine, etwa 1 bis 2 Meter breite Terrasse. Das ganze Gebäude wird von zahlreichen, etwas unregelmäßig gestellten, 1/2 bis 1 Fuß dicken Pfählen getragen, die 1 bis 1 1/2 Meter hoch sind und nicht tiefer als 2 bis 3 Fuß im Wasser stehen. Das Innere der viereckigen Hütten ist sehr einfach, entweder bildet es einen riesigen Raum oder es ist durch eine oft die Decke nicht erreichende Holzwand ein zweiter kleiner Raum abgetrennt, der dann als Frauengemach dient; selten sind auf diese Weise 3 Räume abgeschieden, wovon aber immer der mittlere, in den der Haupteingang führt, der größte bleibt. Häufig sind aber die Abteilungen nur durch am Boden angebrachte Leisten geschieden. Der Giebelraum ist durch besondere Balken, die aber nie einen zusammenhängenden Boden darstellen, von dem untern Raum abgetrennt. Dort werden die Waffen, Bogen, Lanzen, Bootsstangen aufbewahrt. Der Boden der Hütte ist mit elastischen, fein geflochtenen Matten belegt. In der Mitte ist der Herd aus Steinplatten hergestellt. Hier brennt das stets unterhaltene Feuer. An der Mitte der Wand, gegenüber der Thür, ist der Sitz des Hausherrn, welcher neben seinem Platze noch ein kleines Spezialfeuer unterhält." Wiederum andere Bauten trifft man am Mac Cluer-Golf. Dort sind die Häuser auf dem Lande auf 8 Fuß hohen Baumstämmen errichtet und man steigt zum Eingang auf einer Art Hühnerleiter empor. Auch hier ist aber der untere Wohnraum durch eine durchsichtige Balkenlage vom Giebelraum getrennt und in 3 Abteilungen geschieden, deren eine als Frauengemach dient, während in der mittlern, dem Aufenthaltsort des Hausherrn, der Kochherd steht. In Saibai sind sogar zweistöckige Häuser mit breiten Verandas vorhanden, und am Utanata, in der Geelvink-Bai, in Dundai trifft man große, an 100 Fuß lange Gebäude, in welchen mehrere Familien beisammen wohnen — ein ganzes Dorf unter einem Dache. In solchen Häusern sind die Kammern, welche links von dem das ganze Gebäude durchziehenden Gang liegen, für die Frauen, jene auf der rechten Seite für die Männer bestimmt, und für Wöchnerinnen sind besondere kleine Häuser vorhanden.

Solche Häuser werden jedoch nur von verheirateten Männern und Frauen und von Kindern und jungen Mädchen bewohnt, während die Knaben und ledigen jungen Männer sich nachts in ein speziell für sie bestimmtes Haus zurückziehen, das ihnen bis zu ihrer Verheiratung als Schlafstätte dient. Ein solches Gebäude auf Bilibili beschreibt Dr. Finsch. „Mehr als alles," schreibt er, „erregte unsere Aufmerksamkeit aber das große Versammlungshaus. Wir hatten große Häuser, die als gemeinschaftlicher Versammlungsort der Männer oder zur Beherbergung fremder Gäste dienen, Buambramra genannt, schon in anderen Dörfern von Astrolabe-Bai gesehen, aber nie zuvor und, wie ich gleich hinzufügen will, auch später nie eins, welches sich mit diesem messen konnte. Es besteht im Wesentlichen aus einem bis zum Erdboden herabreichenden Dache, das in der Vorderfront von einem 25 Fuß hohen, mit durchbrochenem Schnitzwerk versehenen Mittelpfeiler getragen wird. Die Schnitzerei stellt 4 männliche und 2 weibliche nackte Papuafiguren dar, die, wie die übrigen den Giebel zierenden Schnitzereien von Fischen und anderen Tieren, bunt bemalt sind, wodurch der Reiz der Originalität nur noch erhöht wird. Die seitlichen Trägerbalken dieses merkwürdigen Gebäudes sind je mit einer an 5 Fuß hohen männlichen Papuafigur verziert, die in staunenswerter Weise aus dem Balken selbst gezimmert wurden und an diesem gleich den Gliedern einer Kette hängen. In der That ein wahres Kunstwerk für Steinbeile und Muschelwerkzeuge, das den Erbauern zur hohen Ehre gereicht! Sie verstanden mein Lob sehr wohl, denn Jeder deutete mit Stolz an, daß er mit geholfen habe. Ohne Anstand gestattete man den Eintritt in das Innere. Wie stets enthielt es nur wenige Gegenstände. So die großen aus einem an 10 Fuß langen ausgehöhlten Baumstamm gefertigten Trommeln, die mit einem Stock geschlagen weithin Signale geben und sonst bei Festlichkeiten dienen, wie die kleineren sanduhrförmigen Handtrommeln. Bemerkenswerth waren große runde, mit Schnitzerei und Malerei verzierte Kampfschilde von gewaltiger Schwere, denn einzelne wogen 10 Kilo. Zahlreiche Unterkiefer von Schweinen dienten als Erinnerung an große Feierlichkeiten, wie dies alle Melanesier lieben. Den Hauptteil des Inneren bildete ein an 8 Fuß hohes Gerüst aus gespaltenem Bambu, welches als Schlafstätte dient, denn diese großen Häuser sind der Aufenthalt der unverheirateten

Männer, also eigentliche Junggesellenhäuser! Aus diesem Grunde ist dem weiblichen Geschlecht der Zutritt verwehrt, ein Verbot, das durch besondere Tabuform erhöhte Bedeutung erhält und so leicht zu mythischen und religiösen Betrachtungen verleitet." [16])

Man hat diese Junggesellenhäuser lange Zeit für Tempel gehalten, und auch der berühmte Tempel von Dorey und jener von Tobadi in der Humboldt-Bai sind nur Junggesellenhäuser. Der „Tempel" von Dorey, der sogenannte Rumsram, steht auf 24 Pfählen mitten im Wasser, die Längsseite dem Ufer zugekehrt. Er ist 85 Fuß lang, 16 Fuß breit und bis zur Spitze 6 Fuß hoch. „Das Dach hat die Form eines Bootes, die Giebel stehen höher als die Dachfirst und ragen weit über die Wände hinaus. Auf der Mitte des Daches erhebt sich ein etwa 10 Fuß langes und 4 Fuß hohes kleineres Dach, das ähnlich wie das große gestaltet ist. Mitten im Innern des Gebäudes liegt ein Balken, auf welchem männliche und weibliche Figuren auf einander liegend dargestellt sind. Die männlichen Figuren haben bewegliche Köpfe. Auch die Pfähle, welche das Haus tragen, sind mit männlichen und weiblichen Figuren verziert. Nur Männer dürfen das Haus betreten." Der Rumsram in der Humboldt-Bai (siehe die Abbildung Seite 49) ist ein 35 bis 40 Fuß hohes und 25 Fuß breites Achteck mit doppeltem Dach.

Die Aufsicht über die in dem Junggesellenhaus wohnenden Knaben und Jünglinge führt ein alter Mann, der auch darüber wacht, daß sie sich abends pünktlich einfinden und das Haus vor Tagesanbruch nicht verlassen. Dr. Finsch meint, aus den in den Junggesellenhäusern vorhandenen Bildern und dem ganzen Aussehen dieser Gebäude gehe hervor, daß dieselben wahrscheinlich auf Grund einer alten Überlieferung, nach dem Willen der Stammväter errichtet seien, worauf auch die Tradition hinweise. Durch den romantischen Hauch, der sie umgiebt, werden diese Häuser zu einem prächtigen Gegenstück der Sage, welche sich unter den Papuas über ihre Herkunft erhalten hat, und die folgendermaßen erzählt wird:

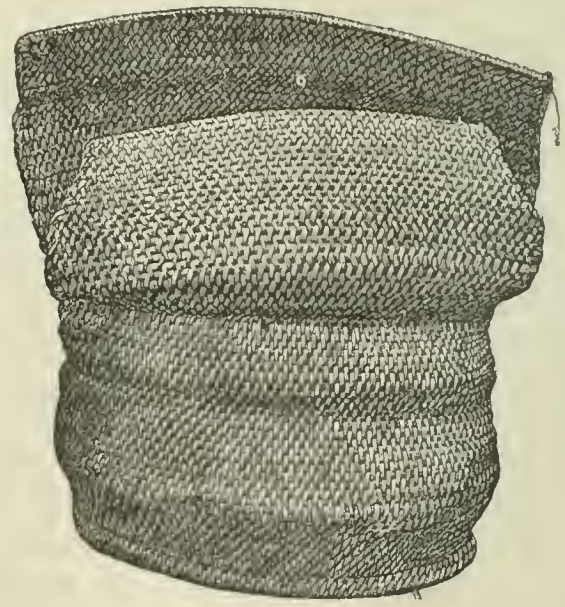
„In den ältesten Zeiten lebte auf Biak, einer der myforischen Inseln, Mangundi, d. h. der Einzige, der auch wohl Mansarija oder Manamakrie genannt wird, welches alles Beides „alter Mann" bezeichnet. Dieser siedelte, da er sich zu einsam fühlte, nach Meiokowondi, einer der Verräter-Inseln, über und legte hier einen Garten an. Gleich Noah beschäftigte er sich vorzüglich damit, ein gutes Getränk zu erfinden, und da in diesen Strecken der Weinstock nicht bekannt ist, so verfiel er darauf, den Saft des Palmbaumes zu benutzen, und bereitete somit den noch jetzt überall gebräuchlichen Sagower oder Sagueer. Bekanntlich wird zur Zeit, wenn der Baum in den Saft tritt, ein Loch in die Rinde gebohrt und das reichlich fließende Naß in einer untergehängten Flasche oder einem ausgehöhlten Bambus aufgefangen. Auch Mangundi verfuhr auf gleiche Weise, bis ihm nach einiger Zeit einige Nächte hintereinander die Bambusbüchsen regelmäßig entwendet wurden. Da ihn dies nun sehr verdroß, und er auch von dem Diebe keine Spur entdecken konnte, legte sich der Alte aufs Lauern und beschloß, eine Nacht auf dem geliebten Baume zuzubringen. Dies hatte auch bald den erwünschten Erfolg, denn plötzlich beim Anbrechen des Tages erschien Sampari, der Morgenstern, um den gefüllten Behälter wegzunehmen. Kaum hatte er aber die Hand ausgestreckt, als er sich mit eiserner Faust von dem Alten erfaßt fühlte und sich trotz aller Anstrengung nicht befreien konnte. Sampari begann daher zu unterhandeln, und obwohl viele seiner Vorschläge nicht die gewünschte Wirkung hatten, gefiel doch der, einen Marisbon zu erhalten, dem Alten ausnehmend. Dieser Marisbon sollte Zauberkraft besitzen; wurde der Busen einer Jungfrau damit berührt, würde sie dies sofort zur Mutter machen. Kaum hatte daher Mangundi den Marisbon in den Händen, als er sogleich Experimente mit demselben vorzunehmen beschloß. Er bestieg deshalb wieder seinen Palmbaum und warf einem der unten arglos vorbei wandelnden Mädchen, der schönsten von ganz Meiokowondi, seinen Zauberstab auf den Busen. Zur großen Verwunderung des unschuldigen Kindes, das sich keines Fehltrittes bewußt war, wurde sie deshalb alsbald Mutter und schenkte einem Sohne, Koroni, das Leben. Dieser bewies sofort seine wunderbare Abkunft, indem er seiner Mutter Mangundi als

[16]) Entdeckungsfahrten des deutschen Dampfers „Samoa". Mitgeteilt von Dr. O. Finsch. — „Gartenlaube", 1886, Seite 83. u. folg.

Vater nannte, worauf sich dieser mit derselben ehelich verband. Da man den Neuvermählten aber allerlei Unannehmlichkeiten bereitete, so beschlossen sie auszuwandern, und der Alte machte deshalb in den Sand die Zeichnung einer Prauwe, die er mit seinem Zauberstabe alsbald in eine wirkliche verwandelte. Mit dieser segelten sie nach Mafor und hier verrichtete Mangundi ein anderes Wunder, indem er aus vier in die Erde gesteckten Hölzchen vier Häuser erschuf, aus denen später vier Kampongs entstanden. Nachdem Mangundi noch lange Jahre der glückliche Stammvater einer zahlreichen Nachkommenschaft geworden war, ging er nach Mesra (eine Insel etwas nördlich von Mafor), um sich hier lebend zu verbrennen."

Diese Sage und die schon früher erzählte von Korano Koroni (siehe Seite 30) ermöglichen einige Schlüsse in Bezug auf die religiösen Anschauungen der Papuas, über die wir noch immer sehr mangelhaft unterrichtet sind. Bei den Stämmen der Westküste hat zwar der Islam Eingang gefunden, aber sie sind doch nur dem Namen nach Mohamedaner und ihre ganze Religion beschränkt sich auf Beobachtung einiger Förmlichkeiten: Beschneidung, Verbot des Schweinefleisches, Eidesleistung nach mohamedanischer Art. Bei den übrigen Papuas scheint der Glaube an ein gutes und ein böses Wesen allgemein verbreitet zu sein.

Trommeln der Papuas.



Rüstung aus Rohr.

Die Tempel, welche man ihnen zuschrieb, haben sich als Wohnungen der unverheirateten jungen Leute entpuppt. Auch die Götzenbilder, von denen frühere Reisende berichteten, haben eine andere Bedeutung. Dr. Finsch traf in dem Dorfe Bongu eine fast 8 Fuß hohe Figur, welche einen Papua darstellte. Solche Figuren heißen Tselum und können sich dreist mit den Holzschnitzereien der Maori auf Neu-Seeland messen, aber gleich diesen sind sie nichts weniger als Götzenbilder, für welche sie der Laie gern hält, sondern Darstellungen der dahingeschiedenen Ahnen der Familie.

Über alles, was ihre Religion betrifft, haben die Papuas sich bisher ungemein zurückhaltend gezeigt. D'Albertis, der sah, daß sie Knochen in kleinen Säckchen sorgfältig aufbewahrten, vermochte nicht zu erfahren, ob die Säckchen Amulete enthielten. Dem guten Wesen bringen die Papuas Opfer dar, niemals dem bösen. Ein Papua, der dem erstern opfern will, nimmt einen Sack voll Früchte und begiebt sich mit demselben unter einen hohen Baum. Nachdem er dort seiner Meinung nach durch Geschrei die Aufmerksamkeit des guten Geistes auf sich gelenkt hat, thut er einige Züge aus seiner Bananenblatt-Zigarrette und wartet dann, bis der

Geist im Tabakrauch sich zu ihm herniederläßt und ihm mitteilt, was er von ihm zu erfahren wünscht, ob ein beabsichtigtes Unternehmen gelingen, ein Familienmitglied sterben oder am Leben bleiben wird und dergleichen mehr.

Die Junggesellenhäuser kamen wohl in den Ruf, Tempel zu sein, weil man in ihnen Abbildungen von Krokodilen und Schlangen, sowie menschliche Figuren, allerdings in nicht sehr keuschen Stellungen, sah,

Eisenholzbaum.

die man für Götzenbilder hielt. Da aber diese Häuser zugleich als Versammlungshäuser der Dorfbewohner benutzt werden, war es vollkommen erklärlich, daß bei der Hissung der holländischen Flagge in Dorey die Eingeborenen dieselbe auf dem Junggesellenhause befestigten.

Bei den Motu fand Turner weder den Glauben an eine Gottheit, noch religiöse Gebräuche irgend welcher Art, dagegen glauben die Motu, daß die Seele nicht gleichzeitig mit dem Körper stirbt, sondern nach

dem Tode sich nach Tauhu begiebt, wohin ihr die Seele eines früher verstorbenen Freundes den Weg weist. Was die Seelen in Tauhu treiben, ist nicht bekannt.

Mit dem Namen Tauhu bezeichnet man, nach Turners Meinung, deren Richtigkeit jedoch nicht außer Zweifel ist, den weiten Luftraum. Die Seelen können auch aus Tauhu wieder auf die Erde kommen und ihre dort zurückgelassenen Lieben besuchen. Der Glaube an eine derartige Wiederkehr Verstorbener wurzelt bei den Motu so fest, daß sie es gar nicht begreifen können, wenn jemand ihren Berichten über Begegnungen mit Verstorbenen keinen Glauben schenken will. Die Einen haben gesehen, wie ihr gestorbener Vater vor ihrer Hütte stand; seine Füße staken in der Erde, so als ob er gerade aus ihr hervorstiege, als sie aber auf ihn zustürzten und ihn umarmen wollten, versank er spurlos in die Erde.

An der Nordküste glaubt man, daß die Seele nach dem Tode zum Grunde des Meeres hinabsteige und dort weiter lebe. Auf den Glauben an die Unsterblichkeit der Seele weisen auch eine Menge Gebräuche hin, die bei den Papuas beobachtet wurden. „Im Mac Cluer-Golf," schreibt Studer, „fanden wir Gräber in der Nähe der Dörfer. Dieselben waren von einem Zaun aus Rohr oder Walfischwirbeln umgeben und oft mit einem Schutzdach versehen; auf dem Grabe lagen Muscheln, namentlich Schalen von Tritonium und Päckchen aus Palmblättern, die einst Nahrungsmittel enthielten. In Doreh wird die Leiche in ein 4 bis 5 Fuß tiefes Grab gelegt und ihr Waffen und Zierraten mitgegeben, dann das Grab mit einem Schutzdach versehen. Die Leichen der Säuglinge erhalten eine Kalebasse mit Muttermilch gefüllt ins Grab. Nach dem Begräbnis findet ein Leichenschmaus statt. Unverheiratete Männer werden auf einem Gerüst über einem Feuer getrocknet bis der Kopf abfällt. Der Leib wird begraben, der Kopf wird im Hause aufbewahrt und mit Ehrfurcht behandelt."

Man pflegt an solch einem Schädel aus Holz verfertigte Nasen und Ohren zu befestigen und in die Augenhöhlen zwei bunte Fruchtkerne zu legen. Der so verzierte Schädel wird bei jeder Mahlzeit in die Mitte der Speisenden gestellt und erhält von allen Speisen einen Teil. Er gilt fortan als Korwar, Hausgötze, und ist als solcher Beschützer der Familie, in welcher er von Generation zu Generation forterbt und bei jedem wichtigen Unternehmen zu Rate gezogen wird.

Wahrscheinlich glaubt man, daß auf den Besitzer eines Schädels alle geistigen Kräfte desjenigen, dem er im Leben angehörte, übergehen. Dadurch wird ein Schädel zu einem wertvollen Besitztum, und es werden oft Kriege in keiner andern Absicht geführt, als um Feindesköpfe zu erbeuten. Der Stamm verteilt die erbeuteten Schädel sowie jede andere Beute unter die Teilnehmer an dem Kriegszug, und dieselben werden teils auf Gräbern zu Ehren der Toten aufgestellt, teils bemalt und in der Hütte aufgehängt. Wenn nur ein einziger Schädel erbeutet wurde, wird er in Stücke zerschnitten und diese verteilt.

In anderen Gegenden pflegt man den Leichnam außerhalb des Dorfes auf ein 4 bis 5 Fuß hohes Gerüst zu legen und unter demselben Feuer anzumachen. Er wird 25 bis 30 Tage lang geröstet, hierauf 8 Tage auf einem hohen überdachten Gerüst ausgestellt und schließlich in einer Höhle begraben.

Ähnliches wird von der Südwestküste berichtet. Dort wird der Leichnam zuerst in der Nähe der Hütte beerdigt, nach einem Jahr aber das Grab geöffnet, Schädel und Knochen herausgenommen und in die Hütte gebracht, wo ein Festmahl abgehalten wird. Nach Beendigung desselben werden sie in einer Höhle am Meeresufer endgiltig beigesetzt. Die Papuas im Busen von Lakahia dagegen verwahren die Gebeine sorgfältig in ihrer Hütte in eigens dazu verfertigten Körben oder Säcken aus Palmbast.

„Diese sonderbare Gewohnheit, die Überbleibsel ihrer Verstorbenen in steter Verehrung zu halten, hat hauptsächlich darin ihren Grund, daß sie denselben einen großen Einfluß auf ihr tägliches Leben zuschreiben. Die Papuas denken sich nämlich die Seele im Blute befindlich und glauben an ein Fortleben derselben auf dem Grunde des Meeres, und wo sie, gleich den Traditionen der nordamerikanischen Wilden, sich ganz mit Dem vergnügen können, was im Leben ihr liebster Zeitvertreib war. Deshalb werden dem Toten auch so viel als möglich Waffen und Schmuck mit ins Grab gegeben, um sich seine Gunst zu erringen, und ein Papua

wird auch niemals unterlassen, bei gewichtigen Dingen die Seele des Verstorbenen in dem Korwar zu befragen. Er setzt sich deshalb vor das Bild nieder, trägt ihm sein Vorhaben vor und bittet um kräftige Unterstützung. Findet während dieser Zeit ein besonderes Zeichen statt, bewegt sich das Bild zufällig durch äußern Einfluß einmal, so wird dies als eine Bejahung angesehen und das Vorhaben ruhig ausgeführt. Es ist daher leicht begreiflich, daß die Korwars sehr fleißig und oft bei den unbedeutendsten Dingen konsultiert werden. So hatte unter anderem ein Papua eine Geschwulst an der Hand, über deren Ursache er sich keine Rechenschaft zu geben wußte, und was war daher natürlicher, als daß er den Korwar befragte. Dieser schien ihm ein ungünstiges Zeichen zu geben, was ihm natürlich die Unzufriedenheit der Seele deutlich bekundete, ohne daß er noch begreifen konnte, wodurch er sich dieselbe zugezogen habe. Er ging nun mit seinem Gewissen zu Rat und siehe! da erinnerte er sich plötzlich, daß er die Wittwe seines Bruders verlassen habe, und eilte sogleich, diesen Fehler wieder gut zu machen. Als er hierauf zum zweiten Male den Korwar befragte, wurde ihm ein günstiges Zeichen, wodurch er von der Aussöhnung mit dem Verstorbenen völlig überzeugt war. Nicht selten werden aber solche Aussprüche der Hausgötzen in betrügerischer Weise benutzt, um mit einem anderen Stamm einen blutigen Krieg zu beginnen."

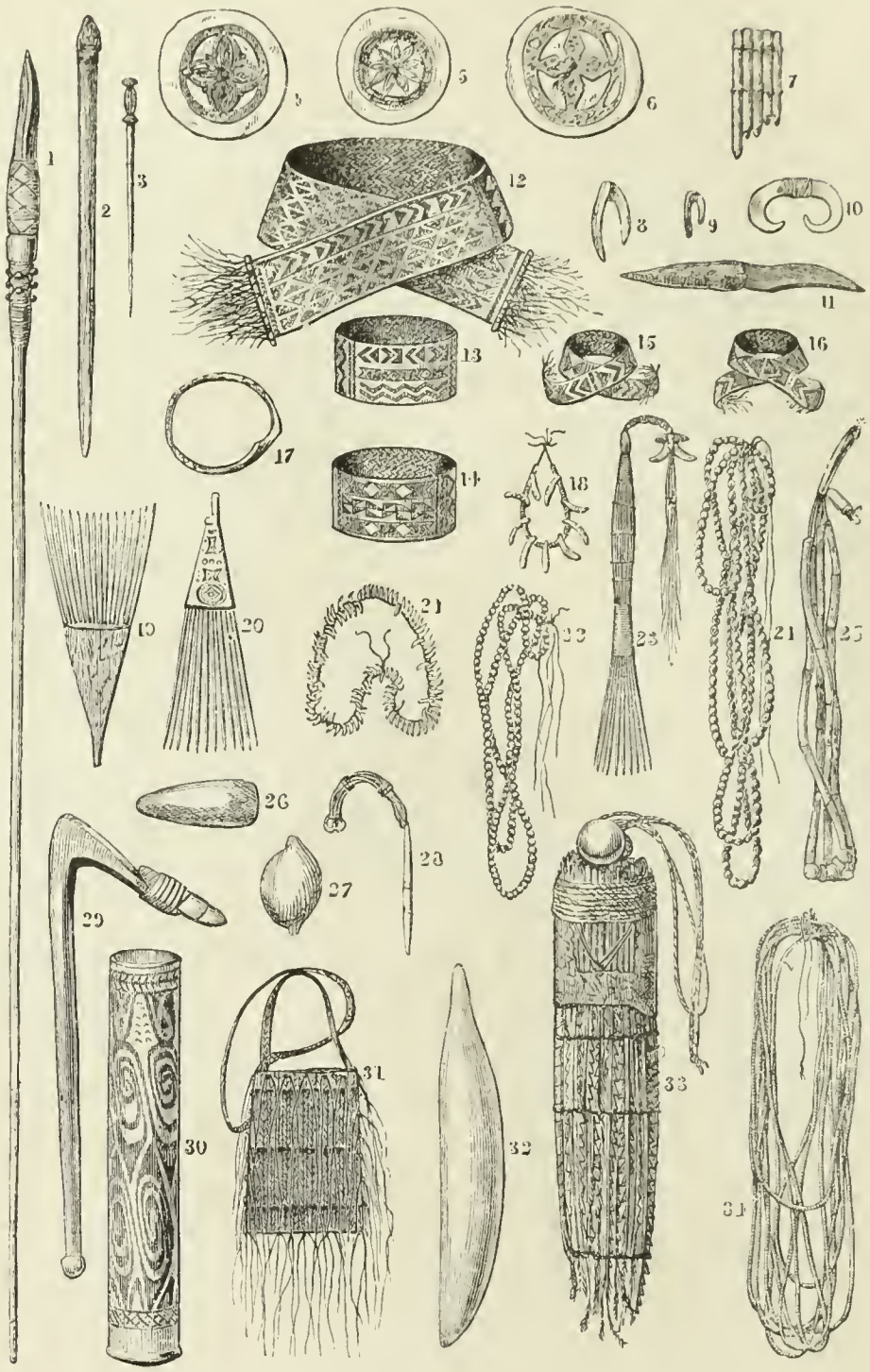
Viel Aberglaube ist unter den Papuas verbreitet. Man fürchtet Gespenster und sucht sich gegen ihren Einfluß durch die verschiedenartigsten Amulete zu schützen. Vielfach wird auch geglaubt, daß die Seelen der Verstorbenen sich in gute oder böse Geister verwandeln. Es giebt Zauberer, die mit denselben verkehren können, und durch diese werden ihnen Opfer dargebracht, um sie günstig zu stimmen. Auch den Köpfen der Erschlagenen erweist man besondere Ehrfurcht und bringt ihnen Opfer dar, denn man fürchtet, die Seele des Erschlagenen könnte denjenigen, der ihm das Leben geraubt hat, als böser Geist verfolgen.

„Sehr natürlich ist es," sagt O. Finsch, „daß bei einem Volk, welches noch so kindische Begriffe hat, auch eine Menge andere Aberglauben im Schwange sind. Es wird kein Papua den Bau eines Hauses, einer Prauwe u. s. w. beginnen, ehe ihn nicht irgend eine zufällige Erscheinung dazu aufmuntert. So wird der Vogelflug, die Stimme der Vögel bald für gut, bald für schlecht gedeutet, und eins der gewöhnlichsten Mittel, um die Zukunft zu ergründen, besteht darin, daß man einen Pisang zerschneidet und je nachdem der Schnitt eben oder uneben ist seine Deutung macht. Auch wird mit dem ausgespreizten Daumen und Mittelfinger die Länge des linken Armes bis zur Schulter hinauf und dann wieder mit Zeigefinger und Daumen abwärts gemessen. Kommen nun diese zwei Maße am gleichen Endpunkte aus, so ist es ein gutes Zeichen. Oder man bestreicht die Hand mit Kalk, kaut dann einen Pisang fein und läßt einen Tropfen Speichel auf dieselbe fallen. Löst dieser den Kalk sofort auf und es entsteht ein runder farbloser Fleck, so deutet dies ebenfalls einen guten Ausgang an. Eigentliche Wahrsager, wie wir sie in den Schamanen Kamtschatkas oder den weiblichen Bilians der Borneser finden, besitzen die Papuas nicht. Jeder ist sich selbst Zeichendeuter, Priester u. s. w., denn auch letztere werden nicht unter ihnen angetroffen, da sie ja überhaupt keine eigentliche Religion besitzen und nur die Idee von zwei mächtigen Wesen, Manuwel und Narvojé, haben. Den Ersteren denken sie sich als einen bösen Geist, der unsichtbar überall umherschleicht, um den Menschen Nachteil zuzufügen, und der namentlich des Nachts sein Wesen treibt, weshalb sie sich sehr fürchten, zu dieser Zeit auszugehen."

Gegen die Lehren der christlichen Missionäre haben sich die Papuas bisher sehr ablehnend verhalten, doch dürfte an ihrer Abneigung gegen das Christentum mehr das Vorgehen der Missionäre als die Lehre selbst schuld sein. Die Missionäre verlangen nämlich von den bekehrten Eingeborenen, daß sie europäische Kleidung anlegen sollen, mit welcher diese sich nicht befreunden können, und außerdem sollen sie am Sonntag nicht arbeiten, auch nicht fischen oder jagen. In einem solchen Verbot sehen die Eingeborenen eine Beschränkung der persönlichen Freiheit, und alle Bemühungen der an der Südostküste ansässigen englischen Missionäre sind deshalb bisher ohne nennenswerten Erfolg geblieben.

Ein Hindernis für die Ausbreitung des Christentums ist auch die Vielweiberei, welche andererseits in den westlichen Teilen Neu-Guineas die Fortschritte des Islam gefördert hat. Doreh und die Ufer der

Torresstraße ausgenommen, scheint überall Vielweiberei zu herrschen. In der Torresstraße wird die Braut geraubt, an anderen Orten aber kauft der Vater dem Sohn die Braut. In Doreh, wo Monogamie herrscht, pflegt man schon Kinder zu verloben, aber der Brautkauf ist auch dort die Regel, und auch Entführungen



Schmuckgegenstände und Waffen der Bewohner von Neu-Guinea und der Admiralitäts-Inseln.

a. Von den Admiralitäts-Inseln. 1 u. 2 Speere mit Obsidianspitze. 3 Haarschmuck. 4 5 6 Stirnschmuck aus Muschelschalen und Schildpatt. 7 Musikinstrument. 8 9 Fischangeln aus Muschelschale. 10 Schmuck aus Knochen für die Nasenscheidewand. 11 Messer aus Obsidian. 12 Gürtel aus geflochtenem Gras. 13 14 Armbänder aus geflochtenem Gras. 15 16 Fußknöchelschmuck aus geflochtenem Gras. 17 Armband aus Muschelschale. 18 Nasenschmuck aus Hunde- und Kuskuszähnen. 19 20 Kämme. 21 Halsschmuck aus Hundezähnen. 27 Muschel, zum Galaschmuck gehörend. 28 Nasenschmuck aus Knochen. 29 Krummart aus Muschelschale. 30 32 Betelbüchsen. 31 Beutel aus Gras. 33 Schmuck aus Menschenknochen und Kasuarfedern. 34 Leibgürtel aus kleinen Muscheln. — b. Von Neu-Guinea. 22 24 25 Halsschmuck aus Beeren, Muscheln und Knochen. 25 Kamm. 26 Steinbeil ohne Stiel.

enden schließlich mit einem solchen. Wenn, so wird berichtet, das Herz eines Jünglings und einer Jungfrau in Liebe sich zusammengefunden haben, entfliehen sie beide in die Wälder, lassen aber durch einen Freund, den sie ins Vertrauen gezogen haben, den Eltern mitteilen, wohin sie geflohen sind. Die Eltern folgen ihnen sofort

und holen die Flüchtlinge aus ihrem Versteck, worauf sie sich über den Brautschatz einigen und die Trauungszeremonie sofort vollzogen wird.

Die Trauungszeremonien sind zuweilen sehr einfach. In dem eine Stunde landeinwärts von Doreh gelegenen Dorfe Ayanbori besteht die Trauung nur in dem Überreichen eines gebratenen Pisang, von welchem Braut und Bräutigam jedes eine Hälfte verzehren. Bei den Bewohnern von Adie giebt es gar keine bestimmte Trauungszeremonie; der Jüngling sendet den Eltern des Mädchens, das er heiraten will, Geschenke, und wenn diese angenommen werden, ist er berechtigt, das Mädchen sofort abzuholen, doch findet zur Feier der Vereinigung ein zweitägiger Schmaus statt, wobei große Mengen eines aus dem Safte der Kokos und

Paradiesvogel (Lophorina atra.)

Nipa-Palme bereiteten berauschenden Getränkes konsumiert werden. Auch bei den Motu findet bei Abschließung der Ehe keine besondere Zeremonie statt. Der Bräutigam hat bloß den geforderten Kaufpreis zu erlegen, der gewöhnlich in einem Halsband von Hundezähnen (Dodom), einem Halsband von Perlmuscheln (Mairi), einem Schwein (Buruma), einem Halsband aus Nassamuscheln, einer Steinart (Jla), einem weißen Muschelarmband (Toia), einem Speer (Jo) und zwei aus der Rinde der Sago-Palme gefertigten gefärbten Frauenschurzen (Namis) besteht. Ebenso nimmt bei den Papuas an der Bucht von Kaimani der Bräutigam nach Zahlung des Kaufpreises das Mädchen einfach in Empfang und die Eltern veranstalten zu Ehren der Vermählten ein Fest. Besondere Trauungszeremonien kommen, soweit bis jetzt bekannt ist, nur in Doreh vor, wo recht sonder-

bare Gebräuche beobachtet werden. „Ist dort der zur Hochzeit festgesetzte Tag herangenaht und alle Angehörigen versammelt, so wird die Braut geschmückt mit Glaskorallen und Armbändern von den weiblichen Anwesenden feierlich nach dem Haus des Bräutigams eskortiert, darf jedoch nicht in dasselbe eintreten, sondern wird den Blicken der Männer durch eine aufgehängte Matte entzogen. Nun erfolgt das Überreichen der Morgengabe der Braut an die Eltern des Verlobten, und nicht selten geschieht es, daß sich die Arme, um die Summe zu erhöhen, ihres Schmuckes teilweise entledigen muß, denn während sonst fast überall das Mädchen vom Liebhaber erkauft werden muß, ist hier auch die Braut zu Geschenken verpflichtet. Ist diese wichtige Angelegenheit jedoch beendet, so geleitet man die Braut wieder nach ihrer Wohnung zurück, um die Ankunft des Bräutigams zu erwarten. Bald darauf erscheint dieser, gefolgt von seinen Anverwandten und Freunden, findet jedoch die Thür verschlossen, die erst nach mehrmaligem Ersuchen vom Vater der Braut geöffnet wird. Nun treten Alle ein und die zukünftigen Eheleute setzen sich nebeneinander vor einem Korwar nieder, womit die eigentliche Trauungszeremonie ihren Anfang nimmt. Der Älteste der Anwesenden legt hierauf die Rechte des Paares ineinander, hält ihnen ihre gegenseitigen Verpflichtungen vor und wünscht ihnen Segen und Heil. Hierauf setzt man einen Topf mit Sagobrei vor ihnen nieder, von welchem der Bräutigam seiner Verlobten einen Mundvoll reicht, was diese erwidert und womit sie dreimal abwechseln. Darnach reicht das Mädchen dem Manne etwas Tabak zum Kauen, was ihr dieser in Betel zurückgiebt, und somit ist die eigentliche Trauungszeremonie geschlossen. Die nun folgende Brautnacht ist jedoch für das junge Paar nichts weniger als angenehm, denn während sich die anderen Gäste mit Essen und Trinken belustigen, müssen diese die ganze Nacht still nebeneinander auf einer Matte zubringen und zwar wachend, da sich bei jedem Versuche einzuschlafen immer hilfreiche Hände finden, die die Müden wieder aufrütteln. Dieser lästige Gebrauch beruht auf dem Glauben, daß aus dem ununterbrochenen Wachen ein langes, glückliches Leben hervorsprießen soll. Erst den andern Morgen ist es den zu Tode Gemarterten vergönnt, etwas auszuruhen, und dann erst kann der Mann die Frau heimführen und ganz als die Seinige betrachten."

Über sonstige Festlichkeiten der Papuas ist bisher nicht viel bekannt geworden, doch wissen wir, daß sie Musik und Tanz sehr lieben. Die Motu führen mit besonderer Vorliebe in mondhellen Nächten Tänze aus, welche Wawarus genannt werden und von der Abenddämmerung bis zum Tagesanbruch dauern. Beide Geschlechter nehmen an der Belustigung Teil und tanzen paarweise beim Schall der Trommeln, welche sie mit eintönigem Gesang begleiten. Der Tanz ähnelt unserer Quadrille, und die Bewegungen der Tänzer und Tänzerinnen, welche mit vorgeneigtem Oberkörper und gebogenen Knieen gewisse Figuren ausführen, sind, wie Stone berichtet, ungemein graziös. Gegen die Ruhe und Ordnung, welche bei diesen Tänzen herrscht, sticht grell ab der abenteuerliche Nationaltanz, den die Bewohner von Lakahia auf Befehl des tidoresischen Prinzen Amir vor den Mitgliedern der Etna-Expedition aufführten, wobei sie unter ohrenbetäubendem Geschrei wie toll herumsprangen. Dieselben Eingeborenen führten hierauf auch ein Kampfspiel auf. Sie teilten sich in zwei Parteien, welche beide mit kleinen Holzstücken bewaffnet waren und überdies vom Boden aufgerafften Schlamm als Wurfgeschoß benutzten. Die eine Abteilung ergriff bald die Flucht und wurde von der andern unter Siegesgeheul eine Strecke weit verfolgt, worauf sie plötzlich standhielt, zur Offensive überging und nun die andere Partei vor sich hertrieb.

Ganz eigentümliche Tänze sind bei den Papuas von Doreh üblich. Bevor sie einen Kriegszug antreten, feiern sie ein großes Fest und führen einen Kriegstanz, Wor, auf, vor welchem sie sich das Gesicht mit Kohle schwärzen. In vollem Kriegsschmucke, mit einer Unmasse Waffen beladen, finden sie sich auf dem Tanzplatze ein. „Den Reigen eröffnet ein Vortänzer, der bejahrteste Krieger des Kampongs, hinter demselben folgen unbewaffnet einige Tifa-Schläger, die einen furchtbaren Lärm machen, darauf paarweise die Männer und erst hinter diesen die Frauen, ebenfalls zweie zu zweien; die Kinder sind in der ganzen Reihe bunt verteilt. Hierauf formieren sie einen Halbkreis, beugen den Oberleib etwas vor und bewegen die Füße in einer Weise, als wenn sie sehr schnell liefen, in der That schreiten sie aber nur sehr wenig vorwärts. Alle Tanzen-

den erheben dabei auch ein nervenerschütterndes Geschrei, welches plötzlich aufhört und dann einem lauten Zischen Platz macht. Der Vortänzer bemüht sich indessen absonderlich möglichst kühne und gefahrliche Luftsprünge zu machen, und diese gymnastische Übung wird so lange fortgesetzt, bis alle Tänzer von Schweiß triefend vor Ermüdung aufhören müssen." Viel ruhiger benahmen sich die Bewohner des Dorfes Tobadi, die aus Anlaß der Hissung der holländischen Flagge vor den Mitgliedern der Etna Expedition einen Tanz aufführten. Den Holländern war es allmählich gelungen, das Mißtrauen der Dorfbewohner zu beseitigen, sie gaben ihre drohende Haltung auf und brachten schließlich als Zeichen des Friedens Wasser in einer Schale. Trotzdem wollten sie den Fremden den Eintritt in den „Tempel", das Junggesellenhaus, nicht gestatten. Erst als die Mitglieder der Expedition auf den Gedanken kamen, vor dem Hause niederzuknieen und durch die Kniebeugung gleichsam ihre Verehrung auszudrücken, wurden die Eingeborenen umgestimmt und setzten einen Tag fest, an dem die Fremden in den „Tempel" eingeführt werden sollten. Während sie dann vor dem Gebäude mit Fischen und Kokosnüssen bewirtet wurden, entrollten die Holländer ihre Flagge, deren Farben — rot-weiß-blau — die Eingeborenen in das höchste Entzücken versetzten. Einige junge Männer bemächtigten sich der Flagge, befestigten sie an einem langen Bambusrohr und kletterten dann auf das Dach des Tempels, wo sie die Flagge durch eine Lucke steckten und im Winde flattern ließen. Die Holländer mußten sich nun in dem Tempel niederlassen, und etwa 20 junge Leute begannen einen Tanz um den Tempel. Es ging dabei sehr ruhig und anständig zu, aber der Tanz, der durch Blasen auf Rohrflöten begleitet wurde, bestand nur in einem trampelnden Bewegen der Füße, ohne daß die Tänzer sich auch nur einen Schritt vorwärts oder rückwärts bewegten.

Die Musikinstrumente, mit denen die Papuas ihre Tänze zu begleiten pflegen, sind Trommeln, Pfeifen und Hörner. Die Trommeln, welche man in Doreh findet, bestehen aus einem ausgehöhlten, 1 1/2 bis 2 Fuß langen und 1 bis 1 1/2 Fuß breiten Stück Holz, über dessen Öffnung die Haut einer großen Eidechse gespannt ist. Die Trommeln sind mit Schnitzerei verziert, namentlich der Griff, an welchem sie emporgehoben werden, welcher häufig zierliches Laubgewinde vorstellt (siehe Seite 64). Geschlagen werden die Trommeln mit einem Stück Holz. Der Ton, der dadurch erzeugt wird, klingt dumpf und unschön. Die Flöten sind aus Bambusrohr verfertigt und die Musik, die mit ihnen hervorgebracht wird, besteht nur aus 2 schrillen Tönen. Große Muscheln (Tritonsmuschel, Tritonium variegatum Lam.) dienen als Trompeten, mit denen weithin vernehmbare Signale gegeben werden. Als die „Samoa" in den Friedrich Wilhelm-Hafen einfuhr, ließen alsbald „die großen, Barum genannten Holztrommeln ihren dumpfen Klang ertönen, und dazwischen schmetterte die Muscheltrompete, die Krieger zum Kampfe herbeirufend". Bei den Motu heißt die ebenfalls aus einem ausgehöhlten, an dem einen Ende mit einem Iguanafell überspannten Stück Holz bestehende Trommel, welche einem Stundenglas ähnlich sieht, Kaba. Sie wird an der dünnen Stelle gefaßt, mit der innern Fläche der Finger geschlagen, und giebt einen Ton von sich, der jenem unserer Trommel gleicht. Ebensolche, aber größere Trommeln besitzen die Eingeborenen am Fly. Am Kap Possession schneiden die Eingeborenen aus einem starken Bambusrohr von 2 Fuß Länge eine Zunge bis zur Mitte heraus und schlagen mit einem Stab an die ausgeschnittene Stelle, wodurch ein dumpfer Ton erzeugt wird.

Der Verkehr der einzelnen Papuastämme untereinander scheint sich, abgesehen von der Westküste, nur auf die nächsten Ortschaften zu beschränken. Das Haupthindernis einer weitern Ausdehnung desselben ist die Sprachverschiedenheit. Man trifft an der Küste eine Unzahl von Dialekten, und an der Maklay-Küste hat fast jedes Dorf seinen eigenen Dialekt. Maklay brauchte, wenn er größere Ausflüge unternahm, stets 2 bis 3 Dolmetscher, da die mitgenommenen schon in einem 2 oder 3 Stunden entfernten Dorfe nicht mehr verstanden wurden. Nur ältere Leute sprachen mehrere Dialekte. Um solche zu erlernen, pflegen sich die Papuas in ein fremdes Dorf zu begeben und dort eine Zeitlang sich aufzuhalten, aber die große Masse kennt nicht einmal ihren eigenen Dialekt gründlich. Während Maklays Aufenthalt in der Astrolabe-Bai ereignete es sich häufig, daß Eingeborene über die Bedeutung irgend eines Wortes ihres eigenen Dialektes im Zweifel waren und die alten Leute nach derselben befragen mußten. Dabei ist der Wortreichtum, über welchen manche

Stämme verfügen, ein sehr geringer. Maklay hatte sich nach und nach die Kenntnis von etwa 350 Wörtern angeeignet, und diese genügten ihm, um mit den Papuas zu verkehren. Ich hatte, schreibt er, ein Kriterium meiner Kenntnisse. Öfters blieb ich in einem Dorfe einen ganzen Tag, zuweilen auch die Nacht hindurch, in beständiger Gesellschaft von Männern, Weibern und Kindern, und paßte aufmerksam auf die Gespräche der Eingeborenen untereinander auf. Dabei fand ich, daß ich nur sehr Weniges nicht verstand. So, vermute ich, wissen die Papuas dieser Dörfer (Gorendu, Bongu, Gumbu) vielleicht nur doppelt soviel Wörter als ich, höchstens aber dreimal soviel, was ungefähr etwas über 1000 Wörter ausmacht.

Die Schwierigkeit der Erlernung eines Papua-Dialektes wird noch dadurch erhöht, daß dasselbe Wort von jedem Eingeborenen etwas abweichend ausgesprochen wird. Dagegen zeigten die Eingeborenen der Astrolabe-Bai eine schnelle Fassungskraft und ein gutes Gehör bei Wiedergabe fremder Worte, und Maklay hat bei ihnen für viele ihnen bisher fremde Gegenstände, z. B. für Flasche, Nagel u. s. w., die russischen Benennungen derselben eingebürgert.

Beim Zählen spielen die Finger die Hauptrolle. Indem der Papua mit dem Zeigefinger der rechten Hand die Finger der linken Hand, vom kleinen angefangen, der Reihe nach schließt, sagt er bei jedem „be", und wenn die 5 Finger geschlossen sind, „ibon be" (eine Hand). Dann wird in derselben Weise mit dem Zeigefinger der linken die rechte Hand geschlossen, und die Endsumme ist „ibon ali" (zwei Hände). Ist noch weiter zu zählen, so werden die Füße in Anspruch genommen, und zwei Hände und zwei Füße ergeben „samba ali" oder 20. Die Finger führen besondere Namen, welche auch als Bezeichnungen der Tage gebräulich sind. Der kleine Finger der linken Hand heißt iamba, der zweite Finger aliu, der dritte al'wao, der vierte undir, der Daumen der linken Hand singem; der kleine Finger der rechten Hand heißt ibon-busjuli, der zweite Finger ibon-tauli, der dritte ibon-si, der vierte ibon-ingri, der Daumen der rechten Hand ibon-ni. Die linke Hand heißt nain, die rechte gangum, der Fuß samba. Viele Eingeborene kennen kein anderes Zahlwort als Eins. Wenn sie weiter als bis 20 zählen sollen und die Finger ihrer Hände und die Zehen ihrer Füße bereits zum Zählen verwendet haben, benutzen sie zum Weiterzählen Finger und Fußzehen eines Andern. Die Zahlen von 1 bis 10 lauten: 1) hudi, 2) ali, 3) alub, 4) gorle, 5) ibon-be, 6) igle-be, 7) igle-ali, 8) igle-alub, 9) igle-gorle, 10) ibon-ali-ali. Zwanzig heißt samba-ali-ali.

Wie sehr verschieden die Dialekte ganz nahe beieinander liegender Dörfer sind, mögen einige Beispiele zeigen, denen die Aufzeichnungen Miklucho-Maklays in 6 Dörfergruppen der Astrolabe-Bai (Gorendu, Bongu und Gumbu; Bogati; Bilibili; Mitebog; Englam-Mana; Maragum-Mana) zu grunde liegen. Die Sonne heißt in den Dialekten dieser Dörfer sing, sen, and, ad, ulen, kei; das Meer wal', iwal', maas oder tul; das Feuer bia, ignam, nam, ia, he oder pa; der Berg mana, manade, uin, did, tandi, taben; der Wind temur, diagwa, tim, tatu, bubern; der Stein ubu, gitan, mening, pat, ater, siring-damu, dame; das Dorf hogmu, hogemu, gure, ban, nam, ilum, timbran; die Hütte tal', narum, amb, ad, badi, nande; die Pirogue kobum, kobumde, sisa, waag, ubum, waang; das Segel rar, rer, bainde, liai; die Kokosnuß munki, mangi, nui, ta, adu. Die Benennung des überall vorkommenden Schweines zeigt weniger große Abweichungen: bul', bel', bor, bo, bu, ebenso jene der Brotfrucht, für welche an der Küste allgemein die Bezeichnung boli oder bali, in den Bergdörfern derwan gebräuchlich ist. Der Mann heißt tamo, tamode, tamol', tomol', tamo oder tangom, die Frau dagegen wird sehr verschiedenfach bezeichnet mit nangli, nansare, pain, genagulum, pinom, Mädchen mit dagne, deugenge, aipein, nampain und monagurn.

Die Eigennamen, welche die Eingeborenen führen, sind häufig Namen von Tieren oder Pflanzen, z. B. Onul' (Paradiesvogel), Bua (Calamus), Nin (Kokosnuß), Guna (Taube), aber auch Namen von Inseln und Dörfern (z. B. Karkar, Dam u. s. w.) kommen als Eigennamen vor.

Als Beispiel der Papua-Konjugation möge das folgende dienen: angar, gehen; angarmem, ich gehe; gena! komm' her; geniba! o komme; angen, gegangen; ginnssi, ich werde kommen; genban? genban? ob sie kommen werden; genbussin, wenn sie kommen werden; ginen, gekommen.

Inbezug auf die Syntax dieser Sprachen ist zu bemerken: „Das Subjekt steht vor dem Prädikat ni onemen? hast Du gesehen? ni onesi, sieh hin. Das Objekt geht dem Prädikat voran: adi onar, laß mich sehen, adibi gieb (mir). Der Genitiv steht vor dem Substantiv, zu welchem er gehört: sing-oren, Sonnenaufgang, sing-gumberan, Sonnenuntergang, gate-bagry, Haupthaar, mana obode, Nasenflügel. Das Adjektiv, ebenso wie das Zahlwort, folgt dem Worte, zu welchem es gehört: tamo-bilĕ (wörtlich: Mann gut), ein Mann in mittleren Jahren, nangli-bilĕ, eine Frau von 20 bis 25 Jahren, singa-ael'de, zwölf, singa-gorlede, vierzehn u. s. w."

Die Sprache der Bewohner der deutschen Nord- und Nordostküste ist bisher, sowie die Küste selbst ziemlich unbekannt geblieben. Unsere Kenntnis derselben blieb fast auf das beschränkt, was wir Miklucho Maklay verdankten, selbstverständlich eine unbefriedigende Ausbeute, da ja der Zweck seines Aufenthaltes in der Astrolabe-

Orientierungsskizze der Astrolabe-Bai.

Bai nicht die Sprachforschung war. Da alle anderen Reisenden die Küste nur berührten, fehlte ihnen die Hauptbedingung für ein eingehendes Studium der Sprache, der längere Aufenthalt unter den Eingeborenen. Zu einem solchen schien niemand Lust zu haben, umsoweniger, als die Eingeborenen, ganz abgesehen von feindlicher Gesinnung, in dem übeln Rufe standen, gleich ihren Stammverwandten in Neu-Britannien noch dem Kannibalismus ergeben zu sein. Als die Mannschaft des Schiffes „Witjas", mit welchem Miklucho-Maklay an die Küste kam, endlich mit vieler Mühe das Zutrauen der sehr scheuen Eingeborenen erworben hatte und Maklay ihnen durch Zeichen zu verstehen gab, er wolle bei ihnen bleiben, suchten sie ihn von seinem Vorhaben abzubringen. Sie wiesen auf weichere Teile seines Körpers und gaben zu verstehen, daß sie ihn auffressen würden, wenn er da bleibe. Der kühne Forscher ließ sich dadurch nicht abschrecken. Am 9. September 1871 lichtete der „Witjas" die Anker und verließ die Astrolabe-Bai, nachdem er, da der Geburtstag des Großfürsten Konstantin Nikolajewitsch war, 21 Kanonenschüsse abgefeuert hatte. Der Donner der Geschütze,

den das Echo in den Bergen rollend widerhallte, übte einen überwältigenden Eindruck auf die Eingeborenen aus. Sie flohen ins Gebirge und kamen erst nach langer Zeit zu ihren Hütten zurück. Ob die Furcht vor der Rache des Donnerschiffes sie bewogen hat, sich an dem zurückgebliebenen Fremdling nicht zu vergreifen, oder ob sie trotz ihrer Drohung keine Kannibalen waren, darüber kann nach den Wahrnehmungen Maklays während seines langen Aufenthaltes kein Zweifel herrschen. Er wurde nach und nach so vertraut mit ihnen, daß er ohne Scheu auch im Innern gelegene Dörfer besuchen konnte, und als einst ein feindlicher Angriff drohte, übergaben die Eingeborenen ihre Frauen und Kinder seiner Obhut, aber Spuren von Kannibalismus hat er bei ihnen nicht bemerkt, weder während seines ersten Aufenthaltes, noch als er später abermals nach der Astrolabe-Bai kam. Auch auf den Fahrten der Samoa sind keine Wahrnehmungen gemacht worden, welche auf das Bestehen dieser blutigen Sitte schließen ließen, so daß man getrost annehmen kann, sie sei in dem deutschen Teil Neu-Guineas nicht vorhanden.

Von der Feindseligkeit der Eingeborenen hat wohl die Neu-Guinea-Kompanie bei ihrem Kolonisationsunternehmen verhältnismäßig wenig zu befürchten. Von größerer Wichtigkeit ist jedenfalls die Frage, ob die klimatischen Verhältnisse derartige sind, daß sie Europäern den Aufenthalt an der Küste oder im Lande gestatten. Das Klima Neu-Guineas bildet einen schroffen Gegensatz zu jenem des benachbarten Australien. Trotzdem Neu-Guinea dem Äquator näher liegt, hat es kein so warmes Klima wie Australien, und die unerträgliche Hitze, die zuweilen in dem letztern herrscht, ist ihm fremd. Der gebirgige Charakter der Insel bringt es mit sich, daß ihr Klima ein gemäßigtes ist. In Moresby sind durch Rev. W. G. Lawes von der Londoner Missionsgesellschaft (1876) und durch Dr. Finsch (1882) Beobachtungen angestellt worden, welche als das Jahresmittel für diesen Ort in 85 Meter Seehöhe etwa 27° 4 C ergeben. „Der heißeste Monat (Februar) hatte eine Mitteltemperatur von 29° C, der kälteste (August) von 25° 8. Die mittlere tägliche Temperaturänderung betrug in der heißen Jahreszeit 9° 6, in der kühlen nur 6° 3. Die absoluten Wärmeextreme waren 37° 8 und 21° C im gleichen Monate (Februar). Die höchsten Temperaturen überschreiten in allen Monaten 30°, während die tiefsten sich gleicherweise wenig von 21° entfernen, und nie darunter hinabsinken. Die Regenmenge (Monatssumme in Millimeter) und Zahl der Regentage waren folgende:

1876	Jan.	Febr.	März	April	Mai	Juni	Juli	Aug.	Sept.
Menge mm	174	73	265	204	64	19	155	22	5
Tage	8	6	14	15	4	?	4	4	1

Die Hauptregenzeit scheint sonach auf März und April zu fallen. Im Jahre 1882 jedoch zählte Dr. Finsch im Februar 14 Tage mit Regen, im März 12 und im April 9. Die Winde waren variabel, doch herrschten nordwestliche Winde vor, oft wehten Nord und Nordwest stürmisch. Im Februar wurden 2 Gewitter notiert, im März keines, dagegen im April 8."

Die Nordküste ausgenommen, welche einige völlig gesunde Strecken zu besitzen scheint, dürfte die Geißel aller Tropenländer, das Fieber, an den Küsten Neu-Guineas nirgends fehlen, ganz besonders scheint es aber seine Herrschaft in den südlichen Gegenden der Insel, in dem sumpfigen Land längs der Flußläufe geltend zu machen. Die Mitglieder der Expeditionen, welche dort ins Innere eindrangen, hatten alle viel durch das Fieber zu leiden. Prof. Denton fand, wie wir wissen, auf der Expedition Armits (1883) im Innern der Insel den Tod, während mehrere andere Mitglieder so erkrankten, daß Armit umkehren mußte. Auf der Fahrt, welche Macfarlane auf dem Fly unternahm, geriet die Expedition in die höchste Gefahr, weil man einen Angriff seitens der Bewohner eines großen Dorfes erwarten mußte, während die meisten Begleiter Macfarlanes am Fieber krank darniederlagen. Auf den Missionsstationen an der Südostküste ist kein Europäer vom Fieber verschont geblieben, und viele der Südseeinsulaner, welche die Missionäre mitbrachten, fanden dort den Tod. Es kann dies umso weniger überraschen, als auch die Eingeborenen von den Miasmen, welche die Sümpfe aushauchen, nicht unberührt bleiben. Nicht viel besser als den Reisenden an der Südküste erging es Miklucho-Maklay an der Astrolabe-Bai. Einer der Diener, welche mit ihm dort zurückgeblieben waren, starb,

und er selbst war, als der von der russischen Regierung abgesandte Dampfer „Ismurud“, der ihn abholen sollte, in der Bai erschien, so herabgekommen, daß er eher einem Greise als einem kräftigen jungen Manne ähnlich sah. Auffallend ist dabei, daß, wie Powell schreibt, weiße Frauen mehr Widerstandskraft gegen das Fieber zeigen, als weiße Männer. Auch sind magere Personen der Krankheit weniger ausgesetzt als wohlbeleibte. Inbezug auf die Behandlung des Fiebers dürfte für das Festland von Neu-Guinea dasselbe gelten, was Powell inbezug auf die vor Neu-Guinea liegenden Inseln und dem Bismark-Archipel auseinandersetzt.

Niemand, welcher viel an der Küste dieser Inseln reist, schreibt Wilfred Powell, entgeht dem Fieber. Die ersten Anzeichen sind folgende: Schmerz in den Beinen, Gefühl allgemeiner Abgespanntheit, dann Augenweh, Erkaltung des Rückens und Fieberschauer durch den ganzen Körper; dabei fühlt sich die Haut brennend heiß an. Trotz aller Decken wird man eine zeitlang nicht warm; nach und nach aber fühlt man sich heiß und immer heißer und beginnt von Schweiß zu triefen, bis alles förmlich mademaß ist. Wirft man jetzt die Decken weg, so kommt der Fieberanfall wieder. Man empfindet großen Durst, und nach der Hitze stellt sich in der Regel infolge der Erschöpfung Schlaf ein; beim Erwachen ist man schwach und taumelt. Das Fieber beginnt gewöhnlich als Wechselfieber, wird, wenn es sich im Körper eingenistet hat, periodisch und kehrt vielleicht aller zwei Tage wieder; zuletzt bleiben die Schauer weg, und es stellt sich dafür als letzte Erscheinung heftiges Erbrechen und Husten ein. Kann man jetzt dem Klima nicht entfliehen, so wird die Krankheit tötlich. Viele Weiße haben so viel Chinin dagegen eingenommen, daß die Arznei ihnen fast verderblicher geworden ist, als die Krankheit; so verlor in einem mir genau bekannten Falle der Kranke infolge übermäßigen Chiningenusses völlig den Gebrauch des linken Auges. Mir selbst verging aus demselben Grunde mehrmals für einige Tage das Gehör und die Klarheit des Gedächtnisses, denn soll dieses Fieber mit Chinin gedämpft werden, so sind übermäßige Gaben nötig. Das bei weitem beste Mittel dagegen ist Eisencitrat und Strychnin. Einen Teil Strychnin auf 100 Teile Eisen nehme man in Gaben von 5 Gran auf 1 Unze Wasser. Dieses Mittel hat, wenn die Krankheit nicht schon zu weit vorgeschritten war, stets geholfen und würde, zweimal täglich genommen, ehe die ersten Anzeichen sich fühlbar machen, meiner Überzeugung nach gegen das Fieber überhaupt schützen. Man wird das Fieber nie bekommen, wenn man sich der Küste nicht mehr als einen halben Kilometer nähert, oder auf der Küste den Mangrovedämpfen und dichten Wäldern fern bleibt. Nur bleibe man beim Eisen und vermeide Spirituosen; ihr Genuß ist sicherer Tod in solchem Klima, wie es die meisten dieser Inseln haben; ein wenig Wein oder leichtes Bier hin und wieder beim Essen zu trinken, ist ratsam. Wer durch gute Kost seine Kraft erhält, ist dem Fieber weniger ausgesetzt als jemand, der ärmlich lebt und seine Kräfte überschätzt.

In Neu-Guinea ist wenigstens die trockene Jahreszeit der europäischen Konstitution nicht ungünstig. Sie fällt mit dem Südostmonsun zusammen, der an der Nordküste von April bis September weht. Vom November bis zum März weht der Nordwestmonsun, der Gewitter und heftige Regenschauer bringt. Auch an der Südküste teilt sich das Jahr in eine trockene und eine Regenzeit, aber dort ist die Wirkung der Monsune eine entgegengesetzte: der vom Mai bis zum September wehende Südostmonsun bringt dort Regen, während von Oktober bis Mai während des Wehens des Nordwestmonsuns Trockenheit herrscht. Zur ununterbrochenen Herrschaft gelangt übrigens keine der beiden Jahreszeiten, da während der Regenzeit ebenso häufig schöne, klare Tage mit Sonnenschein vorkommen, wie während der trockenen Jahreszeit Gewitter und Regengüsse. „Durch die großen Wälder entstehen natürlich auch sehr viele Dünste, die das ganze Land in einen Nebelschleier hüllen, der die Spitzen der Gebirge fast niemals sehen läßt.“

Durch das Zusammenwirken von so viel Wärme und Feuchtigkeit wird selbstverständlich das üppige Aufschießen der Vegetation sehr begünstigt. Ihm verdankt Neu-Guinea seine gewaltigen, undurchdringlichen Urwälder, welche wie ein grüner Wall die Küste von dem Innern der Insel scheiden und ein weites Band um dieselbe schlingen.

Die Flora Neu-Guineas, schreibt Dr. Finsch, so weit dieselbe notdürftig bekannt ist, scheint ganz die den östlichen Molukken, so wie auch teilweise Australien angehörenden Formen zu besitzen, während sie immerhin noch viel mehr mit den Sunda-Inseln Übereinkunft hat als das Tierreich. Die Vegetation ist durchgehends
1 eine üppige; alle Gebirge tragen bis auf ihre höchsten Spitzen einen reichen Pflanzenwuchs, und namentlich auch die ausgedehnten, morastigen Fluß-Niederungen bilden enorme, undurchdringliche Urwälder, meist aus Rhizophoren, Kasuarinen, (Casuarina equisetifolia), Carissen, Sonneratien bestehend. Auch Saccharum Koenigii bedeckt meilenweit das Land. Die Gebirge prangen mit dem ausgezeichnetsten Palmenschmuck, die teilweise auch von den Eingeborenen zur Nahrung benutzt werden, wie 2 Sorten Areca, eine Sagus; den schönsten Anblick aber gewähren einige Arten Fächerpalmen. Zwischen diesen erhabensten Produkten tropischer Pflanzenwelt sind zahllose Pandani, Myristiceae, Sterculiae, neben einer Menge Arten von Ficus und Canarium, in deren Zweigen Calami, Alyriae, Hippocrateae, Freycinetiae, Loranthi, Orchideae nebst vielen anderen rankenden und parasitischen Gewächsen sich bis in die Wipfel verbreiten und zur Zeit der Blüte ein entzückendes Schauspiel gewähren. Moose, Flechten und Schwämme sind dagegen äußerst selten; dieser Verlust läßt sich aber umso eher verschmerzen, da gerade die übrigen Pflanzenprodukte hauptsächlich von Interesse für den Handel sind. So kennt man allein 17 Baumarten, die ausgezeichnetes, hartes Holz für feine Möbelarbeiten, zu Fournieren, Mastbäumen und für den Schiffsbau abgeben. Muskatnüsse und Sago bilden schon jetzt ein Ausfuhrprodukt, ebenso auch Bambus und Masoirinde, und bei wirklicher Kultivierung würde man mit Zuckerrohr, Reis und Baumwolle große merkantile Erfolge erzielen können, nur muß erst eine veränderte politische Einrichtung mehr Vertrauen zu Niederlassungen und zu derartigen Versuchen im Großen geben.

Besser als die Flora ist bereits die Fauna Neu-Guineas bekannt, dank den erfolgreichen Reisen und Forschungen von Lesson, Garnot, Quoy, Gaimard, Hombron, Jacquinot, Salomon Müller, Russel, Wallace, Finsch und anderer. Die ursprüngliche Annahme, daß Neu-Guinea eine eigene, sowohl von der Fauna der Molukken, als auch von jener Australiens verschiedene Tierwelt besitze, hat sich wenigstens nicht in dem Umfange bestätigt als vermutet wurde. Wir finden in Neu-Guinea manche der auf den Molukken heimischen Tierarten, aber auch manche, deren Heimat Australien ist, und daneben begegnen wir einer nicht geringen Anzahl, welche Neu-Guinea eigentümlich ist, doch zeigt sich dies mehr bei der Vogelwelt als bei den Säugetieren, an welchen letzteren die Insel auffallend arm ist. Der auf den benachbarten Molukken noch vorhandene Hirsch kommt in Neu-Guinea nicht mehr vor. Von den wenigen größeren Säugetieren der Molukken ist hier nur noch das Schwein durch eine besondere Art, das sogenannte Papuaschwein, vertreten. Während es in den Wäldern der Insel wild vorkommt, wird es auch von den Eingeborenen gezüchtet und fehlt als zahmes Haustier in keinem Dorfe. Gleich dem Hirsch fehlen in Neu-Guinea auch die auf den Molukken vorkommenden Affen, dagegen sind dort von den mehr als 50 Arten des australischen Känguruh 3 vertreten, unter ihnen der Känguruhbär, Dendrolagus ursinus, welcher fast 2 Fuß Leibeslänge bei mehr als 2 Fuß Schwanzlänge erreicht, dadurch merkwürdig, daß er im Gegensatz zu der Lebensweise der anderen Känguruhs Bäume besteigt und sich mit Leichtigkeit von Ast zu Ast schwingt. Von Beuteltieren besitzt Neu-Guinea noch die Kuskus, die Faultiere des indischen Archipels, mit geflecktem Fell und an Größe unserer Katze gleich, zwei rattenähnliche Tierchen, Phascogale melas und Perameles Doreyanus, einen kleinen Flugbeutler und die Vierfüßler Myioictes Wallacei und Dactylopsila trivirgata.

Fleischfressende Tiere sind auf Neu-Guinea nicht sehr zahlreich vertreten. Ihr einziger Repräsentant ist der Palmroller, Paradoxurus hermaphroditus, ein unserer Tibetkatze ähnliches Tier, aber auch er nährt sich hauptsächlich von Früchten. Gar nicht vorhanden sind Nagetiere, die übrigens auch auf den Molukken nicht vorkommen, und von fruchtfressenden Fledertieren oder fliegenden Hunden und von Fledermäusen findet man nur je eine Art. Alle Angaben über die Fauna Neu-Guineas, welche wir den Mitteilungen von Reisenden verdanken, müssen jedoch lückenhaft sein, da denselben wahrscheinlich ein großer Teil der in Neu-Guinea lebenden Tiere dadurch entgangen ist, daß sie sich am Tage in ihren Schlupfwinkeln, hohlen Bäumen und der-

Das Junggesellenhaus auf Bilibili.

gleichen, verborgen halten und nur bei Nacht aus ihnen hervorkommen. Sobald ständige Niederlassungen auf der Insel vorhanden sein werden, in denen die Forscher einen festen Stützpunkt finden, wird zweifellos bald eine bedeutende Bereicherung der Fauna Neu-Guineas zu verzeichnen sein.

Durch besondern Reichtum an prächtigen Arten zeichnet sich die Vogelwelt Neu-Guineas aus. Die erste Stelle in derselben nehmen die Paradiesvögel (Paradiseae) ein, ausgezeichnet nicht nur durch die Schönheit ihres Gefieders, sondern auch durch ihre zierliche Gestalt. Geheimnisvolle Sagen knüpften sich einst an diesen Vogel. Die Eingeborenen, welche ihn, um das Gefieder nicht zu verletzen, mit winzig kleinen Pfeilen erlegten, brachten ihn massenhaft in den Handel, aber alle von ihnen verkauften Vögelbälge waren ohne Füße, und lange Zeit erhielt sich das auf den Erzählungen der Eingeborenen fußende Gerücht, daß der Paradiesvogel keine Füße habe. Linné hat ihn auch mit Rücksicht auf diese Sage den „Fußlosen", Paradisea apoda, genannt. Der prächtige, aus dem Paradies stammende Vogel sollte auch in seiner ganzen Lebensweise sich von anderen Vögeln unterscheiden und sich bloß von dem Morgentau nähren, den er aus Blüthenkelchen saugte. Als aber endlich ein Paradiesvogel durch einen Europäer erlegt wurde, da schwand rasch der überirdische Nimbus, der den Vogel umgab, denn man fand, daß er Füße hatte, welche die Eingeborenen nur stets vor dem Verkauf auszureißen pflegten, und in seinem Magen wurde ebenso substantielle Nahrung entdeckt wie in jedem andern Vogelmagen. „Die Paradiesvögel in engsten Sinne kennzeichnen sich vor allem dadurch, daß die Männchen Büsche aus langen, zerschlissenen Federn tragen, welche in einer unter dem ersten Flügelgelenk liegenden Hautfalte von Zolllänge wurzeln und von dem Vogel beliebig ausgebreitet und zusammengelegt werden können." Unter den vielen bisher bekannten Arten der Paradiesvögel ist der Manucodiata genannte derjenige, von dem früher erzählt wurde, daß er als fußlos stets in der Luft lebe, das Weibchen seine Eier auf dem Rücken des Mannes lege und sie auch dort ausbrüte. Die schönsten Arten sind außer der Manucodiata die dunkelzimmetbraune, am Oberkopf und Nacken graugelbe und an der Kehle sammetartig smaragdgrüne Paradisea apoda, bei deren Weibchen aus einem Busch langer gelblicher Federn, welche über den Schwanz hinausreichen, zwei sehr lange, am Ende metallisch grüne Federn hervorragen, die Paradisea rubra mit goldgrünem Federbusch und prächtigen roten Seitenfedern, die Lophorina atra (siehe Seite 69), Parotia sexpennis, Drepanornis Albertisii u. s. w. Den Paradiesvögeln reihen sich herrliche Tauben und Papageien an, die sehr zahlreich vertreten sind, unter den ersteren u. a. die der Wachtel an Größe gleichkommende Ptilinopus nana, die große blaue Kronentaube, Goura coronata, alle durch prächtige Zeichnung, in welcher die grüne Farbe vorherrscht, ausgezeichnet, unter den Papageien namentlich hervorragend der als typisch zu nennende Rüsselpapagei (Microglossus aterrimus). Von 76 bekannten Papageienarten kommen 30 auf Neu-Guinea vor, aber nur 4 sind ausschließlich dort vorhanden. In den Urwäldern leben riesige Helmkasuare (Casuarius Beccarii), die jedoch noch wenig bekannt sind, da bisher nur wenige Exemplare entdeckt wurden, und auch diese erst vor kurzer Zeit. Ferner kommen in Neu-Guinea vor: die auch in Australien vorhandenen Hühnervögel, die Kragenvögel, die Riesenlieste, Pinselzüngler und Honigsauger. Die letzteren, Nectarinia, sind noch kleiner als unser Zaunkönig. Mit ihrem krummen spitzigen Schnabel durchsuchen sie die Blumenkelche nach Insekten. „Sie scheinen deshalb die vikarierende Form für die amerikanischen Kolibris zu sein, obwohl sie diesen in Farbenpracht keineswegs gleich kommen", wie denn überhaupt die schönsten Vögel Neu-Guineas keinen Vergleich mit den kostbar gefiederten Vögeln Süd-Amerikas aushalten. Von 26 Arten der kuckuksartigen Vögel sind 6 vorhanden, aber „nur eine Art (Cuculus canoroides) ähnelt unseren europäischen auffallend. Die übrigen sind meist viel größer und sonderbarer gefärbt, wie die schwarzen stahlglänzenden Eudynamis-Arten, dagegen sind die kleineren Unglückskuckuke deshalb merkwürdig, weil sie eine nächtliche Lebensart führen, weshalb sie auch von der abergläubischen Bevölkerung als Unglücksboten gehaßt und gefürchtet werden. Man weiß noch nicht genau, ob alle diese Kuckuke gleich unserem ihre Eier in fremde Nester legen. Wenigstens thun es die großen Centropus-Arten nicht, die sich durch den langen, geraden, spitzen Nagel der innern Hinterzehe auszeichnen und deshalb Sporn kuckuke genannt werden." Von Schwalben kommt nur eine Art vor, die unserer

Hausschwalbe ähnlich ist, dagegen mehrere schwalbenartige Vögel, 5 unseren Ziegenmelkern verwandte Arten. Finken, die noch auf Ternate vorkommen, sind in Neu Guinea nicht vorhanden, ebensowenig Ammern und Lerchen. „Dafür sind eine große Anzahl kleiner, sängerartiger Vögelchen, die meist alle schmucklose, düstere Farben, aber desto merkwürdigere Formen haben, vorhanden, unter denen wir aber keine unserer lieblichen Sänger, wie Grasmücke, Rotkehlchen antreffen. Der prachtvolle tropische Urwald hallt also meist nur von Tönen wider, die unser Ohr verletzen, und oftmals gleicht er ganz einer ausgestorbenen Einöde" — eine Eigentümlichkeit einzelner Teile Neu-Guineas, welche Wallace auch auf Ceram bemerkte, wo er auf tagelangen Wanderungen durch den Urwald keine Vogelstimme vernahm. Während der heißen Tagesstunden, wenn die Sonne mächtig herabbrennt, schweigt ohnehin überall die Vogelwelt und nur das Schäkern des Lederkopfes (Tropidorhynchus), der tiefe Baß des Raben (Corvus orru) und das Kreischen der Papageien und Kakatus unterbricht zuweilen die feierliche Stille des Urwaldes.

Eine vollständige Übersicht der reichen Vogelwelt Neu-Guineas kann hier nicht geboten werden, wir müssen uns darauf beschränken, aus der langen Liste der dort vorkommenden Vögel, welche Dr. Finsch zusammengestellt hat[17]) (der vollständigsten, welche bisher vorliegt), nur noch Einiges hervorzuheben. Von Wasservögeln kennt man nur 2 Arten Seeschwalben, dagegen sind Gänse, Enten, Möven u. s. w. noch nicht bemerkt worden. Ebenso kommen von Raubvögeln Adler und Geier, welche letzteren auch in Australien fehlen, nicht vor, sondern nur kleine Sperber und Habichte.

Sehr mangelhaft sind noch unsere Kenntnisse von den Kriechtieren Neu-Guineas. An den Flußmündungen findet sich das indische Krokodil (Crocodilus hiporcatus), und unter den Schlangen, die jedoch nicht zahlreich sind, kommt am häufigsten eine riesige Baumschlange vor. Ein nur auf Neu-Guinea vorhandenes Tier ist der Cantropolites Müll., eine häßliche Eidechsenart mit stacheligem Schwanz. Ein Laubfrosch, Hyla cyanea, macht sich durch sein dem Krächzen der Krähe ähnliches Quaken bemerklich.

Sehr zahlreich sind die Insekten, unter denen sich die Schmetterlinge und Käfer durch ihre Farbenpracht auszeichnen, und Heuschrecken bilden mit zahllosen Moskitos eine arge Landplage. Das Meer birgt außer der Unzahl in allen Farben spielender Korallengebilde große Mengen von Fischen der verschiedensten Form und Färbung. Die zur Klasse der Stachelhäuter gehörigen Seelwalzen (Holothuria), „runde, lederartige Tiere, die am Kopfe einen verschiedenartig gebildeten Fühlerkranz besitzen und bis über einen Fuß lang werden", liefern den Trepang, der in 20 Sorten in den Handel kommt. Sie werden gleich nach dem Fang in Seewasser mit Popaiblättern gekocht, dann getrocknet und nach China versandt, wo Trepang als Aphrodisiakum sehr gut bezahlt wird.

Alle diese Angaben lassen Neu-Guinea als ein von der Natur reich ausgestattetes Land erscheinen, aber ganz besonders günstig scheinen die Verhältnisse in dem bisher noch am wenigsten bekannten Teil des Landes, der jetzt unter deutschem Schutze steht, zu sein.

Auch von englischer Seite vorliegende Nachrichten bestätigen die Annahme, daß die Erwerbungen der Neu-Guinea-Kompanie ein sehr wertvoller Besitz sind. Von den vielen englischen Expeditionen, welche in den letzten 3 Jahren nach Neu-Guinea entsandt wurden, kommen hier hauptsächlich zwei in Betracht: Die britischen Kriegsschiffe, welche im Januar 1885 die Nordostküste von Neu-Guinea unter englischen Schutz stellen sollten, und die von der australischen Geographischen Gesellschaft ausgerüstete Expedition des Kapitäns Everill. Die Kriegsschiffe haben ihre Fahrten bis nach Rook- und Long-Island ausgedehnt und über diese zwischen Neu-Guinea und Neu-Britannien gelegenen Inseln, sowie über verschiedene Punkte der nachher dem deutschen Schutzgebiet einverleibten Nordostküste Bericht erstattet. Das Schiff „Dart", welches am 14. Januar Rook-Island erreichte, fand dort auf der Unterwindseite ziemlich geschützten Ankergrund innerhalb einer langen Reihe von Riffen, auf denen sich kleine, zum Teil bewohnte Inseln befanden. Zahlreiche Kanoes, berichtet der

[17]) Liste der bis jetzt bekannten Säugetiere und Vögel Neu-Guineas und der Molukken, einschließlich Nord-Australiens und Timors. (1863). Enthalten in Finsch, Neu Guinea etc., Anhang.

Kommandant des „Dart", zum Teil groß und reich verziert, näherten sich aus verschiedenen Richtungen; ein Mal wurden ihrer zwanzig um das Schiff gezählt. Die Eingeborenen sind schöne, große, muskulöse Leute. Sie sind dem Anschein nach zumeist, wenn nicht ganz, unbekannt mit Weißen. Obwohl sie Worte hatten für Tabak (buasi) und Pfeife (barau), hatten sie doch keine Vorstellung vom Gebrauch dieser Dinge. Wir sahen einen Axtkopf, ein Stück Eisen und eine kurze Schnur kleiner Glasperlen, welche sämtlich sie nach ihren Andeutungen von Neubritannien erhalten hatten. Sie waren sehr eifrig bemüht, Glasperlen, welche sie gim gim nannten, und Streitäxte zu erhalten. Die Männer hatten kurze Jacken von tappa und vielen Schmuck, von dem die dawarra oder das Geld von Neubritannien meist einen Teil bildete; die Weiber hatten hübsche Grasschürzen vorn und hinten. Die Beschneidung ist üblich. Sie zählen bis 5 mit einer besondern Zahl für 10.

Über die Schiffbarkeit der Gewässer von Rook-Island äußert sich derselbe Bericht: Die See an den südlichen Küsten dieser Inseln ist besetzt mit kleinen Eilanden, deren Höhen zwischen 60 und 150 Fuß wechseln, und von denen viele bewohnt sind. Die äußeren scheinen durch ein Barrièrenriff verbunden zu sein, welches viele Öffnungen hat und welches den Ankerstellen inseits der Lagune guten Schutz bietet. Der „Dart" lief durch eine $1^1/_2$ Kabel weite Öffnung ein, zwei bis drei Meilen westlich von einem der größten Eilande, dem südlichsten der Kette, das bei der Annäherung in Kap Cretin zuerst sichtbar wird. Dieses Eiland liegt wahrscheinlich 6 oder 7 Meilen vor Rook-Island. Gerade vor der Einfahrt wurden 16 kleine Inseln auf beiden Seiten wahrgenommen, mit offenem Durchblick auf die Hauptinsel. Grund wurde in 21 bis 8 Faden gefunden. Anker wurde geworfen in einer Bucht des Riffs westlich von dem Dorfe Ovei, welches auf einem Inselchen eine Meile von der Hauptinsel liegt, in 8 Faden Tiefe, von dem westlichen Ende der oben erwähnten Insel Süd-Süd-Ost 4—5 Meilen entfernt.

Die Everill'sche Expedition ist mit der Dampfbarkasse Benito den Fly bis etwa 70 Kilometer oberhalb der Insel Ellengowan hinaufgefahren und dann einem von Nordost kommenden Zufluß des Fly bis 5° 20′ nördl. Br. und 142° 10′ östl. L. v. Gr. gefolgt, auf den letzten 140 Kilometern in einem Brandungsboote, da für die Dampfbarkasse die Wassertiefe nicht mehr ausreichte. Die Expedition hat dabei die Grenze des deutschen Gebietes überschritten und ist tief in dasselbe eingedrungen. Die Zentral-Kette, welche auf den Karten als Arthur Gordon-Gebirge verzeichnet ist, hat sie nicht zu Gesicht bekommen, will dagegen das sehr hohe nördliche Küstengebirge von dem Endpunkt der Reise aus gesehen haben. Der Pflanzenwuchs, welcher anfangs völlig australischen Charakter hatte, sei allmählig, je weiter man nach Norden gelangte, immer üppiger geworden, und an dem äußersten von der Expedition erreichten Punkt hätte man ihn füglich mit jenem der schönsten Sunda-Inseln vergleichen können. Die Vegetation sei dort so üppig, daß ein Vordringen zu Lande fast als unmöglich erscheine, umsomehr, da die Eingeborenen sehr scheu seien und man auf Unterstützung ihrerseits nicht rechnen könne. Sehr reich war die botanische Ausbeute der Everill'schen Expedition, da sie über tausend zum Teil noch ganz unbekannte Pflanzen sammelte. Tabak und Sago-Palmen wurden überall wildwachsend angetroffen, die Temperatur war zwar keine hohe, wirkte aber wegen der Gleichmäßigkeit der Wärme und des völligen Mangels an Kühlung erschlaffend. Der Boden bestand aus Muscheln, Korallen und Quarz.

Den ausführlichen Berichten über diese Expedition kann man mit Spannung entgegensehen, da schon das Wenige, was bisher über ihre Entdeckungen verlautet, völlig neue Aufschlüsse über das Innere der geheimnisvollen Rieseninsel erwarten läßt. Da das Zentralgebirge, von dem man bisher annahm, daß es die Hauptmasse von Neu-Guinea in ihrer ganzen Ausdehnung von Ost nach West durchziehe, nicht zu existieren scheint, wird es wahrscheinlich, daß das hohe Bismarck-Gebirge, auf welchem der Fly und jedenfalls auch der Kaiserin Augusta-Fluß entspringt, eine vorwiegend nordsüdliche Richtung hat. „Auch wird es immer wahrscheinlicher," heißt es in einem Bericht aus Sidney, „daß das deutsche Drittel von Neu-Guinea (Kaiser Wilhelms-Land) den größten Theil der gesunden Alpenlande, das englische dagegen hauptsächlich sumpfige und ungesunde Flußniederungen umfaßt. Das dürfte umso bemerkenswerter sein, da sich von den holländischen Be-

sitzungen (Insel Indiens) auch bloß die Berglande, wie z. B. Java, so überraschend entwickelt haben, während die Flußniederungen Borneos nur sehr langsam einer höhern Kultur entgegengeführt werden können."

Auch inbezug auf die holländische Nordküste liegen wichtige Berichte vor. Über die Expedition des Residenten von Ternate, der im Juli 1884 mit dem Dampfer „De Havik" den Amberno hinauffuhr, berichtet der Missionär van Hasselt aus Doreh: „Das Nadelgehölz am Ufer erinnerte mich unwillkürlich an unsere heimischen Föhren. Die Ufer waren mit einem Pflanzen- und Baumgewirr vollständig zugewachsen, so daß ein Stamm den andern zu verdrängen schien, darunter eine Menge Sagobäume; im übrigen waren sie niedrig und flach. Die feierliche Stille des Waldes wurde nur von dem Gesang der Vögel unterbrochen, unter denen sich die tiefen Baßtöne des Nashornvogels am meisten bemerklich machten. Über umgestürzte Baumstämme,

Dorf in Neu-Britannien.

bald durch Sumpf, bald durch Wassertümpel, setzten wir unsern Weg am Strande fort." Eine höher flußaufwärts gelegene Uferstrecke beschreibt er folgendermaßen: „Allmählich veränderte sich die Umgebung, das Land wurde höher, hier und da zeigte sich etwas Strand. Der Wald wich mehr zurück, und mit Rohr und Bambus bewachsenes Flachland zeigte sich, dazwischen wieder flaches und morastiges Terrain. Hier und da bildete der Fluß Inseln, und schließlich sahen wir Hügel — Berge kann man sie kaum nennen. Die Fahrt wurde nun interessanter, indem der Fluß in zahllosen Windungen sich durch das Hügelland hinzog; einzelne Partieen waren wirklich malerisch, sehr im Gegensatz zu den flachen, eintönigen Ufern am Anfang unserer Fahrt, aber unsere Reise sollte nun bald ein Ende nehmen. Sandbänke fingen an, sich zu zeigen, alle Augenblicke mußten Signale für die Dampfmaschine gegeben werden — aber plötzlich, trotz des fortwährenden Lotens, saß der „Havik" auf dem Grunde, auf einer Kiesbank." Da es bis zum nächsten Morgen nicht

gelang, das Schiff von der Bank loszubringen, und dasselbe sich bedenklich auf die Seite neigte, ließ der Resident die Lebensmittel ans Land bringen und dort ein Zelt aufschlagen. Man machte sich bereits darauf gefaßt, hier wochenlang bleiben zu müssen bis Hilfe kam, aber im Morgengrauen des folgenden Tages ertönte plötzlich der Freudenruf: Das Schiff ist flott! Der Resident verzichtete auf ein weiteres Vordringen, und nachdem man in strömendem Regen die Güter an Bord gebracht hatte, wurde die Rückreise angetreten.

Viel wichtigere Aufschlüsse über das Innere der Rieseninsel [18]) sind von der Expedition zu erwarten, welche jetzt die Neu-Guinea-Kompanie aussendet. Dieselbe soll 2 Jahre auf der Insel verweilen und von verschiedenen Uferpunkten aus bis zur englischen Grenze vordringen, wo Grenzpfähle errichtet werden sollen. Nach der Rückkehr dieser Expedition wird wohl über den Wert oder Unwert der neuen Erwerbung kein Zweifel mehr obwalten, und namentlich wird sich gezeigt haben, ob es möglich ist, mit den Eingeborenen im Innern freundschaftliche Verbindungen anzuknüpfen. Eine schwere, gefahrvolle Aufgabe hat die Expedition zu lösen, denn sie wird in Gebiete eindringen, deren Bevölkerung vielleicht in jedem Fremdling einen Feind sieht und sie ebenso am Vordringen zu hindern sucht, wie die Anwohner des Fly die englischen Expeditionen durch unaufhörliche Angriffe belästigten. Das Vordringen wird hier noch wesentlich dadurch erschwert werden, daß die Expedition mit Rücksicht auf die von ihr verfolgten Ziele nur im äußersten Notfalle von den Waffen wird Gebrauch machen können, und daß sie, meist zu Lande vordringend, auf viel größere Hindernisse und auf endlose Mühen und Entbehrungen gefaßt sein muß, welche die auf einem Flusse vordringenden Forscher nicht kennen lernten. Möge das Glück unseren Landsleuten günstig sein und nur frohe Kunde von ihnen in die Heimat gelangen, in welche wir hoffentlich alle nach glücklich gelöster Aufgabe wohlbehalten werden zurückkehren sehen.

Das Gebiet, das der Erforschung harrt, ist sehr groß, denn außer dem Innern Neu-Guineas ist auch noch das Innere Neu-Britanniens, Neu-Irlands und der meisten anderen Inseln des Bismarck-Archipels unbekannt, ja von vielen bisher nicht einmal die Küsten genügend erforscht. Auch von dort, wo die ersten deutschen Niederlassungen errichtet wurden, wird schon die nächste Zeit uns wichtige neue Nachrichten bringen.

Die jetzt unter dem Namen Bismarck-Archipel zusammengefaßten Inseln sind wahrscheinlich schon im 16. Jahrhundert von Spaniern entdeckt worden, aber verläßliche Angaben über die alten spanischen Entdeckungen an der Nordküste Neu-Britanniens fehlen. Die ersten Seefahrer, deren Erscheinen an der Küste der Insel sich nachweisen läßt, waren die Niederländer le Maire und Willem Schouten, welche im Juni 1616 längs der Ost- und Nordostküste Neu-Britanniens dahinfuhren. Tasman, welcher im April 1643 in dieselbe Gegend kam, fuhr von Neu-Hannover zur Küste von Neu-Guinea hinüber, und auch er teilte noch die damals allgemein verbreitete Ansicht, daß Neu-Britannien mit Neu-Guinea zusammenhänge und das Cabo de Santa Maria die äußerste Nordostspitze von Neu-Guinea sei. Erst im Februar 1700 wurde durch Dampier der Schleier, der die Insel umgab, gelüftet. Von Nord nach Süd längs der Küste Neu-Britanniens dahinsegelnd, entdeckte er die nach ihm benannte Straße und lieferte so den Beweis, daß Neu-Britannien, wie er die Insel nannte, nicht mit Neu-Guinea zusammenhänge. Eine fernere Richtigstellung der Karte brachte die Reise Carterets im Jahre 1767. Dampier hielt noch Neu-Britannien und Neu-Irland für *eine* Insel und die Durchfahrt zwischen beiden für eine Bai, die St. Georgs-Bai. Carteret entdeckte nun im August 1767 bei der Einfahrt

[18]) Aus der reichen Litteratur über Neu-Guinea seien hier nur noch einige Quellenwerke hervorgehoben: M. d'Urville, Voyage de découvertes de l'Astrolabe exécuté par ordre du Roi pendant les années 1826—1829. Paris 1833. — Nieuw-Guinea ethnographisch en natuurkundig onderzocht en beschreven. Bijdrage zor taal-land-en volkenkunde von Nederlandsch-Indie. 1862. — C. Robidé van der Aaa, Reizen naar Nederlandsch Nieuw-Guinea ondernommen of last der Regierung van Nederlandsch-Indie in de Jaren 1872, 1873, 1875–1876 door de Heeren van der Grab en J. E. Teysmann etc. 's Gravenhage 1879. — C. B. H. von Rosenberg, Reistochten naar de Geelvinkbaai op Nieuw-Guinea in de Jaren 1869 en 1870 met kaarten en afbeeldingen. 's Gravenhage, 1875. — E. von Baer, Über Papuas und Alfuren. S. Petersburg. 1835. — Verschiedene in Zeitschriften zerstreute Aufsätze von A. B. Meyer (Zeitschrift f. Ethnologie; Mitteil. d. Ver. f Erdk. z. Dresden; Sitzungsberichte der k. k. Akademie in Wien u. s. w.) und Miklucho-Maklay. — H. von Rosenberg, Der Malayische Archipel. Leipzig, 1878. — O. C. Stone, A few months in New-Guinea. London, Sampson Low, 1880.

in die Bai, daß dieselbe ein Kanal sei, und erreichte durch diesen (St. Georgs-Kanal) die Südspitze von Neu-Irland. Er beschränkte zwar infolge dieser Entdeckung den Namen Neu-Britannien auf die südliche Insel, welche von den Eingeborenen Birara genannt wurde, und gab der von ihnen Tombara genannten nördlichen den Namen Neu-Irland, aber trotzdem ist dem ganzen Archipel die Benennung „der neubritannische" geblieben, bis in der jüngsten Zeit nach den Besitzergreifungen der Neu-Guinea-Kompanie der Archipel den Namen Bismarck-Archipel erhielt.

Von nun an wurden die beiden Inseln häufiger besucht, und jede Fahrt längs ihrer Küsten vervollkommnete das Bild derselben. Im Jahre 1768 befuhr Bougainville die Ostküste Neu-Irlands, 1791 der Walfischfänger-Kapitän Hunter den St. Georgskanal, 1792 d'Entrecasteaux die Südspitze Neu-Irlands und im folgenden Jahre die Nordküste von Neu-Britannien. Die Südküste des letztern wurde zum ersten Mal nach Dampiers Entdeckung der Dampierstraße erst 1827 durch Dumont d'Urville besucht.

Als Archipel von Neu-Britannien finden wir auf den Karten dieser Zeit eine Menge Inselgruppen von verschiedener Größe verzeichnet: die nahe beieinander liegenden großen Inseln Neu-Britannien und Neu-Irland nebst einer kleinern Insel, ferner östlich und nördlich von Neu-Irland die Kette der hibernischen Inseln, nördlich von Neu-Britannien die französischen Inseln. Zu dem Archipel in weiterem Sinne gehören auch noch die Admiralitäts-Inseln mit den vielen kleinen Eilanden, welche westlich von ihnen zerstreut liegen. Von den Admiralitäts-Inseln abgesehen, breitet sich der auf etwa 700 □ Meilen geschätzte Archipel über 5 Längen- und 4 Breitengrade aus, nach Norden bis 2° 22′ südl. Br. (Kap Salomon Sweers auf Neu-Hannover), im Süden bis 6° 30′ südl. Br. (Kap South auf Neu-Britannien), im Osten bis 153° 2′ östl. L. (Cabo Santa Maria), und im Westen bis 148° 17′ östl. L. (Westkap von Neu-Britannien).

Zur Kenntnis der Bewohner der Inselgruppe haben alle Seefahrer des 17. und 18. Jahrhunderts nur wenig beigetragen. Erst als Kaufleute nach den Inseln kamen und dort Faktoreien errichteten, begann sich allmählich das Dunkel zu lichten. In neuerer Zeit haben außerdem die Fahrten verschiedener Kriegsschiffe die Kenntnis des Archipels bedeutend vermehrt. Außer der Expedition des „Challenger" (1875) waren es vorzugsweise deutsche Kriegsschiffe, die „Gazelle", die „Ariadne", der „Habicht", welche hier die Forschungsarbeit förderten, und die deutsche Flagge war den Bewohnern der Insel schon längst wohl bekannt, als dieselben im Jahre 1885 unter den Schutz des Deutschen Reiches gestellt wurde. Kurz vor der Erklärung des Protektorats besuchte der Engländer Wilfred Powell von der Südostküste Neu-Guineas kommend die Duke-of York-Gruppe und die Nord- und Nordostküste Neu-Britanniens, wo er auf der Gazellen-Halbinsel den Berg Beautemps-Beaupré zu besteigen suchte, und brachte auch Nachrichten von Neu-Irland. Im Oktober 1885 erschien dann an der Küste S. M. S. „Elisabet" mit dem Kanonenboot „Hyäne", um hier ebenso, wie sie es wenige Monate vorher in Angra Pequena gethan hatte, die deutsche Flagge zu hissen.

Durch diese Fahrten und den Handelsverkehr auf den Inseln ist manche Kunde von denselben nach Europa gelangt, aber trotzdem ist unsere Kenntnis von Land und Leuten immer noch eine lückenhafte. Nach den Berechnungen von Behm und Wagner hat der ganze Bismarck-Archipel — Neu-Britannien, Neu-Irland, die Duke of York-Gruppe, Neu-Hannover, die Admiralitäts-Inseln u. s. w. — einen Flächeninhalt von etwa 855 □ Meilen. Die größte der Inseln ist Neu-Britannien oder — wie es jetzt heißt — Neu-Pommern mit einem Flächeninhalt von etwa 24 900 □ Kilometer. Die Insel zieht sich sichelförmig im Nordosten Neu-Guineas von West nach Nord, mit dem äußersten südwestlichen Punkt (Kap Santa Anna) 5° 49′ südl. Br. und 148° 24′ östl. L., mit dem äußersten nördlichen Punkt (Kap Steffens) 4° südl. Br. und 152° östl. L. erreichend. Mit der Hauptmasse der Insel, welche also etwa dem Königreich Serbien an Größe gleichkommt, hängt durch einen schmalen Isthmus im Norden die gebirgige Gazellen-Halbinsel zusammen, auf welcher einzelne Berge bis 1200 Meter Höhe erreichen, und auch im Innern der Hauptinsel befinden sich hohe Gebirge. In geringer Entfernung von der Ostküste der Blanche-Bai ist 1878 ein Inselvulkan entstanden, der eine Höhe von 21 Meter erreicht hat. Die Küste besteht teils aus mit Mangroven bestandenen sumpfigen Niederungen, teils

ist sie von Korallenriffen umsäumt, überall aber reich gegliedert. Eine Menge Buchten, welche zuweilen nur durch schmale Landstreifen voneinander getrennt sind, ziehen sich tief ins Land hinein. Auf der Nordostküste der Gazellen-Halbinsel finden wir die mehrere gute Ankerplätze und Häfen enthaltende Blanche-Bai, die Tarlily-Bai, Luin-Bai, Port Webber, Byning-Bai, westlich und östlich von dem Isthmus die Open- und die Spacious-Bai. In der Open-Bai entdeckte Powell einen schönen kleinen Hafen (Nemisocco von den Eingeborenen genannt), der den Namen Port Powell erhielt und sich wegen des vielen Holzes, das die Küste liefern kann, gut als Platz zur Ausbesserung von Schiffen eignen würde. „Der Hafen ist gut geschützt, die Ufer sind dicht bewaldet, Trinkwasser findet man nicht weit vom Ostrande." An der Küste von E'Watto, im östlichen Teil der Open-Bai, befinden sich noch viele Buchten, aber wegen geringer Tiefe sind sie als Häfen wertlos. Den innersten Teil der Open-Bai bildet die Hixson-Bai (Hixon-Bai der Karten). Die Spacious-Bai auf der Ostseite des Isthmus erstreckt sich von Kap Buller im Norden bis zum Kap Orford im Süden. Bei Kap Buller wendet sich die Küste, welche von Kap Palliser am Ausgang des Sant Georgs-Kanals, wo sich eine

Alter Eingeborener mit dem Halskragen.

Junge Landsmännin aus Mioko.

Bai öffnet, in der ein Fluß mündet, in südwestlicher Richtung verlief, mehr südwärts, von vielen kleinen Baien und Buchten zerrissen. Hinter einer von Powell wegen ihrer Gestalt Tongue-Point (Zungenspitze) benannten Landzunge öffnet sich eine etwa 7 Kilometer breite und tiefe Bai mit bewaldeten Ufern, welche einen sehr guten Hafen bildet. Dieselbe erhielt von Powell den Namen Henry Reid-Bai. Zwei beträchtliche Flüsse münden hier, an der Nordwestseite der Pleasant-River, etwas südlicher der bedeutend größere Powell-Fluß.

An der Südküste folgt auf die Spacious-Bai hinter Kap Quoy die Jacquinot-Bai, auf der Nordküste ist südlich der Open-Bai die bedeutendste Einbuchtung die Commodore-Bai. Zwischen Kap Quoy und Kap Cunningham, dem Westkap der tiefen Jacquinot-Bai, vermutete man lange Zeit einen die Insel durchschneidenden Kanal. Hohe Berge ziehen sich von dort längs der Küste hin, die zunächst noch eine südwestliche Richtung beibehält, bis zum Port Montague, wo Dampier an der Mündung eines kleinen Flusses vor Anker ging. Mehrere Inseln liegen in dem Hafen, die bergigen Ufer sind gut bewaldet, aber zwischen den Bergen liegen schöne, fruchtbare und reichlich bewässerte Thäler. Bei Kap Roebuck, dem Westrande von Port Montague, ver-

flacht sich der Strand, aber hinter dem flachen Uferrand, vor welchem viele kleine Inseln liegen, zieht sich eine hohe Bergkette hin. Bei Kap South, dem Südkap der Insel, wendet sich die Küste nach Nordost, und an Kap Noo- vorbei erreicht man bei Kap Markus die Iles gracieuses. Durch die Dampierstraße segelnd, gelangen wir nun an

Fall des Unamula-Flusses.

Kap Ann vorbei zu dem nördlich von diesem gelegenen Kap Gloucester. Ein herrliches Land, welches von allen Seefahrern, die es gesehen, gepriesen wird, beginnt hier. Die Küste ist bis Kap Wilson bis dicht an das Meer bewaldet, und hinter dem Waldgürtel steigt der Boden allmählich nach dem Innern zu, wo bewaldete Strecken mit Grasland, das mit Gebüschen bedeckt ist, abwechseln, und in der Ferne hohe Berge, deren Spitzen oft von

Wolken verhüllt sind, den Horizont begrenzen. Vor Kap Wilson liegen wieder viele Inseln, deren größte die Willaumez-, Gicquel , Raoul-, Du Faure- und High-Insel sind. Diese ganze Küstenstrecke ist noch wenig durchforscht, und auch weiterhin nur die Küste von Deception Point bis zur Commodore-Bai mit den vielen vorgelagerten Sandbänken und Riffen genauer bekannt, während von der tiefen Einbuchtung, welche gegen Osten der 900 Meter hohe, noch thätige Vulkan South Son begrenzt, und in welcher die Norton-, Mac Donald-, Vessy- und Chard-Insel liegen, noch genaue Aufnahmen fehlen. Erst durch die Expectation-Straße zwischen Long Point und der Duportail Insel gelangen wir wieder zu bekannteren Gebieten, zur Open-Bai, deren innerster Punkt, die Hirson-Bai, jedoch auch noch nicht erforscht ist.

Das Gebirge der Insel besteht meist aus Sedimentärgesteinen, Grauwacke, Schiefer, Porphyr u. s. w. Auf der Nordseite der Insel befinden sich viele noch thätige Vulkane, namentlich an der Westspitze bei Kap Gloucester, von wo bis Kap Wilson die Küste eine einzige Masse thätiger Krater ist. Die Vulkankette setzt sich auf den Inseln der Dampierstraße fort, wo sich auf der Tupinier-Insel ein thätiger, auf Rook-Island ein erloschener Vulkan befindet, und von dort läßt sich, wie wir wissen, die vulkanische Thätigkeit noch weithin längs der Nordküste Neu-Guineas verfolgen, an welcher sich auf der Vulkan- und Lesson-Insel noch thätige Vulkane befinden. Die vor Kap Wilson gelagerten Inseln Willaumez, Raoul, Gicquel, Du Faure sind sämtlich vulkanischen Ursprungs, die Krater auf denselben aber bereits erloschen. Hinter Deception Point ragt der 2000 Fuß hohe Two-Peak-Mountain empor, gleich dem Krater bei Island-Point bereits erloschen. Die zunächst folgende Küstenstrecke ist noch wenig bekannt, aber die Vulkankette dürfte dort kaum unterbrochen sein. Von Hummock-Head bis Low-Point sind zahlreiche kleine Vulkane vorhanden, welche dem Anschein nach erloschen sind. Wo die Küste wieder bekannter wird, bei Low-Point am Eingang der Expectation-Straße, finden wir sofort wieder thätige Vulkane: den 900 Meter hohen South-Son, den 1200 Meter hohen Father, den 495 Meter hohen, anscheinend erloschenen North-Son, und jenseits der Straße erhebt sich auf der Duportail-Insel ein thätiger Vulkan zu 300 Meter Höhe. In der Mitte der Gazellen-Halbinsel liegt der 547 Meter hohe Mont Beautemps-Beaupré, jetzt erloschen, und an der Blanche-Bai die gleichfalls erloschene, 750 Meter hohe Mother, deren Krater mit Süßwasser gefüllt ist, unmittelbar unter ihr aber noch ein thätiger und zwei erloschene Krater, bei denen eine heiße Quelle entspringt. Auf der Südseite der Insel ist nur Kap Quoy vulkanisch, doch steht es noch nicht fest, ob sich dort einst ein feuerspeiender Berg befand, oder der Boden bloß durch vulkanische Kräfte aufgetrieben wurde. Ebenso dürften die Byning-Berge an der Nordwestspitze der Gazellen-Halbinsel nur einer gewaltigen Erdumwälzung ihre Entstehung verdanken, da deutliche Krater zwischen ihnen bisher nicht bemerkt worden sind.

Großartig ist der Anblick, den die Vulkanmasse bei Kap Gloucester bietet. Als Powell sich von den French Islands her dem Kap näherte, sah er über dem Lande große Rauchwolken schweben, welche die Gipfel der Berge vollständig dem Blick entzogen. Als er näher kam, erkannte er, daß der Rauch von unzähligen Vulkanen herrührte, welche alle in voller Thätigkeit waren. Es mochten hundert oder noch mehr große und kleine Vulkane sein, aus denen die Rauch- und Feuersäulen emporstiegen. In der Dunkelheit, schreibt Powell, war der Anblick geradezu wunderbar. Die Flammen schienen die Bergspitzen zu verdecken, und es würde leicht gewesen sein, bei ihrem Lichte zu lesen. Die Luft war erfüllt mit feiner Asche, welche alles mit hellgrauer Färbung bedeckte und sogar das Atmen etwas erschwerte. Auch die Tupinier-Insel war in vulkanischer Thätigkeit und das Getöse all der Ausbrüche glich einem ununterbrochenen dumpfen Donnern.

Während seines Aufenthaltes in Makada (Duke of York-Gruppe) wurde der Reisende eines Morgens durch ein eigentümliches Geräusch an den Schiffswänden geweckt und fand, als er auf Deck kam, so weit das Auge reichte, die See mit großen Bimssteinblöcken bedeckt, so daß es schien, als könne man von der Insel trockenen Fußes nach Neu-Britannien hinübergelangen. Der am Fuße der Mother gelegene Vulkan auf der Blanche-Halbinsel war in Thätigkeit und hatte diese Massen von Bimssteinen ausgeworfen. Der Reisende erstieg die Mother, von der er in den feurigen Krater des unter ihr befindlichen Vulkans hinabblicken konnte,

und überfah von dort die Verwüstung, welche der Ausbruch angerichtet hatte. In der Blanche-Bai war, etwa 8 Kilometer von dem Vulkan entfernt, ein halbkreisförmiges Inselchen entstanden, etwa 3 Kilometer groß und 20 Meter hoch, in dessen Mitte sich ein Krater voll kochenden Wassers befand. Die ganze Blanche-Bai war dicht mit Bimssteinen bedeckt, zwischen denen höchstens noch ein Boot mit Mühe hindurchfahren konnte, und es dauerte lange Zeit, bis diese Bimssteinmassen durch das Wasser vernichtet und zerstreut wurden. Als es dunkel wurde, begann der Anblick des tosenden Kraters schauerlich zu werden. „Aller Augenblicke [19]) kam eine ungeheure Zuckung, und dann schienen die Eingeweide der Erde selbst von dem Krater in die Luft geworfen zu werden; riesige, rotglühende Steine, von dem Umfange eines gewöhnlichen Hauses, flogen hoch empor, fast außer Sicht, zerbarsten wie eine Rakete und fielen zischend in die See. Gleichzeitig lohten gierige Flammen auf, Flammen von blendendster Helle. Dann wieder erstarb alles in einem niedrigen Schwefeldunste, blaue Flammen breiteten sich über die ganze Kratermündung aus und über all dem Lande rund herum hing eine schwere Wolke dicken, schwarzen Rauches, durchzuckt von den hageldicht herunterfallenden rotglühenden Steinen, welche bis in eine Entfernung von etwa $3^1/_2$ Kilometern allen Pflanzenwuchs in der Windrichtung vernichteten." Als Powell etwa eine Woche nach dem Ausbruch die während desselben entstandene Insel betrat, war der Boden noch so heiß, daß man nirgends stillstehen konnte, und das Wasser im Krater kochte noch länger als einen Monat.

Völlig verschieden von diesem Krater-See ist jener im Krater der Mother. Bei 900 Meter Tiefe fand Powell in demselben noch keinen Grund, aber obwohl der See keinen Zu- oder Abfluß hat, leben in ihm doch Fische, eine Erscheinung, welche nur auf der südwestlich von Sizilien gelegenen vulkanischen Insel Pantellaria ein Seitenstück hat.

Einen ähnlichen Süßwasser-See, der ziemlich groß ist, hat Powell bei seiner Besteigung des Berges Beautemps-Beaupré auf der Nordostseite desselben bemerkt. In der Mitte des Sees liegt eine Insel, aber ein Zu- oder Abfluß war nirgends bemerkbar, so daß er wohl auf dieselbe Weise entstanden ist wie der des Kraters der Mother.

Die Gazellen-Halbinsel, deren Mitte dieser große erloschene Vulkan einnimmt, ist jetzt der am besten bekannte Teil der Insel. Der Weg, auf welchem Powell zum Berg Beautemps-Beaupré gelangte, führte über eine Hochebene, die mit hohem Grase bedeckt war, stellenweise durch so dichtes Gebüsch, daß man mit Messer und Beil sich einen Durchgang bahnen mußte. Über das an einem Hügel gelegene, von Kokospalmen umgebene Dorf Nucgunipu, wo der Reisende freundlich aufgenommen wurde, aber auch Zeuge einer Kannibalenmahlzeit war, gelangte er in felsigeres, wenig bebautes Land, wo stellenweise nur verkrüppeltes Buschwerk wuchs, und übernachtete etwa 8 Kilometer vom Fuße des Berges. Als er am Morgen erwachte, entdeckte er, daß sein Führer und alle seine Begleiter unter Mitnahme der Vorräte und des Schießbedarfs entflohen waren. Da er außer seinem Revolver nur eine Vogelflinte mit zehn Patronen behalten, konnte er nicht daran denken, den Marsch fortzusetzen und den Zugang zum Gipfel des Berges nötigenfalls mit Gewalt zu erzwingen. Über das Dorf Nucgunipu wollte er nicht zurückkehren, und entschloß sich daher, mit Hilfe eines kleinen Kompasses geraden Wegs auf die Blanche-Bai zuzugehen. Völlig erschöpft erreichte er am zweiten Tage ein Dorf, in dem man ihm zwar anfangs mit einigem Mißtrauen entgegen kam, aber es gelang ihm, die Leute zu beruhigen, worauf ihm der Häuptling Lebensmittel und einen Kahn überließ, in dem er nach Kinimigunun, dem Ausgangspunkt seiner Wanderung, zurückfuhr.

Auf einem spätern Ausfluge lernte Powell die Nord- und Westküste der Halbinsel kennen, von denen die letztere bisher völlig unbekannt war. „Vom Kap Stephens nach Westen hin an der Küste der Distrikte Goonan und Ruterwul, welche an der Tarlily-Bai endigen, befinden sich Haine von Kokospalmen, vermischt mit anderen Fruchtbäumen, wie z. B. Brotfruchtbäumen, Bananen, Tumups; weiter im Innern erheben sich

[19]) Wilfred Powell, Unter den Kannibalen von Neu-Britannien. Drei Wanderjahre durch ein wildes Land. Frei übertragen von Dr. F. M. Schröter. Leipzig, Ferdinand Hirt & Sohn, 1884.

die Gipfel der zierlichen Betelnußpalmen über den grünen Wald, und im Hintergrunde steigen vulkanische Auswurfsmassen, wahrscheinlich viele tausend Jahre alt, empor, bewachsen mit Gras, welches von weitem weich und sammetartig aussieht, in Wirklichkeit aber höher als ein Mann und sehr oft rauh und dornig ist." Die Ufer der Tarlily-Bai sind verhältnismäßig niedrig, und erst in einer Entfernung von 3 bis 4 Kilometern vom Strande erheben sich hohe Hügel. Große Bananenpflanzungen der Eingeborenen erstrecken sich fast bis ans Ufer. Am Westende der Tarlily-Bai steigt eine etwa 12 Meter hohe Klippe jäh empor, der Junior Mission House Point, nach der Missionsstation benannt, welche vor kurzem dort errichtet worden ist, und vor dem Kap beginnt ein großes Fransenriff, welches bis Shoal an der Luin-Bai sich längs der Küste des Distrikts Kabakadaie hinzieht. „Es ist ein liebliches Stück Erde, diese Küste von Kabakadaie mit ihren vielen Palmenhainen und größeren oder kleineren Dörfern, während nach dem Innern zu hohe, hier und da mit vielfarbigen Büschen und Bäumen belebte Hügel dem Auge sich darbieten." Die Küste ist gut bevölkert und reges Leben herrscht am Strande. Die Luin-Bai bietet kleinen Schiffen während des Südostmonsuns einen guten Ankerplatz. Fast in der Mitte zwischen dem Hintergrund der Bai und der großen Felseninsel Man liegt das nur bei niedrigem Wasser sichtbare Midway-Riff, und bei Kap Luin am Westende der Bai beginnt ein anderes, 1600 Meter langes Riff, hinter welchem viele Fischer-Dörfer liegen. Wenn man um das Riff herumgefahren, wird der gewaltige Beautemps-Beaupré sichtbar, und vor uns öffnet sich der fast 10 Kilometer lange Webber-Hafen, in welchen mehrere kleine Flüsse münden und an dessen dicht bewaldeten Ufern viele Dörfer liegen. Am westlichen Ende des Hafens liegt das Inselchen Materbert, in dessen Nähe sich an der niedrigen und sumpfigen Küste ein den Papuadörfern Neu-Guineas ähnliches Pfahldorf befindet, welches jedoch zur Zeit des Nordwestmonsuns von den Fischfang treibenden Bewohnern verlassen wird. Materbert ist dicht bevölkert und der Aufenthalt dort gesund, während an der gegenüberliegenden Küste, wo ein Fluß mündet, Sumpffieber herrschen. Der Fluß kommt von den vulkanischen Byning-Bergen, welche man weiter landeinwärts hinter dem sumpfigen Ufergürtel schroff emporsteigen sieht. Nordwestlich von der Materbert-Insel liegt die sehr bevölkerte Insel Matukanaputa, und nur wenige Kilometer von ihr entfernt an der Küste der Gazellen-Halbinsel die Byning-Bai. Vor dieser ziehen sich von Matukanaputa bis Kap Lambert eine Menge Riffe und Korallenbänke, durch welche die Fahrt an der Küste sehr gefährlich wird. Inmitten der Riffe liegen die 6 Scilly-Inseln, unbewohnte Felsen, und Riffe und Sandbänke folgen nun der Küste bis zur Open-Bai.

Hinter Kap Corroka beginnt eine herrliche Uferlandschaft. „Tropische Gewächse üppigsten Wachstums," schreibt Powell, „hingen bis an den Wasserspiegel herunter — Dracänen, Kroton, Hibiscus, Farnkräuter standen in wildestem Überflusse an den Ufern; hoch über unseren Häuptern wiegten sich stattliche Palmen in der Brise, und ganz in der Ferne türmten sich die schönen Berge von Byning in schroffer Erhabenheit auf." Mehrere Flüsse münden hier, alle reich an Fischen, aber auch Krokodile aller Größen kommen hier massenhaft vor. Bei Sem-si-gorro beginnen Mangrovensümpfe, aber auch hier hausen in den tiefen schmalen Buchten viele Krokodile. Bei der Pondo-Landzunge werden in der Ferne die drei riesigen Vulkane Father und Sons sichtbar, und vor dem Vorgebirge Forrin sieht man einen Wasserfall des Unamula-Flusses. Powell fuhr nach Überwindung einer Barre den Fluß aufwärts durch eine großartig schöne Gegend, die im üppigsten tropischen Pflanzenwuchs prangte. „Palmen und Farnkräuter tauchten ihre schöngeformten Blätter in den Wasserspiegel; von anderen Bäumen hingen Schlingpflanzen mit den glänzendsten Blüten herab; die kleineren Büsche und Stauden waren förmlich in strahlende Farbenpracht getaucht. Bunte Vögel aller Arten wiegten sich von einem Baume zum andern: weiße und blaue Königsfischer, kleine strahlende Cinnyriden, kreischende Papageien u. s. w. Aus größerer Entfernung drang der schrille Laut der Großfußhühner herüber, alle Stimmen aber übertönte der rauhe Schrei und rauschende Flug der Nashornvögel. Scharen wilder Tauben umschwärmten den oder jenen Baum, und ihr Girren mischte sich sanft in die zauberhafte Harmonie." An vielen wasserreichen Nebenflüssen vorbei gelangte der Reisende endlich zu dem Wasserfall, welcher wohl 120 Meter tief in ein von ihm ausgewaschenes Becken herabstürzt. Der Fall, dessen oberes Ende sich in Nebel zu verlieren scheint, gewährt

einen großartigen Anblick. Seine Breite, soweit sie sichtbar war, schätzt Powell auf 30 bis 40 Meter, doch ist die wirkliche Breite bedeutend größer, da Busch und Strauchwerk einen vollständigen Überblick unmöglich machen.

Wenn man an der südlich von der Unamula-Mündung gelegenen, mit Riffen umgebenen Turtle-Insel vorbeigefahren ist, gelangt man an den Eingang des Powell-Hafens, hinter welchem die nach Osten zurücktretende Küste sich verflacht und Berge nur noch in der Ferne sichtbar sind. Die erste Niederlassung, welche man seit Sem-si-gorro an der Küste erblickt, ist E'Watto am Ostufer der Open-Bai.

In der Open-Bai beginnt der Isthmus, durch welchen die Gazellen-Halbinsel mit der Hauptmasse Neu-Britanniens zusammenhängt, und südlich von diesem ein Gebiet, welches noch von keinem Europäer betreten wurde. Auch die Westküste der Gazellen-Halbinsel ist zum großen Teil erst durch die Reise Powells bekannter geworden. Wie sich aus den vielen Irrtümern der Karten ergab, hatten die meisten Seefahrer, welche diese Küste besuchten, sich in ziemlicher Entfernung von derselben gehalten, und infolge dessen konnten ihre Angaben nicht genau sein. Ins Innere war dagegen an der Westküste vor Powell noch niemand gedrungen.

Wir finden auf ganz Neu-Britannien, soweit es bisher durchforscht ist, ungemein vieles, was auf eine nahe Verwandtschaft mit Neu-Guinea hinweist, aber andererseits auch wieder viele schroffe Unterschiede. Die Oberflächenform der Inseln des Bismarck-Archipels ist zwar noch wenig bekannt und man kennt weder den Verlauf der Gebirge, noch — von kleinen Strecken abgesehen — das Gestein, aus dem sie zusammengesetzt sind, aber nach dem wenigen, das man bisher kennt, läßt sich doch bereits eine nahe Verwandtschaft der neubritannischen Bodenformation mit jener Neu-Guineas annehmen. Die vulkanische Thätigkeit, die ja auch in Neu-Guinea noch kein Ende erreicht hat, ist jedoch hier eine viel gewaltigere, und sie bewirkt noch ununterbrochen neue Gestaltungen des Bodens durch Hebungen oder Senkungen, durch welche hier eine Insel vom Meeresgrunde emporgetrieben wird, während dort ein Stück Land unter der See verschwindet. In Flora und Fauna finden wir auf Neu-Britannien viele alte Bekannte von Neu-Guinea wieder. Das tropische Klima, welches durch kühle Seewinde und die hohe Lage der meisten Inseln gemildert wird, bringt im Verein mit der durch Monsune und Passatwinde erzeugten Feuchtigkeit und reichlichen Niederschlägen eine ungemein üppige Vegetation hervor und hat namentlich einen märchenhaft schönen Urwald geschaffen. Ein geheimnisvolles Halbdunkel herrscht unter den kolossalen Baumriesen des Urwaldes, denn durch ihr dichtes Blätterdach, unter welchem von Baum zu Baum sich schlingende, in allen Farben glänzende prächtige Lianen ein Gewirr von Guirlanden ausgespannt haben, vermögen die Sonnenstrahlen nicht hindurchzudringen. Ohne Beil und Messer vermag man sich hier nicht Bahn zu brechen, denn namentlich in den sumpfigeren Niederungen führt kein Weg, kein Steg durch das Urwaldsdickicht, und die Eingeborenen pflegen, an Zweigen und Lianen sich stützend, von Mangrovenwurzel zu Mangrovenwurzel kletternd, im Walde vorzudringen. Die Kokospalme, Mango, Zuckerrohr wächst hier in riesigen Mengen wild, unter den zahlreichen Palmenarten kommt die geschätzte Sagopalme und die Betelnußpalme vor, und außer Sandelholz liefern die Wälder noch verschiedene wertvolle Holzarten, Farb- und Harzpflanzen. Die Eingeborenen pflanzen außer Mango und Kokospalmen, von welchen letzteren seit der Niederlassung deutscher Kaufleute große Plantagen angelegt worden sind, den Brotfruchtbaum, Pisang, den Papinomaulbeerbaum, Bananen, Yams, Taro, Bataten u. s. w. Unter der Vogelwelt Neu-Britanniens finden wir die auch auf Neu-Guinea vorkommenden Kasuare (darunter ein der Insel eigentümlicher, Casuarius Bennettii), Papageien, Eisvögel, Nashornvögel, Kakatus, rote Loris und große Tauben, aber die farbenprächtigen Paradiesvögel sind bisher auf der Insel nicht gesehen worden. Von australischen Vierfüßlern kommt hier ein naher Verwandter des Dingo und ein Känguruh nebst anderen Beuteltieren vor, so namentlich ein Baumbeuteltier, ferner mehrere der auf Neu-Guinea vorhandenen Kuskusarten, wilde Schweine und das Babirusa. An Haustieren sind in allen Dörfern vorhanden: Schweine, Hunde und Hühner. Schlangen kommen auf allen Inseln des Archipels vor, an den Flußmündungen zahlreiche Krokodile (Crocodilus biporcatus), und das Meer enthält einen Reichtum von Schildkröten (deren Schalen einen Ausfuhrartikel bilden),

Mollusken und vortrefflich schmeckenden Fischen. Die Insektenwelt ist sehr zahlreich vertreten, und die Schmetterlinge zeichnen sich durch eine seltene Farbenpracht aus.

Noch viel langsamer als die Kenntnis der Küsten ist die Kenntnis ihrer Bewohner fortgeschritten. Der Kannibalismus, dem die Eingeborenen noch ergeben sind, schreckte lange von Besuchen der Insel ab und die Küsten Neu-Britanniens waren als unwirtlich verrufen. Kaufleute und Missionäre, welche zu den Eingeborenen kamen, wurden wiederholt von denselben erschlagen. Die Strafe für solchen Mord blieb zwar, wenn er bekannt wurde, selten aus, da sich dann Kriegsschiffe einfanden, welche die Niederlassungen der schuldigen Eingeborenen einäscherten, aber durch derartige Vergeltung wurden die Eingeborenen nur noch mehr erbittert, und der erste wehrlose Weiße, der in ihre Hände geriet, fiel als neues Opfer ihrer Wut. Zum Teil waren allerdings die Weißen selbst schuld, wenn sie in Neu-Britannien als Feinde angesehen und dementsprechend behandelt wurden. Blühte doch eine geraume Zeitlang an der neubritannischen Küste der Menschenraub und wurden doch von gewissenlosen Händlern die Eingeborenen, welche vertrauensvoll des Tauschhandels wegen an Bord kamen, in den untern Schiffsraum gesperrt und gewaltsam entführt, um auf anderen Südseeinseln, wo Arbeitskräfte fehlten, als Arbeiter in den Plantagen verwendet zu werden. Die Eingeborenen machen keine Unterschiede zwischen Weißen verschiedener Nationalität und betrachten jeden Weißen als haftbar für die Übelthaten eines andern. Für den Menschenraub, den der Händler verübt hatte, büßte vielleicht die Mannschaft eines Schiffes, welche in ehrlicher Absicht an die Küste kam und mit den Eingeborenen Handel treiben wollte, und was nur ein Racheakt war, wurde dann als eine Folge der Blutgier und Habsucht der Eingeborenen angesehen. Wohl haben Blutgier und Habsucht bei den Ermordungen von Weißen keine geringe Rolle gespielt, aber wenn man gerecht sein will, muß man gestehen, daß an den Zuständen, welche bis in die jüngste Zeit an den Küsten Neu-Britanniens herrschten, die Weißen zum mindesten ebenso schuld waren wie die Eingeborenen.

Durch die Proklamierung der deutschen Schutzherrschaft dürfte dem unheilvollen Treiben der Menschenräuber eine Schranke gesetzt sein, und mit dem Aufhören des Menschenraubes werden sich wohl allmählich auch die Beziehungen der Eingeborenen zu den Europäern überall freundlicher gestalten. Daß bei ehrlichem Entgegenkommen mit den Eingeborenen ganz gut zu verkehren ist, beweisen die Fortschritte, welche die Faktoreien der beiden im Archipel vertretenen deutschen Firmen — Hernsheim & Co. und die Deutsche Handels- und Plantagen-Gesellschaft der Südsee-Inseln — aufzuweisen haben.

Was die so oft besprochene Frage der Ermordung Weißer durch die Eingeborenen der Südseeinseln betrifft, schreibt dagegen Powell, so kommen meiner Ansicht nach zwei Ursachen in Betracht. Erstens — wiewohl vielleicht nicht in der Ausdehnung, wie manche behaupten — Gewaltthätigkeiten der Weißen gegen die Wilden, welche letzteren sich dann entweder an dem Beleidiger oder an dem nächsten Weißen, der an den betreffenden Platz kommt, rächen. Zweitens aber die unberechenbare Habgier der Eingeborenen, manchmal noch vergrößert durch solche, welche als Arbeiter in Australien waren und zurückgekehrt sind. In bezug auf den ersten Punkt ist — nach meinen eigenen Beobachtungen, welche durch die Aussagen der Eingeborenen selbst, sowie durch die Ergebnisse sorgfältiger Nachforschungen unter weißen Händlern und Missionären bekräftigt werden — kaum ein Zweifel, daß die Übergriffe der Weißen sehr übertrieben worden sind. Ich wünsche durchaus nicht die Tadelnswerten zu entlasten oder in Schutz zu nehmen, sondern nur die Thatsachen gerecht und unparteiisch zu beleuchten. Ohne Zweifel sind Unthaten geschehen, und zwar, fürchte ich, durchaus nicht wenige, aber ihre Zahl läßt sich nicht vergleichen mit der Zahl derjenigen, welche von den Wilden gegen Weiße begangen worden sind. Man denke an die bekannten Fälle des Bischofs Patteson und des Kapitäns Goodenough. Beide, so hieß es, waren Sühnopfer für die Räubereien irgend eines Händlers, der vorher dort gewesen war, aber bei näherer Prüfung ist diese Behauptung nicht stichhaltig, denn in beiden Fällen kann niemand sagen, wer dieser Händler gewesen ist; wie kann man aber unter solchen Umständen behaupten, daß es überhaupt einen solchen Händler giebt? Nun vergegenwärtige man sich den gewöhnlichen Charakter und dazu die Erziehung der Eingeborenen. Von Charakter sind sie habsüchtig bis zum höchsten Grade, auch verräterisch, und

ihre Leidenschaft für Mord ist oft so stark, daß Eingeborene selbst mich gewarnt haben, vor ihnen herzugehen, wenn sie bewaffnet wären -- aus Besorgnis, daß die Mordgier sie überwältigen möchte. Natürlich ist diese Gier bei einem stärker, als beim andern, aber ich glaube, sie ist allen mehr oder weniger angeboren, besonders den wilderen und roheren Stämmen. Überdies sind sie von Kindheit an angehalten worden, Waffen zu tragen und jeden Fremden offen oder heimlich als Feind zu betrachten. Einen unbewaffneten Mann verachten sie und sehen ihn als unkriegerisch von oben herab an, und ist er ein Fremder, so regen sich ihre Gefühle gegen ihn nur um so stärker. Sie wissen es gar nicht besser, und für gebildete Leute liegt die Schwierigkeit darin, daß sie sich nicht mit ihrer Einbildungskraft an die Stelle der Eingeborenen versetzen können. Könnten sie das, so würden sie deren Natur richtiger beurteilen, und man würde nicht so viel Unsinn über den armen unwissenden Wilden, das Opfer des ränkevollen Händlers, schwatzen. Über den weißen Händler selbst ist sehr allgemein die Vorstellung verbreitet, daß er von Ort zu Ort fährt, Krieg und Blutvergießen mit sich führend. Was ist aber dem gesunden Menschenverstande nach einem Händler dienlicher: immer zu täuschen und zu betrügen und dadurch solchen Streit und Zank zu veranlassen, daß es für ihn nicht sicher ist, noch ferner dort zu verkehren — oder durch gerechte und freundliche Mittel Waren zu erhandeln, aus denen er so wie so ungeheuern Nutzen zieht, und nicht sein und seiner Begleiter Leben aufs Spiel zu setzen, sondern auf friedlichem Fuße zu bleiben, wo immer er erscheint? Ich weiß ganz gut, daß manche Streitigkeiten aus — vielleicht sprachlichen — Mißverständnissen oder aus falschen Voraussetzungen hervorgehen, aber ich behaupte, daß in neun Fällen unter zehn der Wilde der Angreifer ist, nicht der Händler.

Die Bewohner Neu-Britanniens gehören gleich jenen der übrigen Inseln des Archipels der Papua-Rasse an, doch unterscheiden sich die Neu-Britannier von einem Teil der Neu-Irländer und der Bevölkerung der Duke of York-Gruppe durch ihre bedeutend dunklere Hautfarbe. „Das dicke wollige Haar wird von den Frauen kurz geschoren, ohne jegliche Verzierung, meist mit Eisenocker rot gefärbt getragen; die Männer dagegen entfalten viel größere persönliche Liebhaberei in bezug auf den Kopfputz und rasieren mit Muscheln bald den Vorderkopf, bald einen schmalen Streifen quer über den Scheitel, oder lassen nur einige Büschel Haare in der Mitte stehen. Andere ziehen die verfilzten, lockigen, vom Wirbel gleichmäßig nach allen Seiten fallenden Haarstränge in die Länge, so daß man lebhaft an einen Pudelkopf erinnert wird, oder sie verzieren die weißgetünchte Perücke mit rot oder gelb gefärbten Feldern verschiedener Formen. Große Federbüschel, die der Kasuar und in besonders reicher Farbenpracht der Papagei liefert, werden nur bei festlichen Gelegenheiten getragen. Die flache, breite Nase tritt zwischen den Augen tief zurück; die Flügel sind durchbohrt, und die alltags darin getragenen Stöpsel werden beim Tanz oder anderen Festen mit 6 Zoll langen Stacheln oder Stäbchen vertauscht, die, wie Haare des Ebers, abstehen. Auch die Nasenwand wird durchlöchert und mit Ringen aus Schildpatt und Perlmutter geschmückt. Die breiten Lippen des großen Mundes haben jene eigentümliche scharlachrote Färbung, wie sie der fortwährende Genuß der Betelnuß erzeugt. Ein schmaler Streifen Haare, deren Spitzen sorgfältig rot gefärbt, umrahmt wie eine Franse des Oval des Gesichtes und macht den Ausdruck desselben noch affenähnlicher; die übrigen Haare des ziemlich starken Bartwuchses sind sorgfältig ausgerissen. Den Hals ziert ein mit Zähnen besetztes sogenanntes Hundehalsband oder eine flache hartgeflochtene Scheibe (siehe Seite 84), die, mit kleinen weißen Muscheln (dem hiesigen Gelde) dicht benäht, wie ein großer Teller auf den Schultern liegt. Die Tätowierung ist bei weitem nicht so allgemein und reich wie in Mikronesien; auch werden die Muster nicht eingeätzt, sondern durch die erhabenen Narben der Schnittwunden gebildet.“ [20])

Neu-Irland, oder wie es fortan heißen soll: Neu-Mecklenburg, die zweitgrößte Insel des Archipels, von den Eingeborenen Tombara genannt, ist 11 690 □Kilometer groß. Vor dem Nordende Neu-Britanniens, der Gazellen-Halbinsel, gelagert, ist es von diesem durch den St. Georgs-Kanal, von der westlichen Nachbar-

[20]) Hernsheim, Südsee-Erinnerungen. Berlin, Hofmann, 1884.

insel Neu-Hannover durch die Bironstraße getrennt. Im südlichen Teil Neu Irlands erreicht das die Insel durchziehende Gebirge seinen Kulminationspunkt in etwa 2000 Meter Höhe, während es nach Westen hin stetig sich senkt. Im Innern ist dichter Urwald vorhanden, längs der Küste ziehen sich große Waldungen von Kokospalmen hin. Sowohl inbezug auf Bodengestalt als auf Tier- und Pflanzenwelt unterscheidet sich Neu-Irland gar nicht von Neu-Britannien. Unter der Bevölkerung ist eine hellere, kupferfarbene Rasse im Norden der Insel, welche auch auf Neu-Hannover vorkommt, von der dunklern südlichen zu unterscheiden, deren Hautfarbe jener der Neu-Britannier gleicht.

Zwischen Neu-Irland und Neu-Britannien liegt die Gruppe der Duke of York-Inseln, 8 Inseln mit etwa 58 □ Kilometer Flächeninhalt. Die größte derselben ist Amakata oder Duke of York-Insel, die von Osten nach Westen etwa 8 Kilometer und von Norden nach Süden 5 bis 6 Kilometer Ausdehnung hat. Viel mehr als sie und die kleineren Inseln Ulu, Kubokonilik, Kerawara, Utuan u. s. w. nehmen das im äußersten Norden von Duke of York gelegene Makada und die Mioko-Insel an seiner Südspitze unser Interesse in Anspruch, weil auf diesen unsere Landsleute zuerst Fuß gefaßt haben. Hier erwarb schon im Jahre 1878 das Kriegsschiff „Ariadne" für den Preis von 200 und 400 Mark als Kohlenstationen für das Deutsche Reich zwei Häfen, von denen nach dem Ausspruch des Kapitäns von Werner der Mioko-Hafen zu den besten Ankerplätzen der ganzen Welt gehört. „Der Hafen von Mioko," schreibt auch Powell, „ist wirklich sehr geschützt und hat guten Ankergrund. Nur in der Mitte desselben treten bei Ebbe Felsen zu Tage; die Fluthöhe beträgt etwa 90 Zentimeter, doch hängt dies sehr von der Stärke des Windes ab." Auch der Makada-Hafen, von den Kaufleuten meist Ferguson-Hafen genannt, der durch die zwei kleinen Myet-Eilande, die Insel Makada und die Nordküste von Duke of York gebildet wird, ist ein sehr guter Ankerplatz. Südlich vom Mioko-Hafen befindet sich noch ein anderer, den die Inseln Kerawara, Kubokonilik und einige mit ihnen zusammenhängende Riffe bilden, und in welchem Schiffe ebenfalls ein gutes Unterkommen finden. Auf diesen beiden Inseln sind auch die ersten deutschen Handelsniederlassungen errichtet worden, auf Makada von dem Hause Hernsheim, auf Mioko von der Deutschen Plantagengesellschaft, während auf Duke of York erst in allerjüngster Zeit eine englische Missionsstation entstand. Das Innere der Duke of York-Inseln ist gebirgig, während die Küste, namentlich an der Westseite, an vielen Stellen von Korallenriffen umgeben ist. „Die erste Landspitze, welche man vom Hafen Makada an passiert, ist Peninsular Point, ein sonderbarer kleiner Felsen, fast ganz frei im Wasser stehend, nur durch eine niedrige Sandbank mit dem Lande verbunden; dann kommt „Rukukuru Point", und die Küste wird geradlinig und seicht; Kokospalmen säumen sie; hier und da erblickt man eine Hütte. „Rukukuru Point" steigt schroff aus dem Meere auf; nahe dabei liegen garstige Riffe. Die „Faule Bai" ist weit ausgedehnt und voll von Bänken und Felsen. Dann kommt man zum Nordeingange des Hafens Mioko; dieser liegt zwischen der Ulu-Insel und einem kleinen, ziemlich hohen Eilande an der Küste von Duke of York. Auf Ulu sind keine Eingeborenen, aber eine große Menge wilder Schweine; die erwähnte kleine Insel ist auch unbewohnt, wird aber als Rastplatz bei Kahnfahrten von und nach Makada, Port Hunter u. s. w. benutzt. Ulu zunächst liegt die Insel Utuan; auf der Admiralitätskarte wird sie „Outan" geschrieben." Die nächste Insel östlich von Utuan ist Mioko.

Kostüm des Duck-Duck-Tänzers.

Nordwestlich von Neu-Britannien liegt, von vielen kleinen Eilanden umgeben, die drittgrößte Insel des Bismarck-Archipels, Neu-Hannover, dessen alten Namen die Neu-Guinea-Kompanie unverändert gelassen hat. Die Insel ist 1376,5 □Kilometer groß, von mehreren kleinen Flüssen durchzogen, im Innern gebirgig und mit Urwald bedeckt, während längs der Küsten die Mangroven vorherrschen. Am Fuß der im Innern sich erhebenden Gebirge breiten sich weite Grasflächen aus. Die Eingeborenen unterscheiden sich von den Papuas der Nachbarinseln durch ihre eigentümliche Haartracht. Da sie das krause Haar mit Kalk zu färben pflegen, sehen sie von fern gesehen alle wie grauhaarige Greise aus. Die zu unglaublicher Weite ausgedehnten Ohrläppchen, den Schmuck aus Muschelschalen und Fruchtkernen haben sie mit allen Papuas, die Waffen — Speere und Keulen — mit den Neu-Britanniern und Neu-Irländern gemein, aber die letzteren

Duck-Duck-Tänzer.

übertreffen sie noch in der Gewandtheit, mit der sie die verschiedenartigsten Gegenstände zu entwenden verstehen. Als die „Gazelle" vor Neu-Hannover lag, war vor dem Diebssinn der Eingeborenen nichts sicher, was nicht niet- und nagelfest war. In der Regel genügten einige Schreckschüsse, um sie zurückzutreiben, als sie aber einst ein Boot zu entwenden suchten, konnte man sie nicht eher zum Aufgeben der Beute bewegen, als bis einer der Diebe durch einen Schuß ins Bein verwundet worden, und ein andermal verteidigten sie zum Trocknen am Lande ausgehängte Wäsche der Schiffsmannschaft, deren sie sich bemächtigt hatten, so hartnäckig, daß man den angegriffenen Matrosen vom Schiffe her durch einen Granatschuß zu Hilfe kommen mußte. Als die „Gazelle" dann Bewaffnete landete, um die Räuber zu züchtigen, rüsteten sie sich zwar anfangs zum Widerstand, ließen sich jedoch rasch überzeugen, daß ein solcher aussichtslos sei, und gaben alle gestohlenen Sachen zurück, von denen einige erst aus einem andern Dorfe geholt werden mußten. Abgesehen von ihrem

Diebssinn, erwiesen sie sich auch sonst als sehr zudringlich, und die Mannschaft der „Gazelle" hatte stets alle Hände voll zu thun, die Insassen der 40 bis 50 Kanoes abzuwehren, welche unter entsetzlichem Geschrei Waffen und Schmuckgegenstände zum Tausch anboten.

Westlich von Neu-Hannover liegen die Admiralitätsinseln. Le Maire und Willem Schouten sahen dieselben bereits im Jahre 1616, und auch später kamen wiederholt Seefahrer an ihnen vorbei, aber genauere Kunde von ihnen erhielten wir erst durch den Besuch des „Challenger" im Jahre 1875. Eine große Insel, Boska oder Taui, umgiebt eine Menge kleiner Eilande: die Jesus Maria-Insel, Los Negros-, d'Entrecasteaux-, La Vendola-Insel u. s. w. Die große Insel, welche Berge von 1600 Fuß Höhe enthält, ist vulkanischen Ursprungs, und nur ihr südwestlicher Teil besteht aus Flachland, während die sie umgebenden, anscheinend meist unbewohnten Eilande sämtlich flach und von Korallenriffen umschlossen sind. Taui hat 1718 □ Kilometer Flächeninhalt, die anderen Inselchen der Gruppe bleiben jedoch an Größe weit hinter ihm zurück, denn das größte derselben, die Jesus Maria-Insel, erreicht nur 110 □ Kilometer. Der Flächeninhalt der ganzen Gruppe wird mit 1982,60 □ Kilometer angenommen, doch bei dieser Berechnung sind die zwischen den Admiralitäts- und Schouten-Inseln gelegenen Purdy-Inseln mitgezählt. Auf allen Inseln findet man Kokospalmen, und Taui ist mit einer üppigen Vegetation bedeckt, welche gleich der Fauna mit jener Neu-Guineas übereinstimmt. Von Vierfüßlern lebt in den Waldungen das wilde Schwein, von Vögeln sind bisher 28 Arten bekannt, und zahlreiche Schildkröten werden am Ufer gefangen. Die Eingeborenen sind sowohl älteren Seefahrern als auch der Mannschaft des „Challenger" sehr freundlich entgegengekommen, dagegen haben sie sich in neuerer Zeit wild und ungastlich gezeigt, was im Jahre 1883 eine strenge Züchtigung durch ein deutsches Kriegsschiff zur Folge hatte. Sie sind von schwärzlichbrauner Farbe, Knaben und Mädchen bedeutend heller als Erwachsene, haben vortretende Backenknochen, eine kleine Nase und auffallend kurze Arme. Auf den Kopfputz verwenden sie dieselbe Sorgfalt wie die Neu-Britannier. Roter Thon und Öl spielen eine wichtige Rolle bei ihrer Toilette, denn sie dienen dazu, die hohen Frisuren fest und steif zu erhalten. Viele befestigen in dem Haar einen mit Federn oder Bändern geschmückten Kamm, andere binden das lange krause Haar auf dem Kopfe zusammen und kämmen es so aus, daß es wie ein Fegewisch emporsteht. Auch hier wird die Nasenscheidewand durchbohrt und ein langer Knochen durch dieselbe gesteckt oder eine Schnur Hundezähne durchgezogen, welche an beiden Seiten des Mundes herabhängt. Die Frauen tragen einen über die Kniee reichenden, aus Blättern verfertigten Rock, die Männer aber gehen völlig nackt, denn ihre schmalen Gürtel aus Tarorinde und eine Muschel kann man kaum als Kleidung betrachten. Als Schmuck werden Muscheln, Schildpattringe und aus Gras geflochtene Armbänder getragen, die Ohrläppchen auch hier so viel als möglich durch in die Einschnitte gezwängte Gegenstände erweitert. Die Tätowierung ist bei Männern und Frauen üblich, und mit den Neu-Britanniern teilen die Eingeborenen die Vorliebe für die rote Farbe, mit der sie am liebsten den ganzen Körper bestreichen. Der Kannibalismus scheint auf dieser Inselgruppe nicht mehr zu herrschen. Die Eingeborenen pflanzen Sago- und Kokospalmen, Bananen, Taro und Zuckerrohr, und neben der Pflanzenkost, die sie dadurch gewinnen, liefern ihnen Schweine, Kuskus und Tauben, sowie die im Meere zahlreich vorhandenen Fische reichliche Fleischnahrung. In der Kultur haben sie viel größere Fortschritte gemacht als man von einem noch in völliger Nacktheit lebenden Volke anzunehmen geneigt ist. Ihre Dörfer gewähren einen freundlichen Anblick. Stets umgiebt mehrere Hütten eine Umzäunung von Palmblättern, und man findet bei denselben sogar eine Art Ziergarten, durch Gesträuche mit buntfarbigen Blüten gebildet. In der Holzschnitzerei entwickeln sie große Geschicklichkeit, und sowohl ihre Geräte und Waffen und ihre Musikinstrumente (außer den Muschelhörnern kleine Flöten und aus Bambus verfertigte Trommeln), als auch die Götzenbilder, die großen Kanoes u. s. w. sind sehr sorgsam gearbeitet. Sie besitzen auch Tempel, in denen die Götzenbilder aufgestellt sind, und auf der d'Entrecasteaux-Insel befindet sich ein Dorf, das mit einer festen Mauer umgeben ist.

Westlich von den Admiralitäts-Inseln liegen die 1768 von Bougainville entdeckten Hermit-Inseln, 13 Eilande, von welchen 12 um ein großes Korallenriff gelagert sind, während das dreizehnte, größte, die

Mitte der Lagune einnimmt. Die ganze Gruppe hat nur 11,45 □ Kilometer Flächeninhalt und ist sehr schwach bevölkert. Die Eingeborenen erzählen zwar, daß ihre Vorfahren von den Admiralitäts-Inseln her eingewandert seien, aber reine Papuas sind sie nicht. Der rege Verkehr mit Yap und Palau mag bewirkt haben, daß eine Mischung mit Mikronesiern stattfand, denn derartige Mischlinge trifft man auf allen Eilanden. Die Bevölkerung war noch vor wenigen Jahren eine bedeutend größere als jetzt, denn eine im Jahre 1875 nach einer Überschwemmung ausgebrochene Epidemie hat die Eingeborenen arg dezimiert. Den Papuas der Admiralitäts-Inseln an Hautfarbe gleich, unterscheiden sich die Hermiten von denselben durch die geringere Sorgfalt, welche sie dem Kopfputz zuwenden. Die hohen Frisuren, die man im Süden auf Neu-Guinea und im Osten auf Neu-Britannien und den anderen Inseln des Archipels findet, sind hier nicht gebräuchlich, das mit Erde und Öl eingeschmierte Haar hängt in dicken, langen Fransen rings um den Kopf.

Im Nordwesten der Hermit-Gruppe liegt die 10 □ Kilometer große Insel Boudense, östlich von dieser die Anachoreten, westlich die Echiquier-Inseln. Beide Inselgruppen sind zuerst durch Bougainville gesehen worden. Die Anachoreten, auch Kanietgruppe genannt, sind an einem Riff liegende kleine Eilande von zusammen 3,40 □ Kilometer Flächeninhalt. Auf den teils hohen, teils niedrigen Eilanden wohnt eine mikronesisch-melanesische Mischbevölkerung, gutmütige, aber wegen den Menschenjagden, welche früher hier stattfanden, sehr scheue und gegen Fremde mißtrauische Menschen. Das Erscheinen der „Gazelle" hatte die schleunige Flucht der Eingeborenen in die Wälder zur Folge, als es aber gelungen war, ihr Mißtrauen zu beseitigen, verkehrten sie freundschaftlich mit den Fremden. Eine gleiche Scheu vor fremden Schiffen hegen die Bewohner der Echiquier-Inseln, welche bei Annäherung solcher sofort ihre Dörfer und all ihr Hab und Gut in denselben preisgeben und nach anderen Inseln flüchten, welche ihnen durch ihre Lage inmitten von Riffen einen sichern Zufluchtsort gewähren. Da es bisher nicht gelungen ist, mit der Bevölkerung der 50 □ Kilometer großen Inseln einen Verkehr anzuknüpfen, fehlen genauere Nachrichten über dieselbe, und wir wissen nur, daß die Eingeborenen von hellerer Hautfarbe sind als ihre östlichen Nachbaren und daß sie kein krauses Haar haben, also jedenfalls mikronesischer Abstammung sind. Die Inselgruppe, auch Ninigo-Gruppe genannt, besteht aus flachen kleinen Inseln, die in zwei Lagunen liegen.

Noch weiter westwärts finden wir die Inseln Durour, Matty und Tiger, zusammen etwa 55 □ Kilometer groß. Nördlich von Neu-Hannover und an der Nordküste Neu-Irlands liegen außerdem noch viele kleine Inseln welche jedoch zum Teil noch ganz unerforscht sind. Die nördlichste derselben ist die St. Mathias-Insel unter 1° 28′ südl. Br. und 149° 40′ östl. L.; nördlich von Neu-Hannover liegt ferner außer einigen sehr kleinen Eilanden noch die Squally-Insel. An der neuirländischen Küste ist die größte Insel St. Jan unter 4° südl. Br. und 153° 47′ östl. L., der sich ostwärts noch die Fischer-Insel, Gerrit Denys-Insel und mehrere kleinere anreihen.

Eigentliche Staatenbildungen sind auf allen Inseln des Bismarck-Archipels nicht vorhanden. Gewöhnlich stehen mehrere Dörfer unter der Herrschaft eines Häuptlings. Auf Duke of York ist Tor Pulo oder König Dick der mächtigste Häuptling, der nicht bloß über einen großen Teil dieser Insel, sondern auch noch über Küstenstrecken Neu-Irlands und Neu-Britanniens gebietet. Mit einer bei seinem Volke ungewöhnlichen Intelligenz begabt, hat er durch den Handelsverkehr mit den von ihm begünstigten Weißen bedeutenden Reichtum erworben und dadurch ein gewisses Übergewicht über die anderen Häuptlinge erlangt, so daß er auch der Einzige ist, der es wagen darf, das Gebiet eines andern Häuptlings zu betreten. Zwischen den einzelnen Dorfgemeinschaften findet nämlich fast gar kein Verkehr statt, da sie in beständiger Feindschaft leben, und ein Eingeborener, der die Grenze seines heimatlichen Distriktes überschreitet, ist nirgends seines Lebens sicher. Er muß gewärtig sein, von Leuten aus dem nächsten Dorfe aufgegriffen, vor ihren Häuptling geschleppt und geschlachtet zu werden.

Die Nordküste der Gazellen-Halbinsel zerfällt in die Distrikte Birara, Kiningunun, Kerawia, Goonan, Ruterwul, Kabakadaie, Luin, Kambira und Byning. Die Häuptlinge stehen überall in großem Ansehen, und

ihre Macht ist nicht gering. Die Häuptlingswürde ist erblich, doch vererbt sie sich nicht vom Vater auf den Sohn, sondern auf den Sohn der ältesten Schwester des Häuptlings. Ein Mensch, sagen die Eingeborenen, weiß stets, wer seine Mutter, aber nicht immer, wer sein Vater ist. Hat daher die älteste Schwester des verstorbenen Häuptlings keinen Sohn, so ist der älteste Sohn der zweiten Schwester der Erbe der Würde, und wenn überhaupt keine Nachkommen in weiblicher Linie vorhanden sind, werden die Söhne des Häuptlings immer noch nicht erbberechtigt, sondern der Stamm schreitet dann zur Wahl eines neuen Häuptlings. Dieselbe fällt stets auf einen reichen Mann, denn der Häuptling ist ja der Anführer im Kriege, der hier ununterbrochen währt, und zum Kriegführen ist auch in Neu-Britannien Geld erforderlich.

Die Macht der Häuptlinge beruht vorzüglich auf einer geheimnisvollen Einrichtung, welche in vielen Zügen an den Egbo der Neger West-Afrikas erinnert: in dem sogenannten Duck-Duck. Der Erste, der Nachricht von demselben aus der Südsee brachte, war Blosseville, der im Jahre 1823 während seines Aufenthaltes im Praslin-Hafen an der Südspitze Neu-Irlands einem Duck-Duck-Tanz beiwohnte. Später haben Theodor Kleinschmidt, Hübner und Powell über den Duck-Duck berichtet und die ungenauen ersten Nachrichten vervollständigt, und wenn heute noch Abweichungen in den einzelnen Angaben vorhanden sind, so hat dies jedenfalls seinen Grund nur darin, daß der Duck-Duck in verschiedenen Gegenden verschieden auftritt. Die Eingeborenen von Duke of York behaupten zwar, von ihrer Insel sei der Duck-Duck ausgegangen, aber eine alte Sage, die sich erhalten hat, scheint vielmehr auf Birara als die Urheimat desselben hinzuweisen. Dieselbe lautet nach der Erzählung eines Eingeborenen von Duke of York folgendermaßen:

Viele Monsune ists her, da zankte sich ein junger Mann mit seinem Vater und seiner ganzen Familie und ging eigenmächtig in den Busch. Da er nichts zu essen hatte, wurde er sehr hungrig und verfiel zuletzt auf ein Mittel, sich Eßfleisch zu verschaffen. Er machte sich einen großen Kopfputz aus Rohr, malte ihn mit Betelnußsaft und brachte Augen auf ihm an wie die des Kasuars. Er bekleidete sich dann mit Blättern, so daß seine Hände vollkommen frei und doch nicht sichtbar waren, nahm eine Keule und wanderte fort durch den Busch, wobei er, um die Leute zu erschrecken, Lärm machte. So überraschte er viele Knaben und Mädchen, welche er tötete und aß. Schließlich wurde das so arg, und jedermann war so entsetzt, daß des jungen Mannes Vater, ein großer Krieger und Häuptling, das Ungeheuer zu besiegen beschloß. Er überwältigte den Duck-Duck im Kampfe und warf ihn zu Boden; da rief der Besiegte aus, er sei des Häuptlings Sohn, und wenn der Vater ihn leben lassen werde, so wolle er ihm zeigen, wie er mächtig werden und viel Diwarra bekommen könne. Da schenkte ihm der Häuptling das Leben, und das Ungeheuer, welches so viele erschreckt und getötet hatte, wurde seinem Besieger unterthan. Hinfort lebte der Duck-Duck allein in einem Tabuhause, und jeder fürchtete sich, dem Platze nahe zu kommen. Wenn irgend jemand so kühn war, dem Häuptlinge nicht zu gehorchen oder ihn zu beleidigen, so nahm der Duck-Duck Rache und ließ ihn seine Unbesonnenheit bitter bereuen. Das wirkliche Geheimnis der Furcht der Leute beruhte darauf, daß sie nicht wußten, was der Duck-Duck war; sie schrieben ihm übermenschliche Kräfte zu, und dies gab ihm natürlich großen Vorteil, namentlich im Falle eines Kampfes. Weiber und Kinder erhielten den Befehl, ihm aus dem Wege zu gehen, da er sie sonst gewiß töten würde, wenn er sie im Busche träfe. Das ließen sie sich nicht zweimal sagen. Im Verlaufe der Zeit stellte sich die Notwendigkeit heraus, andere in das Geheimnis einzuweihen. Dies geschah stets unter dem Eide der Verschwiegenheit, und so verbreitete sich die Sache von einem Platze zum andern.

In die Geheimnisse des Duck-Duck werden nur Männer eingeweiht. Jedem derselben ist, sobald er ein gewisses Alter erreicht hat, die Aufnahme offen, wenn er imstande ist, die Aufnahmetaxe in Höhe von 100 Faden Diwarra zu bezahlen. Sie werden dann mit den Zeichen vertraut gemacht, durch welche die Angehörigen des Geheimbundes sich untereinander erkennen, und dürfen an den Versammlungen auf dem Tabuplatze teilnehmen, in denen die Geheimnisse des Duck-Duck besprochen werden. Ein Uneingeweihter, der während einer solchen Versammlung den Tabuplatz beträte, würde, wenn er die hohe, auf dieses Vergehen gesetzte Geldstrafe nicht zu erlegen vermöchte, dafür mit dem Tode büßen müssen, und Fremde, die auf dem

Tabuplatze betroffen werden, pflegt man ohne viele Umstände zu erschlagen und ihren Leichnam zu verspeisen. Dem Duck-Duck selbst muß jeder Uneingeweihte sorgfältig aus dem Wege gehen, und wie in West-Afrika der Anblick des Egbo für Frauen und Sklaven tötlich ist, so müssen auch in Neu-Britannien Frauen und Kinder sich wohl hüten, den Duck-Duck zu erblicken, denn sonst sterben sie sofort. Wenn daher der Duck Duck zu bestimmten Zeiten seine Runde macht, flüchten überall Frauen und Kinder in die Häuser und verbergen sich, sobald sie das eigentümliche Geschrei hören, durch das er sein Nahen ankündigt. Der Duck-Duck — oder der Eingeweihte, der ihn darstellt — kommt dann in einem sonderbaren, phantastischen Aufputz daher. Auf seinem Kopfe sitzt ein riesiger spitzer, aus Flechtwerk verfertigter Helm von der Form einer Zuckerdüte oder eines Lichtauslöschers, der bis zu den Schultern herabreicht und auf den eine scheußliche Fratze gemalt ist. Durch die Spalten des Flechtwerks kann der darunter steckende Mann alles sehen ohne selbst erkannt zu werden. Der ganze Körper ist bis über die Lenden hinab in Blätter gehüllt, so daß nur die Beine sichtbar bleiben. In solchem Kostüm wandert der Duck-Duck von Dorf zu Dorf und waltet überall seines Amtes, sicher, daß niemand sich an ihm vergreift, denn wer es wagen würde, die Hand gegen den Duck-Duck zu erheben, dessen letztes Stündlein wäre nicht mehr ferne.

Der Duck-Duck.

Das Erscheinen des Duck-Duck ist stets mit einer großen Festlichkeit verbunden. Wenn der Häuptling, der über einen Duck-Duck verfügt, alle mit ihm in freundschaftlichem Verkehr stehenden Dörfer benachrichtigt hat, daß an einem bestimmten Tage der Duck-Duck erscheinen werde, beginnt alsbald die Bevölkerung überall Vorbereitungen zu dem Feste zu treffen. Während die Frauen die Speisenvorräte mustern, beschäftigen sich die dem Bund angehörigen Männer in dem Duck-Duck-Hause mit der Anfertigung der nötigen Masken. Das Duck-Duck-Haus gleicht zwar in der Anlage vollständig den übrigen Gebäuden des Dorfes, es ist aber dadurch ausgezeichnet, daß die an den Giebelenden hervorragenden Spitzen durch Guirlanden von Federn verbunden und an jeder Spitze, an der ein Schößling befestigt ist, Büschel von hellfarbigen Federn angebracht sind. Kein Uneingeweihter darf das Duck-Duck-Haus betreten, und eine Frau, welche etwa versuchen würde, die Versammelten zu belauschen, würde sofort sterben. Nur Knaben in den ersten Lebensjahren, welche eben erst zu sprechen beginnen, können bei den Vorbereitungen im Duck-Duck-Hause zugegen sein, falls ihr Vater sie in den Bund eingekauft hat, sobald sie aber älter werden, ist auch ihnen der Zutritt verwehrt, und erst nach zurückgelegtem 16. Lebensjahre, wenn ihre Einweihung stattgefunden hat, können sie das Haus wieder betreten. Die Duck-Duck-Genossen bleiben also bei ihrer Arbeit völlig ungestört und können die Anfertigung der Maskenkostüme rüstig fördern. Dieselben sind für die Tänzer bestimmt, welche am Festtage auftreten sollen, und werden nach dem Muster des Anzuges verfertigt, in welchem der Duck-Duck selbst zu erscheinen pflegt. Da ist zunächst ein aus Blättern, welche auf biegsames Rohr gebunden werden, zusammengesetzter Rock, an dem sich zwei Achselbänder von Rohr befinden, an denen der Tänzer ihn umhängt. Das Material zu solchen Röcken kommt von der Ulu-Insel, wo eine palmenähnliche Rohrart wächst, von deren Blättern ganze Kanoe-Ladungen nach anderen Inseln und Küstenplätzen ausgeführt werden, um als Schmuck der Duck-Duck-Tänzer Verwendung zu finden. Der zweite Bestandteil der Kleidung derselben ist der hohe spitze Hut. Dieser wird aus den abgeschälten Blattrippen einer Palme verfertigt. Man bindet sie am dünnern Ende zusammen und

durchwebt dann den untern Teil des so entstandenen Kegels mit gefärbten Palmfasern. Die Hauptarbeit bei der Herstellung des Hutes bereitet aber seine Ausschmückung. Auf der Spitze muß ein Federbusch oder ein Büschel Blätter befestigt werden, und der Kegel selbst wird mit weißer, schwarzer, roter, blauer und gelber Farbe bemalt. Die Phantasie und Kunstfertigkeit der Eingeborenen schmückt ihn mit den abenteuerlichsten Malereien. Da kann man Kränze und Blumengewinde sehen, Kanoes und menschliche Gestalten mit scheußlichen Fratzengesichtern, bei welchen eingesetzte Muscheln die Stelle der Augen vertreten u. s. w.

Dieses Kostüm wird nun in der Art angelegt, daß der Blätterrock von den Schultern über die Brust herabhängt und der über den Kopf gestülpte Hut auch auf den Schultern ruht. Der Hut wird mit dem Blätterrock durch gleichfalls aus Blättern verfertigte Ringe verbunden, und die nun noch frei gebliebenen Hände des Tänzers verdeckt ein am untern Hutrande angebrachter breiter Fasernkranz, so daß nur die Beine von den Knieen abwärts unbedeckt und sichtbar bleiben. Die Befestigung des Hutes am Blätterrock ist jedoch nicht fest genug, um ein Herabfallen des erstern während der ungestümen Bewegungen des Tänzers zur verhindern, weshalb dieser den Hut stets noch mit den Händen festhalten muß. Würde er ihn während des Tanzes verlieren, träfe ihn die Todesstrafe.

Sobald alle Vorbereitungen zum Tanze vollendet, die Zeit, während welcher „der Duck-Duck brütet", verstrichen ist, wird der Tag, an dem er geboren werden, das ist erscheinen wird, genau bestimmt. Nun kommt die Reihe, thätig zu sein, an die Frauen. Sie müssen reichliche Speisen zurichten, denn der Duck-Duck muß sofort nach seiner Geburt gespeist werden, um ihn am Leben zu erhalten. Die Speisen, die für ihn bereitet werden, sind durchgehends solche, welche mehrere Tage genießbar bleiben und nicht dem raschen Verderben ausgesetzt sind. Die sonst so beliebten Yams sind daher nicht unter ihnen, da aus ihnen bereitete Speisen bald sauer werden, dagegen Fische, Tamapnüsse, Taro, Zuckerrohr und die ausgepreßte Milch der Kokosnußkerne. Jede Frau überbringt die von ihr bereiteten Speisen in Palmenblätter eingewickelt dem Häuptling, der sie bezahlt, denn ohne Bezahlung verrichtet auf Neu-Britannien niemand auch nur die geringste Arbeit. Ist dann alles zum Empfange des Duck-Duck bereit, so schmücken sich die Frauen auf mancherlei Art und fahren in ihren weißen Kanoes aufs Meer hinaus, wo sie jauchzend und jubelnd Blätterbündel schwenken und sich auf verschiedene Weise vergnügen.

Der Tag der Geburt des Duck-Duck bricht nun an. Die Tänzer begeben sich nach den Duck-Duck-Häusern, wo ihre Blätterröcke auf Pfosten aufgehängt sind und neben jedem der dazu gehörige Hut steht, und legen ihr Kostüm an. Beim Häuptling und obersten Duck-Duck-Mann des Distriktes versammeln sich dann die Maskenträger aus den einzelnen Ortschaften. Bei dem Duck-Duck-Fest, welchem Theodor Kleinschmidt beiwohnte, war der Versammlungsort das Haus des Häuptlings auf Pal-Pal, dem westlichen Teil von Mioko. Etwa 40 Maskenträger von den Inseln Moalim, Utuan und Mioko hatten sich dort eingefunden. Sie kamen unter Trommelklang jauchzend und singend angefahren, meist 3 oder 4 Kanoes nebeneinander. In der Mitte eines jeden Fahrzeuges stand der Duck-Duck-Tänzer und bewegte sich nach dem Takte der Musik hin und her. Nachdem der Häuptling die Tänzer besichtigt hatte, brach die ganze Schar auf, um sich nach dem unweit vom Hause des Häuptlings im Busch gelegenen Versammlungsplatze zu begeben, wo sich alle im Kreise niedersetzten. „Es gewährte einen ganz eigentümlichen Anblick, 30 bis 40 dieser seltsamen Gestalten, deren Unterkörper durch einen grünen Blätterwulst verdeckt wird und deren Oberkörper in einem mannigfach und teils recht geschmackvoll verzierten und gefärbten hohen Spitzturm steckte, stumm im Kreise sitzen zu sehen, denn selbst die Beine der Repräsentanten müssen derartig untergeschlagen werden, daß nicht der geringste Teil eines Fußes unter dem Blätterwulst hervorschaut." Männer, Frauen und Kinder, die dem Zuge gefolgt waren, gruppierten sich als Zuschauer um den Kreis, und das Schauspiel begann. Aus einer Entfernung von 5 bis 6 Schritten wurde das als Geschenk für den Duck-Duck dienende, in Bündel zusammengelegte Muschelgeld von den Häuptlingen kräftig gegen den Blätterrock der Tänzer geschleudert, die sich bemühten, es zu erhaschen und an sich zu ziehen. Da die Tänzer mit beiden Händen den hohen Hut halten mußten, um sein Umkippen zu verhindern,

hatten sie höchstens einige Finger frei, und nicht jedem gelang es, das ihm zugeworfene Geld zu erreichen. Solchen überreichte es dann einer der Häuptlinge, und die beschenkten Tänzer erhoben sich, um ihre Tänze zu beginnen.

Der Tanz wird mit Trommelklang begleitet. Die dabei zur Verwendung kommende Trommel ist aus einem Stück Holz geschnitzt und wird mit einem hartgebrannten Rohrstock geschlagen, „wobei der Musikant das untere Ende des Stockes so lose innerhalb der einen Hand auf der geeigneten Stelle neben der Öffnung hält, daß derselbe frei auf- und niederspringen kann; mit der andern Hand wird der Stock gestoßen, diese aber nach jedem Stoße zur freien Bewegung desselben weit geöffnet. Um ein fortwährend gleichmäßiges Trommeln zu erzeugen, bedarf es für diese Art der Musik einiger Geschicklichkeit." Nach dem Takt der Musik bewegt sich der Tänzer acht- bis zehnmal in einem Kreise herum, indem er die Beine eins ums andere hoch hebt, denn der Duck-Duck darf niemals anders als hüpfend sich vorwärts bewegen. Ein Triller auf der Trommel bezeichnet das Ende des Tanzes, worauf der Duck-Duck sich zurückzieht, um einem andern Platz zu machen. Auf dem Festplatze pflegt auch zwischen diesem und dem Duck-Duck-Hause eine Wand aus Palmenblättern errichtet zu sein, hinter welcher dann die Tänzer zum Vorschein kommen. Der vor der Blätterwand unter den Zuschauern sitzende Trommelschläger wird durch Geschrei, welches bald wie kurzes Jauchzen, bald wie ein Schmerzensschrei klingt, benachrichtigt, daß ein Tänzer naht, und beginnt dann sofort sein Instrument zu bearbeiten.

Ein Tanz dauert höchstens 5 bis 7 Minuten, denn die Blätterkleidung und der Turmhut erzeugen eine solche Hitze, daß trotz der langsamen Bewegungen und der völligen Nacktheit der Tänzer diese bald in Schweiß gebadet sind. Gewöhnlich tanzt ein Duck-Duck-Tänzer allein, nur besonders eingeübte tanzen zu zweien, was viel schwerer ist, da sie gleichzeitig genau dieselben Bewegungen ausführen müssen. Nachdem die Vorstellung beendet ist, hüpfen die im Dorfe ansäßigen Duck-Duck-Tänzer in das Duck-Duck-Haus zurück, wo sie ihre Kleidung ablegen, während die von auswärts gekommenen sich in ihre Kanoes begeben und unter Getrommel und Geschrei die Heimfahrt antreten. Am nächsten Tage finden sich jedoch alle wieder ein, und 12 Tage hindurch wird an jedem Nachmittag der Duck-Duck-Tanz in der eben beschriebenen Weise aufgeführt.

Wenn der letzte der Festtage naht, bekommen die Frauen wieder vollauf zu thun. Vor seinem Tode muß dem Duck-Duck noch ein großes Mahl bereitet werden, und Tag und Nacht müssen die Frauen kochen und braten, um die Unmasse von Speisen fertig zu stellen, welche zu dem letzten Schmauß erforderlich ist. Der Häuptling nimmt auch diese in Empfang und bringt sie nach dem Duck-Duck-Hause. So kommt der zwölfte Tag heran. Der Duck-Duck ist des Lebens auf Erden müde und muß heute sterben. Die Schlußfestlichkeit beginnt mit der Verteilung von Geschenken an die vornehmsten Anwesenden, namentlich an zum Besuch gekommene auswärtige Häuptlinge. Die Duck-Duck-Tänzer haben während der Festzeit eine Menge Geschenke gesammelt, sowohl Diwarra, das neubritannische Geld, als Glasperlen, Spiegel, Messer, geschliffene Perlmutterschalen u. s. w. Auch die in der Nähe ansässigen europäischen Kaufleute haben zu den Geschenken beigesteuert, als die Duck-Duck-Tänzer sie mit einem Besuch beehrten und vor ihnen einen Tanz aufführten. Alle diese Geschenke werden nun verteilt und dabei namentlich jene auswärtigen Häuptlinge, welche den Tänzern viel Speisen als Geschenk mitgebracht haben, besonders bedacht. Mit dem Rufe „Ai! Ai!" drücken die Versammelten ihre Freude darüber aus, daß die Beschenkten die Gaben angenommen haben. Die Speisen, welche die Frauen geliefert, sind in ebensoviele Bündel verteilt worden, als Tänzer vorhanden sind, und neben jeden Turmhut wird nun ein solches Bündel gelegt. Das ist eine Aufforderung an den Duck-Duck, von den Speisen zu genießen. Die Versammlung sitzt indessen etwa 10 Minuten stumm da. Plötzlich erheben sich zwei der ältesten Männer und begeben sich mit einem Dracänenblatte in der Hand jeder an das Ende einer der Turmhut-Reihen, wo sie einen Augenblick stehen bleiben, einige Worte an die Turmhüte richten und dann die Plätze wechseln, worauf sie, nachdem sie nochmals 5 bis 6 Worte zu den Hüten gesprochen, das Blatt, das sie in der Hand halten, gegen einen derselben schleudern. Nun erheben die jungen Leute ein gellendes Geschrei,

stürzen sich wie besessen auf die Hüte und schleppen sie aus dem Duck-Duck-Hause hinaus ins Gebüsch, wo sie liegen bleiben. Der Duck-Duck ist nun tot, und alles eilt zum Leichenschmauß. Die Bündel werden aufgerissen und über ihren Inhalt mit einem Heißhunger hergefallen, als ob man wochenlang nichts gegessen hätte. Die Speisenvorräte sind jedoch so groß, daß die Festteilnehmer sie trotz ihrer bedeutenden Leistungen nicht zu vertilgen vermögen und stets genug übrig bleibt, um noch am folgenden, vielleicht auch noch am dritten Tage ein Festmahl zu halten. Mit dem Tode des Duck-Duck hat nämlich die Feier noch nicht ihr Ende erreicht, denn am Tage nach demselben folgt noch ein Schlußschauspiel, die Verbrennung der ins Gebüsch geschleppten Masken.

Zu den Mahlzeiten nach dem Tode des Duck-Duck pflegt man nicht nur die europäischen Kaufleute, sondern auch zufällig anwesende Eingeborene aus anderen Ortschaften, falls diese in die Geheimnisse des Duck-Duck eingeweiht sind, einzuladen. „Die gute Sitte erheischt jedoch," erzählt Kleinschmidt, „daß solche geladene Gäste beim Sterbefeste, nachdem sie dem Duck-Duck-Hause nahe gekommen, sich schüchtern stellen, vorerst abseits Platz nehmen und nur nach vorhergegangener mehrmaliger, ausdrücklicher Einladung näher kommen und sich innerhalb des Kreises der Einheimischen niederlassen. Als besonders artig aber wird es angesehen, wenn die Fremden, sobald man zur Eröffnung der Speisebündel, also zum eigentlichen Festmahle schreitet, sich dankend zurückziehen, was denn auch meine neubritannischen Eingeborenen, unter welchen sich einige sehr eingebildete Bengel befanden, wirklich thaten. Dafür werden aber solche Leute, und so wurden auch meine, dann ein paar Tage nachher, wenn der Häuptling noch einmal ein und zwar das letzte Festmahl zum Besten giebt, besonders eingeladen und müssen nun tüchtig zulangen."

Europäer, die zu dem Totenfest des Duck-Duck eingeladen werden, erhalten stets auch irgend ein kleines Geschenk, wenn es auch nur eine geschliffene Muschelschale ist, aber unbeschenkt läßt man sie nie Abschied nehmen. Solche Geschenke sind ein Beweis der Achtung, welche man dem Gaste entgegenbringt.

Außer dem hier beschriebenen Hauptfest giebt der Duck-Duck im Laufe des Jahres noch Anlaß zu verschiedenen kleineren Festlichkeiten. Solche sind auch mit der Aufnahme neuer Mitglieder verbunden, wobei diese vor den versammelten Duck-Duck-Genossen einen Tanz aufführen. Vorher mußten sie eine lange Prüfungszeit durchmachen und sich durch Erfüllung der an einen Bewerber gestellten Anforderungen der Aufnahme würdig erweisen. Einige Monate mußten sie im Duck-Duck-Hause in sitzender Stellung zubringen und sind, da sie während dieser Zeit gut genährt wurden, ziemlich beleibt geworden. Während der Prüfungszeit durften sie nicht sprechen, und kein Weib durfte sie sehen. Erst wenn sie in den Bund aufgenommen sind, können sie mit dem andern Geschlecht wie früher ungehindert verkehren, müssen sich aber fortan des Genusses verschiedener Speisen, wie Schweinefleisch und einige Fischgattungen, enthalten.

Eine außergewöhnliche Duck-Duck-Feier findet statt, wenn ein Häuptling oder irgend eine angesehene Person erkrankt ist. Man läßt in solchem Falle den Duck-Duck erscheinen, weil man glaubt, daß sein Anblick den Kranken entweder gesund machen oder seinen sofortigen Tod zur Folge haben wird. Die Hinterbliebenen eines Verstorbenen pflegen den Duck-Duck zu befragen, ob derselbe nun zum Boinoman (guten Geist) oder zum Bo-Boinoman (bösen Geist) komme, und je nach der Antwort, welche der Duck-Duck erteilt, wird die Leiche neben der Hütte oder vor dem Dorfe im Busch begraben. Bei reichen Leuten, welche viel Geschenke verteilt haben, pflegt der Duck-Duck sich stets wohlwollend zu erweisen und zu erklären, daß sie zum Boinoman kommen, also Anrecht auf ein ehrliches Begräbnis haben.

Die Macht des Duck-Duck wird zwar zuweilen mißbraucht, aber im allgemeinen übt die Einrichtung doch segensreiche Wirkungen aus, da durch dieselbe mancher zu seinem Rechte kommt, der es auf anderem Wege nicht zu erlangen vermöchte. Ist jemand durch einen andern geschädigt worden, so kann er durch Zahlung einer bestimmten Geldsumme den Duck-Duck veranlassen, zu seinen Gunsten einzuschreiten. Ein mit dem Turmhut und Blätterrock bekleideter Angehöriger des Bundes begiebt sich dann mit einem Speer in der Hand vor das Haus des Verklagten und fordert diesen auf, das Verlangen des Klägers zu erfüllen, z. B. den

gestohlenen Gegenstand herauszugeben oder ihm Ersatz für den zugefügten Schaden zu leisten. Wenn dieser Aufforderung nicht sofort Folge geleistet wird, zündet der Duck-Duck das Haus an, und wenn auch dies den Angeklagten noch nicht zur Nachgiebigkeit veranlaßt, durchbohrt er ihn mit dem Speer.

So spielt der Duck-Duck im Leben der Neu-Britannier dieselbe Rolle wie der Egbo, der Mumbo-Yumbo und der Purro bei den Kamerunnegern, den Aschanti, Vei u. s. w. und andere Geheimbünde der Neger Afrikas. Gleich diesen liegt seine Bedeutung hauptsächlich darin, daß er eine Art heiliger Vehme darstellt, die sich die Bestrafung von Verbrechern zum Ziele setzt. Auch hier kann, wie Richard Burton von den

Gez. v. Koschitzky.

Karte des Bismarck-Archipels.

„Ogboni-Logen" sagt, jeder Junge, „der noch nackend die Straßen verziert", in den Bund eingekauft werden, und alle Mitglieder sind verpflichtet, das Bundesgeheimnis zu wahren. Wie in den langen „kaiserlosen Zeiten", welche bei den Negern West-Afrikas vorzukommen pflegen, die Geheimbünde für Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung sorgen, die Steuern erheben und über die einkommenden Gelder verfügen, so wird auch in Neu-Britannien durch ein vermummtes Duck-Duck-Mitglied, welches einen Tanz aufführt, zu bestimmten Zeiten von der Bevölkerung ein Tribut erhoben. Der Häuptling sendet solche Steuereintreiber sowohl zur Zeit der Aussaat aus, als auch wenn die Früchte zu reifen beginnen.

Der Duck-Duck ist über die ganze Gazellen-Halbinsel, die Duke of York-Inseln und auf der Westküste Neu-Irlands von den Rossel-Bergen bis zum Kap St. Georg verbreitet. Wie weit sein Ausbreitungsgebiet sich über die anderen Teile Neu-Britanniens und Neu-Irlands erstreckt, ist noch nicht bekannt, und es wird wohl auch noch geraume Zeit vergehen, bevor in das Gewirr sich widersprechender Nachrichten der einzelnen Reisenden Klarheit gebracht ist. Jene, welche durch langen und ständigen Verkehr mit den Eingeborenen am ehesten in der Lage sein könnten, zur Aufklärung beizutragen, die Missionäre, kommen hier gar nicht in Betracht, weil ihre verächtliche Behandlung des Glaubens der Eingeborenen diese noch zurückhaltender und schweigsamer macht, als sie es in bezug auf den Duck-Duck Fremden gegenüber gewöhnlich sind.

Was der französische Reisende Jules de Blosseville von einem Duck-Duck-Tempel im Praslin-Hafen erzählt, dürfte mit dem Duck-Duck in keinem Zusammenhange stehen. Zwei Vermummte in der bekannten Kleidung der Duck-Duck-Tänzer führten vor ihm, nachdem er gelandet, einen Tanz auf, und hierauf geleiteten ihn die Häuptlinge in den Tempel. Das Gebäude war an einer Seite offen, und die Götzenbilder standen darin auf einem erhöhten Bretterboden. Am Eingang stand eine roh gearbeitete menschliche Figur von 3 Fuß Höhe, die mit schwarzer, weißer und roter Farbe bemalt war; neben ihr befand sich rechts ein großer Fisch und links ein Etwas, das vielleicht einen Hund vorstellen sollte. Längs der beiden Seitenwände des Tempels standen noch je 5 Götzenbilder, etwa 1 Fuß hohe Menschenköpfe, und an der Rückwand eine große, rot bemalte Figur mit in die Augenhöhlen eingefügten Stücken Perlmutter. In dem untern Teil des Tempels, zu welchem man durch 2 große Öffnungen gelangte, befand sich nichts Bemerkenswertes. Außer den Götzen sah Blosseville in dem Gebäude nur neben der großen, rot angestrichenen Figur eine künstliche Holzschnitzerei und an den Wänden einige dort aufgehängte Früchte nebst 2 Tamtams. Die Eingeborenen legten gegenüber dem im Hintergrunde stehenden Hauptgötzen große Verehrung an den Tag und forderten Blosseville auf, demselben ein Messer zu opfern. Er gab dasselbe und hängte überdies dem Götzen eine Medaille um den Hals.

Da berichtet wird, daß der Duck-Duck den Hinterbliebenen von Verstorbenen Schädel überbracht habe, ist vielleicht die Annahme nicht unberechtigt, daß das Duck-Duck-System mit dem bei den Papuas so ausgebildeten Schädel- und Ahnenkultus in Verbindung stehe. Vielleicht besteht auch ein Zusammenhang zwischen dem Duck-Duck und dem Toberran, einem jährlich zweimal bei Vollmond abgehaltenen Tanz, doch läßt sich dies auf Grund unserer heutigen mangelhaften Kenntnisse noch nicht entscheiden.

An dem Toberrantanz beteiligen sich auch Frauen, doch alle Teilnehmer sind auserlesene Tänzer. Etwa um 9 Uhr abends, erzählt Powell, saßen wir alle in einem großen Halbkreise da; die andere Hälfte des Kreises bildeten Holzstöße, fertig zum Anzünden. Noch war kein Tanzkünstler zu sehen, aber nach und nach begannen sehr langsam die Tamtams zu tönen, und die Frauen, welche vorn als Orchester saßen, fingen eine Art zauberhaften Gesanges an, den ich nur als eine Verschmelzung von Katzen- und Hundegeheul bezeichnen kann, und der immer schneller wurde. Plötzlich flammte ein Holzstoß auf, und wir sahen überall rätselhafte Geschöpfe aus dem Busche herauskriechen; sie sahen wirklich wie Teufel aus, wie denn das Wort „Toberran" die Bedeutung „Teufel" hat. Einige trugen Masken aus halbierten Schädeln, die mit Gummi zur Form eines menschlichen Gesichtes ausgefüllt waren. (Diese Masken werden an einem hinter der Mundöffnung des Schädels befestigten Querholze mit den Zähnen gehalten). Auf dem Kopfe trugen die Tänzer lange schwarze Perücken aus Kokosnußfaßer, während der Körper mit abgestorbenen Blättern bedeckt war. Andere trugen keine Masken; ihr Gesicht war überirdisch-grün bemalt, und an den Schultern hatten sie eine Art Flügel (hinterher fand ich bei näherer Besichtigung, daß diese wirklich in der losen Oberhaut seitwärts vom Nacken befestigt waren.) So kamen denn diese überirdischen Gestalten heran, auf jeder Seite aus dem Busche kriechend, manche mit Schwänzen, manche mit Stacheln am ganzen Rücken herunter, alle, gleichviel mit welcher Körperhaltung oder Lage, in schönstem Takte. Auf einmal schwiegen die Tamtams, und alle Toberrans stürzten mit einem schrecklichen Schrei in die Mitte des offenen Platzes. Jetzt ertönt die Musik von neuem, und nun beginnt ein Tanz, welcher jeder Beschreibung spottet. Köpfe hier, Arme dort, Beine rechts,

Schwänze links — und dabei alles in schönstem Einklange, denn wenn ein Arm auf der einen Seite war, so war dementsprechend ein Bein auf der andern. Das Kreischen und Heulen wurde lauter, das Singen wurde Schreien, und während des Tanzes glühten und flammten die Feuer und warfen unheimliche Lichter auf eine der scheußlichsten Szenen, welche zu sehen mir je beschieden war. Hier Teufelsfratzen, dort zahllose Schädel, oben alles voll von blutbeschmierten Armen, unten Beine scheinbar in den letzten Todeszuckungen, und überall der Mond mit seinem durch die überhängenden Bäume zitternden Lichte, während die Feuer bald riesig auflohten, bald in sich zusammensanken und absonderliche Schatten gaben, welche Dinge sehen lassen, noch schrecklicher als die furchtbare Wirklichkeit! So entsetzlich wir auch einen „Todestanz" auf unseren Bühnen darzustellen versuchen möchten, nimmer könnte er dem der Eingeborenen in seiner teuflischen und scheußlichen Wirkung gleichkommen!

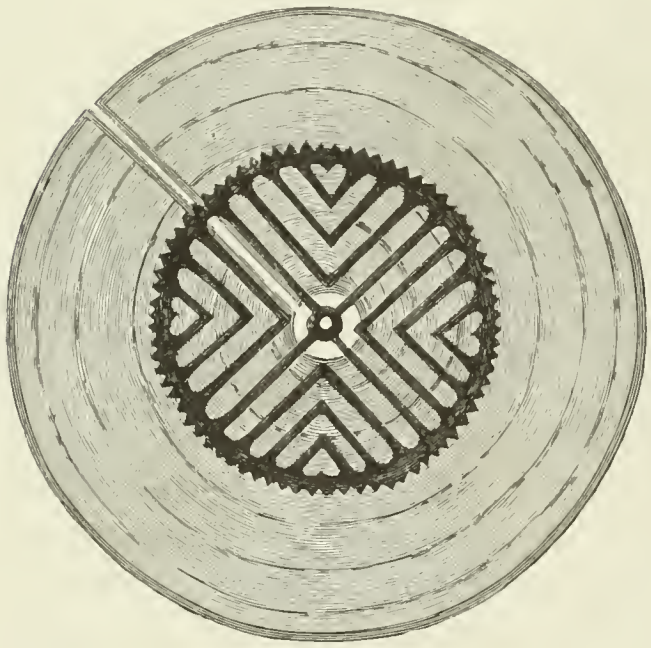
Außer dem Duck-Duck- und dem Toberran-Tanz sind in Neu-Britannien noch eine Menge Tänze gebräuchlich, denn das Volk tanzt gern und bei jeder sich bietenden Gelegenheit. Gewöhnlich stehen die Tänzer sich in zwei Reihen gegenüber. „Sie bewegen Arme und Beine sehr richtig nach dem Takte der Musik, dann drehen sie sich entweder rechts oder links um und umtanzen einander in verschiedenen Richtungen." Stets sind die Tänzer phantastisch aufgeputzt und mit buntgefärbten Dracänenblättern, Farnkräutern, Blumen u. s. w. geschmückt.

Die Instrumente, mit denen der Tanz begleitet wird, sind Trommeln und Pfeifen. Von ersteren sind mehrere Arten im Gebrauch, die sämtlich aus Holz geschnitzt sind. Der Duck-Duck-Tanz wird mit der Garamut-Trommel begleitet, einer großen und schweren Trommel, welche auch dazu dient, die Bevölkerung zusammenzurufen oder in Kriegszeiten Alarmsignale zu geben. Man läßt in ein kleines Loch, das man in einen Baumstamm bohrt, unablässig kleine rotglühende Steine fallen und höhlt ihn dadurch allmählich aus. Ein solches Instrument wird dann unterhalb der Öffnung mit einem langen Stock geschlagen, wodurch man einen weithin hörbaren Ton hervorzubringen vermag. Außer dieser Trommel, welche gewöhnlich ständig auf dem freien Platz vor dem Hause des Häuptlings aufgestellt ist, haben die Eingeborenen kleinere, die auf den Knieen gehalten und mit der Hand geschlagen werden wie die Tamtams, aber auch solche, die ebenso wie unsere Trommeln mit zwei kurzen Schlägeln mit Knauf bearbeitet werden. Von Pfeifen sind eine Art Maultrommel, aus 7 oder mehr Bambusröhren verfertigte Panspfeifen und Pfeifen aus einem kleinen Bambusstück, welche 3 bis 4 Töne geben, vorhanden. „Ein anderes kleines Instrument besteht aus einem dicken Bambusstück, das an einem Knoten und etwa 10 Zentimeter über diesem wagrecht abgeschnitten wird. Ein zweites kleines, flaches Bambusstück wird quer über die Öffnung befestigt, so daß es etwa 75 Millimeter über den Rand derselben hervorsteht. Es hat nur zwei von der Außenrinde eines einheimischen Rohres gefertigte Saiten. Letztere laufen straff auf dem hervorragenden Bambusstücke hin und sind unten am breitern Ende des Instrumentes mit einem Holzpflock befestigt." (Siehe Seite 104.) Mit einem Stöckchen wird scharf gegen die straff gespannten Saiten geschlagen, wodurch zwei summende Töne erzeugt werden.

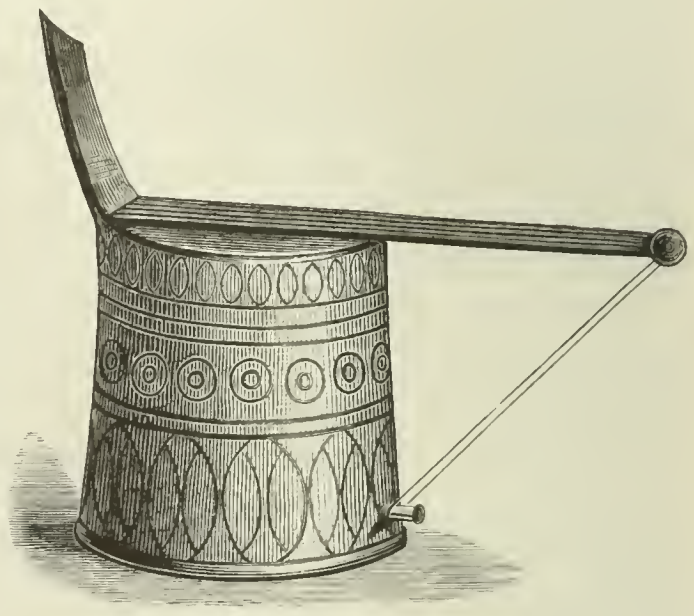
In Kriegszeiten spielen die Trommeln eine wichtige Rolle. Man schlägt dann die Garamut-Trommel so, daß sie einen scharfen kurzen Ton hervorbringt, ein Alarmzeichen, welches rasch das ganze Dorf in Bewegung bringt. Zu solchen Zwecken dient die Trommel ziemlich häufig, denn Kriege sind auf Neu-Britannien keine Seltenheit. Die Ursache ist fast stets dieselbe: irgend ein Eingeborener ist von den Bewohnern des feindlichen Nachbardistriktes abgefangen, geschlachtet und verzehrt worden, und sein Stamm will für seine Ermordung Vergeltung üben. Dem Kriegszug gehen Verhandlungen wegen Zahlung einer Entschädigung voraus, die jedoch bei der Habsucht der Eingeborenen, welche lieber 50 Mann verlieren als einen Teil ihres Geldes opfern, selten zu einem befriedigenden Ergebnis führen. In Neu-Irland, wo jeder Stamm der Feind des andern ist, findet eine regelrechte Kriegserklärung statt, wobei sich die feindlich gesinnten Männer für einen bestimmten Tag zum Kampfe herausfordern. Jeder Krieger verfertigt sich dort eine Holzmaske, und unter dem Klang der Trommeln und Muscheln zieht die ganze waffenfähige Mannschaft des Dorfes vermummt nach

dem Nachbardorf, mit dessen Bewohnern sie Streit suchen will. In dem Dorfe angelangt, wo die Feinde ebenfalls maskiert bereits versammelt sind, wird zunächst ein kriegerischer Tanz aufgeführt, und dann setzen sich die Feinde zu einem gemeinsamen Mahl, wobei jedoch den Speisen mit großer Vorsicht zugesprochen wird, um sich gegen Vergiftung zu schützen. Nach der Mahlzeit erheben sich die maskierten Krieger und stellen sich in zwei Reihen einander gegenüber auf. Jede Partei mustert die Masken der andern und verspottet sie, was dadurch geschieht, daß man, während man die Maske starr ansieht, mit dem Fuße die Erde aufscharrt und in höhnisches Gelächter ausbricht. Der Krieg ist damit erklärt, und man trennt sich mit dem Rufe: „Siwa ga mani!“ (Bis zur Morgenröte!), um sich am folgenden Tage mit den Waffen gegenüberzutreten.

Sobald ein feindlicher Angriff bevorsteht, sucht man in Neu-Britannien das Vordringen des Feindes gegen das Dorf möglichst zu erschweren, da die Dörfer selbst nicht durch Verschanzungen geschützt sind. Zu diesem Zwecke werden auf allen zu dem Dorfe führenden Wegen Fallen angelegt. Man befestigt Lanzenspitzen oder gespaltene Bambusstücke im Boden, die so scharf sind, daß sie den Fuß des auf sie Tretenden wie Messer durchbohren. Neben dem Wege werden tiefe Gruben angebracht, auf dem Boden und an den Seiten



Ohrring von der Spacious-Bai.



Musikinstrument von Neu-Britannien.

derselben Speere befestigt und die Öffnung dann sorgfältig mit Zweigen, Blättern und Gras überdeckt. Neben und nicht auf dem Wege bringt man solche Fallgruben deshalb an, damit der in eine solche geratende Feind nicht etwa, sobald er merkt, daß der Boden unter seinen Füßen weicht, sich dadurch retten könne, daß er sich schnell auf die Seite wirft. Seitwärts einbrechend, kann er so den Speeren nicht mehr entgehen. Eine noch gefährlichere Falle wird dadurch hergestellt, daß man auf jeder Seite des Weges im hohen Grase einen Speer verbirgt, dessen Spitze der Richtung zugekehrt ist, aus welcher man einen Angriff erwartet. Die Spitzen der Speere werden durch einen festen Faden verbunden, den der unvorsichtig vordringende Feind gerade über der Taille auffängt und die Speere sich dadurch selbst in den Leib treibt. Um sich gegen solche Fallen zu schützen, läßt man auf Kriegszügen den Weg durch erfahrene Männer untersuchen. Dieselben durchforschen mit langen Stangen das hohe Gras, und erst wenn durch sie festgestellt worden, daß auf der nächsten Strecke keine Gefahr zu befürchten ist, rücken die übrigen Krieger nach. Über die Vorgänge in dem feindlichen Dorfe sucht man sich durch Spione zu unterrichten, welche namentlich die Gespräche der Frauen zu belauschen suchen, durch deren Schwatzhaftigkeit oft die wichtigsten Nachrichten zur Kenntnis des Feindes gelangen.

Wenn endlich die beiden Kriegerscharen einander ansichtig werden, beginnt alsbald unter wildem Geschrei das Schleudern der Wurfgeschosse, jedoch meist aus so großer Entfernung, daß die Zahl der Verwundeten im Verhältnis zur Menge der Speere und Steine, welche durch die Luft sausen, eine sehr geringe ist. Feuerwaffen haben bei den Eingeborenen bisher noch fast gar nicht Eingang gefunden. Für den Fernkampf sind ihre Hauptwaffen Schleudern und Speere. Die Schleuder „besteht aus zwei, je etwa 0,75 Meter langen Bindfäden, von denen der eine, damit er nicht durch die Finger schlüpfen kann, einen Perlmutterknopf am Ende hat, während der andere nach dem Ende zu dünner wird. Diese beiden Fäden sind durch ein flaches Stück Rinde, gewöhnlich von Kokospalme, welches zur Aufnahme des Steines bestimmt ist, miteinander verbunden. Zum Schleudern nimmt man die beiden Enden der Fäden in die rechte Hand, den Knopf zwischen den Mittel- und vierten Finger und schwingt nun mit gebogenem Arme den auf dem Rindenstücke liegenden Stein um den Kopf. Wenn genügender Schwung vorhanden ist, wird das dünne Ende losgelassen, und der Stein fliegt natürlich fort, während der Faden gleichzeitig knallt wie eine Peitsche." Die Eingeborenen sind sehr geschickt in der Führung dieser Schleuder und verfehlen, wenn sie ruhig zielen können, selbst aus großer Entfernung selten ihr Ziel. Mit welcher Kraft die Eingeborenen schleudern, kann man daraus ersehen, daß in einem Gefecht, an welchem Powell teilnahm, ein wenige Zoll über seinen Kopf dahinfliegender Stein tief in den Stumpf einer Kokospalme eindrang. Von Speeren sind mehrere Arten in Gebrauch. Man hat ganz roh gearbeitete aus der Rinde der Kokospalme oder dem auf der Insel vorhandenen unechten Ebenholz, deren Spitze im Feuer gehärtet wird, aber auch solche, an deren Spitze eine Kasuarkralle als Widerhacken angebracht ist. Diese an der Spacious-Bai gebräuchlichen Speere sind die gefährlichsten. Da die Kasuarkralle nur mit Harz oder Wachs leicht befestigt ist, bleibt sie beim Herausziehen des Speeres in der Wunde stecken.

Vorderseite. Rückseite.

Schädelmasken aus der Blanche-Bai.

Trotz der Gefährlichkeit dieser Waffen währt es in der Regel ziemlich lang, bevor eine der kämpfenden Parteien einen Verlust erleidet. Unter wildem Geschrei in dem hohen Grase hin und her rennend, bleiben sich die Krieger immer gleich fern und wissen durch geschickte Wendungen den feindlichen Geschossen auszuweichen. Wenn aber schließlich doch einer von einem Stein oder Speer getroffen zu Boden stürzt, ändert sich plötzlich die Szene: Panik auf der einen, Siegesjubel auf der andern Seite. Die eine Partei dringt ungestüm vor, um sich der Leiche zu bemächtigen und vielleicht noch einen Mann niederzustrecken, und die andere zieht sich eiligst zurück. Vielleicht kommt es nun schon bei der Verteidigung des Gefallenen zum Handgemenge, in welchem an die Stelle der Schleudern und Speere andere Waffen treten. Die Hauptwaffen sind jetzt die Keulen, sowohl hölzerne als Steinkeulen. Die letzteren bestehen aus einem großen, durchlöcherten Stück Granit, in welchem ein langer Holzkriff steckt. Man bringt den Granit im Feuer zum Rotglühen, holt ihn dann mit einer aus Bambus verfertigten Zange aus dem Feuer heraus und läßt stets auf dieselbe Stelle tropfenweise Wasser fallen. Wenn der Stein sich abkühlt, springt die Stelle, auf welche das Wasser traf, ab, und man bringt den Stein abermals ins Feuer, um das Verfahren so lange zu wiederholen, bis die Wassertropfen ihn ausgehöhlt haben. Das Loch ist aber noch unregelmäßig, der Stein uneben. Man steckt daher einen Stock durch das Loch, „und trägt den Stein zu einem Granitfelsen, in welchem eine Vertiefung wie ein kleines Wasch-

becken ist. Jetzt wird der Stein so lange auf den Felsen geschlagen, bis alle Unebenheiten entfernt sind und eine schöne Rundung erzielt ist. Dann drückt man ihn mit dem untern Ende des Stockes fest in die Vertiefung des Felsens, belastet das obere mit anderen Steinen und quirlt nun so schnell als möglich mit dem Stocke, bis die eine Seite des Steines vollkommen glatt und rund ist. Mit der andern Seite verfährt man ebenso.“ Solche Keulen stehen hoch im Preise, denn nur wenige Eingeborene verstehen sie zu verfertigen. Außer ihnen werden beim Nahekampf noch Speere verwendet, deren Griff aus dem Schienbein oder Armknochen eines erlegten Feindes besteht, da ähnlich wie auf Neu-Guinea hier der Glaube herrscht, daß der Knochen eines Erschlagenen die Kraft desselben auf seinen Besitzer übertrage.

Endet der Kampf mit der vollständigen Niederlage des einen Teiles und wird sein Dorf vom Feinde genommen, so geht dasselbe in Flammen auf, und wer sich nicht durch die Flucht zu retten vermag, wird niedergehauen. Auch Frauen und Kinder werden nicht geschont. Von den Geschlagenen sucht jeder nur sich und seine Habe zu retten, und Mütter lassen lieber ihre Kinder zurück, wenn sie die Rettung derselben mit dem Verlust ihrer Schätze erkaufen sollten. Powell fand auf dem Kriegszuge, an dem er teilnahm, ein Kind, das die Mutter desselben fortgeworfen hatte. Es scheint, erzählt er, daß die betreffende Mutter mit dem Kinde und einem Bündel „Tabu“ zu entkommen suchte und, als man auf sie Jagd machte, lieber ihr Kind als ihr Muschelgeld fallen ließ.

Den Abschluß eines siegreichen Feldzuges bildet stets ein Kannibalenschmauß. Die gefangen genommenen Feinde werden geschlachtet und mit den erbeuteten Leichen verzehrt, denn Menschenfleisch ist für die Eingeborenen der höchste aller Genüsse. Sie behaupten, es schmecke besser als das Fleisch des Schweines, der Schildkröte oder der Fische, und lassen die Gelegenheit, solches zu genießen, nie ungenutzt vorübergehen. Was den Anlaß zu dieser schrecklichen Sitte gegeben hat, ob sie aus religiösen Vorstellungen entsprungen, ob der Glaube, daß die Eigenschaften des Geschlachteten auf jenen übergehen, der ihn verzehrt, sie ins Leben gerufen hat, oder ob der Mangel animalischer Nahrung die Eingeborenen zum Genuß von Menschenfleisch verleitete — das sind Fragen, die wohl kaum jemals werden entschieden werden. Die Eingeborenen selbst wissen nicht mehr, wie der Kannibalismus entstand. Für das Fortbestehen desselben kann der Mangel animalischer Nahrung nicht mehr als Grund gelten, denn das Meer liefert ihnen Fische und Schildkröten in Hülle und Fülle, und Schweine und Geflügel sind in allen Dörfern zahlreich vorhanden. Es dürfte jetzt hauptsächlich Lüsternheit sein, was die Eingeborenen zum Genuß von Menschenfleisch verleitet, wie sie denn auch das Fleisch von Weißen verschmähen, weil es einen bittern Geschmack habe. Ihre Lüsternheit macht auch den Tod der Schlachtopfer zu einem sehr qualvollen, da man denselben bei lebendigem Leibe die Knochen zu zerschlagen pflegt, damit das Fleisch recht weich und saftig werde. Einem zum Schlachten bestimmten Gefangenen gegenüber kennt man überhaupt kein Mitleid. Auf Duke of York wurden einem solchen, der entflohen, aber wieder eingefangen worden, beide Füße abgeschnitten, um einen abermaligen Fluchtversuch zu verhindern. Damit er sich auf dem Transport zu dem Platze, wo er verzehrt werden sollte, nicht verblute, verbrannte man die Beinstumpfe, aber er starb trotzdem, bevor er sein Ziel erreichte. Auch Powell war auf seinem Marsche zum Berge Beautemps-Beaupré Zeuge der Abschlachtung eines Gefangenen, bei welcher alle wilden Triebe der Eingeborenen unverhüllt zu Tage traten.

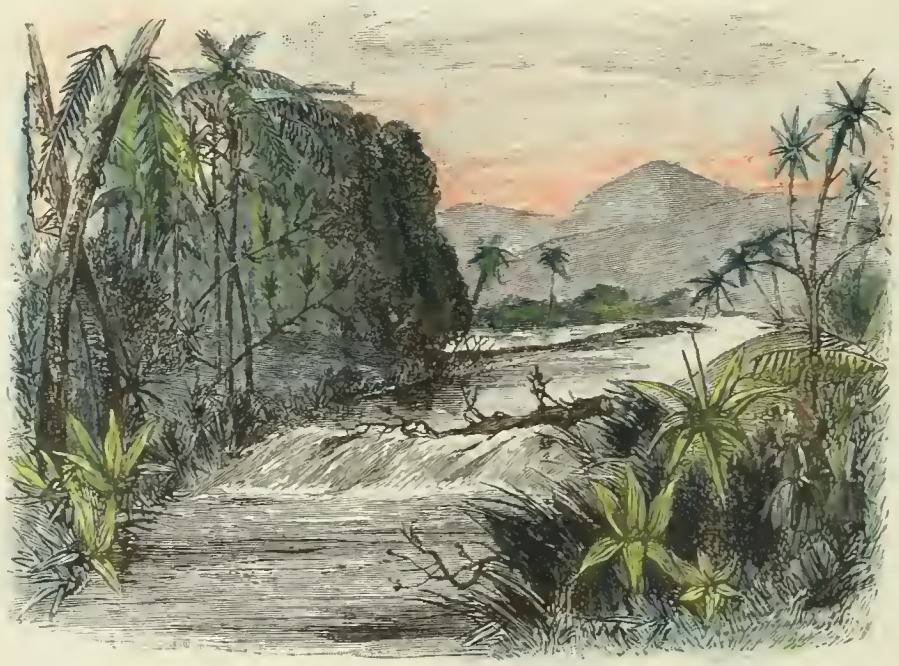
Allsobald sah ich, erzählt der Reisende, wie zwei Männer einen andern, dessen Hände auf den Rücken gebunden waren, herzu brachten. Da ich vorher nie etwas Derartiges gesehen, hatte ich keine Ahnung von dem Kommenden. Sie führten den Mann hin zum Häuptlinge und ließen ihn vor demselben sich niedersetzen. Alle sahen so ruhig und friedlich aus, daß niemand das Nahen einer Schreckensszene vermuten konnte. Der Gefangene lehnte seinen Rücken an einen abgestorbenen Baum, der mit roten und weißen Streifen bemalt und mit vielen Schweinskinnladen behängt war. Auch hing vom obersten Aste herab eine Art von Signalstange aus Rohr. Diese wurde sofort herumgenommen und auf der andern Seite des Baumes befestigt. Der Häuptling richtete nun Fragen an den Mann, von denen ich einige verstand; z. B. „Ha! Du Vater und

Mutter?" Dann folgten andere, die letzte mir verständliche war: „Willst Du essen oder trinken?" Jetzt brachte eine Frau eine Kokosnuß und hielt sie ihm zum Trinken an den Mund. Ich fragte Tor-Narrabay, was werden sollte, aber alles, was er sagte, war: „Du wirst sehen". Sofort begaben sich einige junge Männer hinter den Baum; einer von ihnen warf schnell wie ein Blitz eine Schlinge um den Hals des Gefangenen, und die andern hinter dem Baume begannen denselben in die Höhe zu ziehen. Ich wußte, daß Tor-Narrabay mich scharf beobachtete, um die Wirkung des Vorganges auf mich zu sehen; ich mußte daher sehr vorsichtig sein. „Sage dem Häuptlinge," begann ich, „daß ich ihm sechs Beile und so viel rotes Tuch und Perlen geben will, als ein Mann zu tragen vermag, wenn er mir diesen Mann lebendig verkaufen will." Aber Tor-Narrabay antwortete: „Was nützt das? Ich will Dir einen Mann dafür verkaufen; Du würdest den Häuptling nur beleidigen, und — wir sind auf seinem Gebiete" – ein sehr bezeichnender Wink, da wohl 500 Leute oder noch mehr zugegen waren. Der Anblick wurde ekelhaft; der Arme erreichte mit den Zehen gerade noch den Boden, so daß er allmählich ersticken mußte, und gleichzeitig stürzten sich die Frauen auf ihn und begannen ihn mit Händen und Steinen auf den Leib zu schlagen. Es war schrecklich; mich überlief es eiskalt, und doch wagte ich nicht, irgend welches Widerstreben zu verraten. „Bitte den Häuptling, daß ich ihm zeigen darf, wie die Weißen einen Mann mit ihren Flinten töten," sagte ich zu Tor-Narrabay mit möglichstem Gleichmute. „Nein, nein!" erwiderte der; „nicht einer würde von ihm essen, wenn Du ihn erschossen hättest, aus Furcht vor Vergiftung." Wie dankte ich Gott, als die Leiden des armen Opfers durch einen Mann geendet wurden, der nur auf ein Zeichen vom Häuptlinge wartete, um dem Dulder langsam ein Messer ins Herz zu bohren. Mit einem kurzen Todeskampfe war alles vorüber. Ich versuchte, mir einzureden, daß es nur ein Stier sei, was sie nachher zerlegten. Beim Mahle sagte ich zu Tor-Narrabay, Fleisch sei während dieser Reise „tabu" für mich. Das ersparte mir den Genuß irgend welchen Fleisches. Ich brachte ein wenig Frucht herunter, aber sogar das war nach dem, was ich gesehen, harte Arbeit.

Den Europäer überrascht und entsetzt der Gleichmut, mit welchem hier ein menschlicher Körper ebenso zerlegt wird wie ein Tier, das man ausweidet. Einer der mächtigsten Häuptlinge auf Duke of York, der alte Tora-good von Rukukuru, hat an einem Baume in der Nähe seiner Hütte ebenso zerlegte Menschenleichen hängen, wie ein Fleischer die zerstückelten Schlachttiere in seinem Laden aufhängt. Das Rätsel in der Menschennatur, vor dem wir hier stehen, wird noch dadurch unlösbarer, daß diesen schrecklichen Menschenfressern zartere Gefühle und Regungen durchaus nicht fremd sind. Der Häuptling Tora-good herzte, als Powell ihn besuchte, eines seiner Kinder auf seinen Armen, und zwei andere spielten um seine Kniee, ein vollkommenes Bild häuslichen Glückes! Er sprach dann auch zu dem Reisenden in so liebevoll väterlicher Weise über seine Kinder, daß dieser nur schwer glauben konnte, ein solcher Mann könne ein Kannibale sein. Ein fast idyllischer Hauch umgiebt das Bild einer andern Kannibalenmahlzeit, welcher Dr. Finsch auf Matupi beiwohnte. Auf einem Kriegszuge waren zwei Feindesleichen erbeutet worden, deren eine man ins Meer warf, weil sie mit einer Hautkrankheit behaftet war, während man die andere im Wasser kunstgerecht zerlegte. Die dabei Beschäftigten rauchten ruhig ihre Pfeifen, und am Ufer saß ein Knabe, der sanfte Weisen auf einer Flöte blies, während eine Menge Zuschauer auf dem Boden hockte und das blutige Schauspiel ruhig mit ansah. Da war keine Spur von dem wilden Siegesgeheul, das man sich von Kannibalenmahlzeiten unzertrennlich denkt, alles ging still und ruhig vor sich. Diejenigen, die ihren Anteil erhalten hatten, entfernten sich mit demselben, während jene, die nichts erhielten — und das war die Mehrzahl — statt des Menschenfleisches mit Bananen und Yams vorlieb nahmen.

Geschlachtet und verzehrt werden in der Regel nur Feinde, niemals Angehörige desselben Dorfes, ausgenommen einen einzigen Fall, in welchem das Verzehrtwerden als Strafe für Ungehorsam und Trägheit erscheint. Erweist sich nämlich eine Frau, welche ein Eingeborener gekauft hat, als völlig unbrauchbar, kann sie sich in ihrer neuen Heimat nicht heimisch fühlen, will sie nicht arbeiten, und erregt sie immer wieder den Zorn des Gatten, so kann es vorkommen, daß dieser mit ihr kurzen Prozeß macht und sie zum Tode ver-

urteilt, denn der Mann kann seine Frau nicht nur nach Belieben züchtigen, sondern er besitzt ihr gegenüber auch Macht über Leben und Tod. Die Frau eines Häuptlings in der Blanche-Bai vermochte das Heimweh nicht zu überwinden, weinte unabläſſig und verlangte, in ihr Heimatdorf zurückkehren zu dürfen. Da ihm eine ſolche Frau nichts nützte, ſuchte ſich der Häuptling für den gezahlten Kaufpreis dadurch ſchadlos zu halten, daß er die Frau beim nächſten Feſte ſchlachtete und verzehrte. Solche Fälle gehören jedoch zu den Seltenheiten, da die Frauen ſich meiſt raſch in die neue Lage finden. Die Eingeborenen der Inſel Matukanaputa pflegen, um ſich Frauen zu verſchaffen, Raubzüge nach Byning zu unternehmen. Die dabei erbeuteten Frauen gewöhnen ſich raſch an die Gewohnheiten ihrer Gatten und nehmen ſpäter auch an den Kannibalenmahlzeiten teil, bei denen ihre gefangenen früheren Stammesgenoſſen verzehrt werden. Die Frauen übertreffen ſogar die Männer an Grauſamkeit. Während die Männer oft ein Schlachtopfer, das bereits, damit ſein Fleiſch wohlſchmeckender werde, alle möglichen Qualen erduldet hat, durch einen Meſſerſtich ins Herz oder durch einen Keulenſchlag von der Pein erlöſen, umtanzen dasſelbe heulend die Frauen und ergötzen ſich an ſeinen Todeszuckungen. Auf den Kriegszügen folgen zwar die Frauen den Männern nicht, aber wenn ein Dorf ange-



Landſchaft in Byning.

griffen wird, verbergen ſie ſich nicht furchtſam in den Häuſern, ſondern ſind mitten unter den Kämpfenden. Als das Dorf Karavia im Jahre 1877 von den engliſchen Miſſionären und den mit ihnen verbündeten Eingeborenen angegriffen und eingeäſchert wurde, um für die Ermordung einiger Miſſionäre von den Fidſchi-Inſeln Rache zu nehmen, da ſprangen und tanzten die Weiber hinter den Reihen der Krieger wie Teufel herum und ſchrieen den Angreifern Hohn- und Schimpfreden der ekelhafteſten Art entgegen.

Die Lage der Frauen iſt im allgemeinen eine ſehr ſchlechte. Sie müſſen die Felder beſtellen, ſie beſorgen aber auch die Handelsgeſchäfte, tragen die Waren nach den Faktoreien, und der Gatte nimmt bloß die vereinbarte Zahlung in Empfang. Von den Männern ſchlecht behandelt und mit Arbeit überbürdet, altern die Frauen ſehr raſch und gewöhnen ſich auch frühzeitig eine auffallend gebückte Haltung an. In der Kochkunſt ſcheinen ſie nicht unerfahren zu ſein, denn die Speiſen der Neu-Britannier werden von den Europäern, die ſie genoſſen haben, gelobt. Die Frauen dürfen vieles nicht eſſen, was die Männer anſtandslos eſſen können, und ebenſo umgekehrt. In Kinimigunun darf z. B. keine Frau Schweine- oder Schildkrötenfleiſch genießen, während in Karavia den Männern keine andere Nahrung als Menſchenfleiſch, Geflügel und Fiſche geſtattet iſt. Als Leckerbiſſen gelten junge Alligatoren, auch Hundefleiſch wird ſehr gern gegeſſen, kommt

jedoch nur bei dem Schmauß vor, den ein Häuptling bei seinem Amtsantritt veranstaltet. Auf der Speisekarte der neubritannischen Küche finden wir ferner folgende kulinarische Genüsse, von denen allerdings einzelne einem europäischen Gaumen nicht sehr behagen dürften: Kasuar-Eier und Eier der Großfußhühner, letztere sehr nahrhaft, gekochte Schildkröten-Eier, eine als Delikatesse geltende Art Spinnen, mit einem Zusatz von Kokosnußmilch gekochter, köstlich duftender Tintenfisch, Aale und verschiedene Seefische und Schaltiere, geräucherte Fische, gebratene Großfußhühner, fliegende Eichhörnchen, Flederhunde und Fledermäuse, Kasuare und Känguruhs, geräuchertes Schweinefleisch, ganz besonders aber der geschätzte Schweinebraten. Letzterer wird zubereitet, indem man rotglühende Steine in das ausgeweidete, mit Grasfeuer abgesengte und gereinigte Tier steckt, dasselbe dann in Bananenblätter eingewickelt in eine Grube legt, glühende Steine darüber häuft und

Dorf auf Duke of York.

dann die Grube mit Erde zuschüttet. Nach zwei Stunden ist der Braten fertig. Als Gemüse dienen unreife Bataten, Yams und Aaronswurzel, welche, wie auch die Blätter der Bataten und Aaronswurzeln gekocht genossen werden. Powell bezeichnet die Aaronswurzel als das beste Gemüse, das er kenne. Außerdem liefert die Küche der Eingeborenen Brot- und Jaka-Frucht und eine Art Kuchen aus wilden Mandeln oder dem Kern der Tan-Frucht u. s. w.

Primitiv wie die Kochgeräte, sind alle Geräte und Werkzeuge der Neu-Britannier. Die Felder werden bestellt, indem man das Unkraut niederbrennt, darauf mit zugespitzten Stäben den Boden aufwühlt und die Yamsknollen hineinpflanzt. Auf den Jagden auf wilde Schweine, auf denen oft unglaubliche Massen dieser Tiere erlegt werden, bedient man sich der Speere und Schleudern, beim Fischfang, von welchem die Bevölkerung vieler Küstendörfer hauptsächlich lebt, der Angeln und verschiedenartiger Fallen. An dem aus Schildkrot oder

einer Muschelschale verfertigten Haken der Angelrute wird gewöhnlich ein kleiner Fisch als Köder befestigt. Fallen werden aus Rohr in Form eines an beiden Seiten offenen Fasses geflochten, in welchem an der Öffnung dünne Rohrstäbe angebracht sind, sämtlich nach dem Innern des Fasses gekehrt, so daß ein hineingeschwommener Fisch zwischen ihnen stecken bleibt, wenn er zurückzuschwimmen versucht. Man verfertigt solche Fallen aus Stachelpalmzweigen, welche an einem Ende zusammengebunden werden, so daß sie einen hohlen Kegel bilden. Nachdem der Fischer eine Lockspeise in der Falle angebracht, taucht er mit derselben unter und befestigt sie unter dem Wasser an einem Riff. Er wartet nun, bis er an einem Bindfaden, der mit der Falle zusammenhängt und am andern Ende an ein Stück Holz gebunden ist, eine Bewegung bemerkt. Wenn der Faden, den er mit einem Stein belastet hat, unter diesem hervorgerissen wird und das Holz auf dem Wasser schwimmt, ein Fisch ist in die Falle geraten, hat nach dem Köder geschnappt, sich aber dann in den Stacheln gefangen, und durch seine wilden Bemühungen, sich zu befreien, hat er den Faden unter dem Stein hervorgezerrt. Der Fischer springt nun eiligst ins Wasser und zieht die Falle ans Land. Häufig pflegt man auch an seichteren Stellen zwischen den Riffen kleine Netzen aufzuspannen und die Fische hinzutreiben.

Durch den in neuerer Zeit immer lebhafter werdenden Verkehr mit Weißen — Missionären, Kaufleuten, den Mannschaften der Kriegsschiffe, und Arbeiter für andere Südsee-Inseln suchenden Kapitänen — haben die Eingeborenen einzelner Küstendistrikte schon manche europäischen Erzeugnisse erlangt, welche ihnen ein gewisses Übergewicht über die inland wohnenden Stämme verschaffen. Durch gewissenlose Händler sind auch hier bereits Feuerwaffen in die Hände der Wilden gelangt. Besonders begehrt sind Beile, Messer, rotes Tuch, Perlen u. s. w. Neben der noch in völliger Nacktheit einhergehenden Masse der Bevölkerung trifft man infolge des Verkehrs mit Europäern auch schon hier und da jene komische Nachahmungssucht, welche zur Genüge von den „Kings" West-Afrikas bekannt ist. „König Dick", der Beherrscher des halben Duke of York, kam zu Powell in einem Aufzuge, der zu der Grandezza seines Auftretens nicht recht paßte. „Er hatte eine Angströhre auf, die durch mehrere Quetschungen nicht eben schöner geworden war, und ein rotes Flanellhemd an. Zufällig trauerte er auch um eines seiner Weiber, und daher war sein ganzes Gesicht und sein ganzer Kopf mit Kohle und Öl geschwärzt."

Im allgemeinen sind die Eingeborenen den Europäern freundlicher entgegengekommen, als sich von Kannibalen erwarten ließ, und es wäre falsch, aus ihrer Vorliebe für Menschenfleisch zu schließen, daß jeder Fremde, dessen sie habhaft werden, geschlachtet wird, denn nur Feinde werden verzehrt. Die Bergstämme im Innern sind allerdings trotziger und gefährlicher als die Küstenbewohner, aber die letzteren haben die Vorteile erkannt, die ihnen der Verkehr mit den Weißen bringt, und die Nachbaren der Faktoreien sind mehr oder minder aufrichtige Freunde der Kaufleute.

Während seines ersten Aufenthaltes auf Duke of York unternahm Hernsheim einen Jagdausflug ins Innere der Insel, der ihn nach einem kleinem Dorfe führte. Freundlich empfing uns, erzählt er, der schon etwas ergraute Häuptling auf dem von uralten Bäumen beschatteten Platze, um den im Kreise sich die Hütten seiner Familie gruppierten. Er sprach, wie fast alle Bewohner Duke of Yorks, genügend Englisch, um uns notdürftig verständigen zu können. (Diese Sprachkenntnisse, Überbleibsel aus dem früher lebhaften Verkehre der Walfischfänger, fallen hier, wo noch nicht einmal das Feigenblatt bekannt und wir wohl den affenähnlichsten Menschen gegenüberstehen, ganz besonders auf). Wir setzten uns zu dem Häuptling auf Baumstämme, die zu diesem Zwecke da zu liegen schienen, und waren bald von einer neugierigen Menge, meist Frauen und Kindern, umgeben, die sich jedoch in respektvoller Entfernung hielten. Man brachte geöffnete Kokosnüsse, und eine junge Frau überreichte uns einen großen Bündel Betelnüsse und Pfefferkraut; wir nahmen denselben zwar an, schauten aber wohl zu der Gabe so dumm drein, daß unser Führer und Dolmetsch uns zuraunte: „you give all — all friend". Nun begriffen wir natürlich diese neue Variation von Salz und Brotessen, teilten die Nüsse unter die Anwesenden aus und schoben auch selbst eine mit Kalk bestreute und Pfefferblatt umwickelte in den Mund. Der Geschmack und namentlich der fortwährende Genuß ist freilich für unsere Gaumen zu

scharf, aber unangenehm ist er nicht und jedenfalls momentan erfrischend, etwas an Pfeffermünz erinnernd. Diese Zeremonie schien in der That das Eis zu brechen, denn nunmehr kam das ganze Volk dicht an uns heran und befühlte und untersuchte mit kindlicher Neugierde uns und alles, was wir an und mit uns hatten, auf das genaueste. Schließlich legten uns junge Mädchen blühende Zweige auf den Kopf, wozu uns aus der früheren Quelle der Kommentar wurde: „woman like you too muchi." Ob jedoch diese Liebeserklärung unseren Personen oder mehr den Besitzern des herrlich duftenden Tabakes und der glänzenden Perlen galt, muß dahingestellt bleiben; jedenfalls war man mit Tabak und Perlen sehr zufrieden und schien auf weitere Gegenliebe keinen Anspruch zu machen.

Seit diesem Besuche Hernsheims auf Duke of York sind dort und an den Küsten Neu-Britanniens und Neu-Irlands zahlreiche Faktoreien entstanden, und die Stellung der in denselben thätigen Händler, welche anfangs eine ziemlich schwierige war, hat sich von Jahr zu Jahr gefestigt und der Umsatz der Faktoreien sich stetig vermehrt.

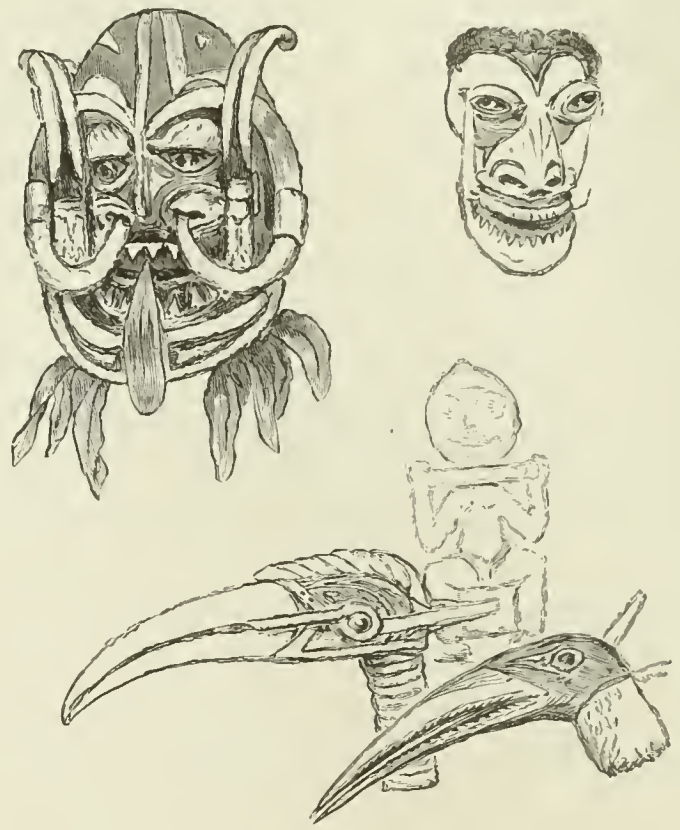
„Die Händler gehören den verschiedensten Nationen an. Bei dem Mangel an Bewerbern für solche Stellen kann auch weder auf Nationalität noch auf persönliche Eigenschaften derselben besondere Rücksicht genommen werden, was leider oft zu Unannehmlichkeiten Veranlassung giebt. Entschlossener Charakter und Findigkeit, bei welcher Behandlungsweise der Eingeborenen sich die vorteilhaftesten Geschäfte mit denselben machen lassen, ist Haupterfordernis für einen Trader, wie sie gewöhnlich genannt werden. Von der Stellung, die der Händler den Eingeborenen gegenüber einnimmt, hängt dessen Geschäft ab. Ist er schroff, so meiden sie ihn und bringen ihm keine Kopra. Ist er dagegen ihren Forderungen gegenüber zu nachgiebig, so werden sie frech; droht er dann mit Strafe, so suchen sie ihm Nachteile zu bereiten, legen Feuer an sein Haus oder gehen ihm ans Leben, wie es leider häufig geschehen ist. Früher galt die Stellung eines Traders so ziemlich als verlorener Posten. Seitdem jedoch die Kriegsschiffe sich öfters zeigen und einige besonders feindliche Stämme durch Einäscherung der Dörfer oder durch Auferlegung von Kopra-Lieferungen und vieler Faden Muschelgeldes zwecks Befriedigung der Ansprüche Geschädigter von diesen gestraft worden sind, haben sich die Verhältnisse sehr gebessert. Die Händler werden von den Hauptstationen mit Tauschartikeln versorgt und erhandeln dafür von den Eingeborenen Kokosnüsse oder die aus solchen bereits gewonnenen Kerne, die Kopra; hierauf beruht gegenwärtig noch das ganze Geschäft. Daß bei den Tauschgeschäften Wert und Gegenwert der Waren nicht so abgemessen wird, wie zu Hause, und erhebliche Gewinne gemacht werden, bedarf in Ansehung des Umstandes, daß die Eingeborenen nur sehr geringe oder gar keine Kenntnis von dem Werte ihrer Produkte und der ihnen gebotenen Waren haben, kaum der Erwähnung, dürfte auch mit Rücksicht auf die Strapazen und Entbehrungen, die der weiße Mann auszuhalten hat, gerechtfertigt sein. Den Hauptgewinn zieht natürlich die Firma. Die Händler arbeiten teils mit Gewinnanteil, teils für festes Gehalt. Bedürfnisse für ihren Unterhalt müssen sie von ihren Firmen kaufen, wie die Eingeborenen auf den Plantagen, und die ziemlich hohen Südseepreise dafür bezahlen, so daß sie nach mehreren Jahren eines Lebens voller Entbehrungen, Gefahren und Mühen an Kapitalien oft kaum mehr als 500 bis 1000 Dollars erworben haben."

Die Faktoreien sind sehr einfach eingerichtet. Auf Matupi war das von Powell besuchte Haus des Kaufmanns ein Holzbau mit Bretterverschalung und einem Dach von rostigem Eisen. Im Innern befanden sich 3 Räume. Durch die Vorderthür trat man in den gewöhnlichen Wohnraum, der als Speisestube diente. Aus diesem führte eine Thür zur Schlafstube, eine andere zur Warenniederlage, und an der Hinterwand des Wohnzimmers befand sich noch eine Thür, welche nach der Küche führte, die einige Meter vom Hauptgebäude entfernt war. Alle Räume waren möbliert. In der Speisestube befanden sich ein Eßtisch, 2 Stühle und ein rohgearbeitetes Sofa, die Schlafstube enthielt ein Klappbett und eine Komode. Die Fenster der Zimmer waren alle mit Holzläden verwahrt, um im Falle eines feindlichen Angriffs die Verteidigung des Hauses zu erleichtern.

Noch besser als das Wohngebäude war das in der Nähe desselben befindliche Lagerhaus verwahrt. Es war ein großes Gebäude aus Bambus mit einem Blätterdach, und die Thür war durch ein Vorhänge-

ſchloß verſchloſſen. Solche Vorſicht iſt dringend geboten, denn es iſt ſchon vorgekommen, daß die in einem Lagerhaus aufgeſtellte Ware über Nacht von den Eingeborenen geſtohlen und dann dem Händler nochmals zum Kauf angeboten wurde.

Der Haupthandelsartikel iſt hier überall Kopra, die in Streifen geſchnittenen und in der Sonne gegetrockneten Kokosnußkerne. Anfangs führte man die ganzen Kokosnüſſe nach Europa, aber bald wurden Anſtalten getroffen, ſie an Ort und Stelle auszupreſſen und nur das in Fäſſer gefüllte Öl zu transportieren. Ein völliger Umſchwung in dieſem Handel trat ein, als der Hamburger Céſar Godeffroy Handelsniederlaſſungen in der Südſee gründete. Godeffroy ließ die zerſchnittenen Kerne in der Sonne trocknen und verſchiffte nur dieſe. Sein Vorgang fand raſch allgemeine Nachahmung, da die Vorteile ſeiner Methode klar zu Tage lagen. Bei der Ölauspreſſung in den Faktoreien blieben bedeutende Rückſtände unausgenutzt, da man nur Handpreſſen verwenden konnte, während in Europa durch die Anwendung von Maſchinen das Öl gründlich ausgepreßt



Masken und Götzenbilder von den Marſhall-Inſeln.

wurde. Die Preßabfälle ließen ſich dann als Ölkuchen noch in der Landwirtſchaft verwerten, denn ſie lieferten ein gutes, nahrhaftes Viehfutter. Für den Transport der Kopra ſtatt des Öls ſprach auch der Umſtand, daß bei erſterer der Transport nicht mit ſolchen Verluſten verknüpft war wie bei den Ölfäſſern, welche unterwegs häufig ſchadhaft wurden und einen Teil ihres Inhalts ausfließen ließen.

Das aus der Kopra in Europa gewonnene Öl iſt infolge der ſorgfältigen Behandlung jetzt ſo fein, daß ſehr viel Öl, das als Olivenöl in den Handel kommt, nichts anderes iſt als Kopraöl. Die Tonne Kopra koſtet in England 204 bis 326 Mark.

Der Handel im Archipel iſt jedoch nicht auf Kopra beſchränkt, ſondern es kommen auch noch Schildkrot, Perlmuſcheln und Wachsnüſſe in den Handel, außerdem die Rinde eines Baumes, welche in Europa bei der Papierfabrikation Verwendung findet. Den Maſſen gegenüber, in welchen die Kopra zur Ausfuhr gelangt, ſind jedoch alle dieſe Produkte mehr oder minder unbedeutend.

In Matupi konzentriert sich fast alle Thätigkeit der Eingeborenen auf den Handel. Kokospalmen sind überdies zahlreich vorhanden, der Fischreichtum des Meeres unerschöpflich — so wird der Ackerbau, der überall auf dem Festlande getrieben wird, hier entbehrlich. Am frühen Morgen verlassen Dutzende von Kanoes den Hafen von Matupi, um sich des Handels wegen nach der Festlandküste zu begeben. „Die Bewohner Neu-Britanniens, deren Dörfer, Bananen- und Tarofelder meist weit vom Strande inmitten des Urwaldes oder hoch oben auf den Bergen liegen, kommen an bestimmten Wochentagen mit Lebensmitteln beladen zum Strande herab, wo ein förmlicher Markttag abgehalten wird." Das Geld, mit dem die Waren bezahlt werden, ist das hier schon mehrmals erwähnte Diwarra, eine Art Kaurimuscheln, die bei Nukani an der Nordwestküste Neu-Britanniens gefunden werden. Auf Duke of York sind sie wertlos, auf Neu-Britannien dagegen sehr geschätzt. Ihre Stelle vertritt auf Mioko und Utnan eine andere kleine zweischalige Muschel,

Kabua, König von Jaluit.

welche durchbohrt und an Schnüren aufgereiht wird. Das Diwarra steckt man gleich einem Wagenrad auf gespaltenes Rohr, aber vorher muß es auf bestimmte Weise hergerichtet werden, um den Anforderungen als giltige Münze zu genügen: es wird in der Erde vergraben, um dort zu bleichen, und wenn dies geschehen ist, bohrt man in die Spitze der Muschel ein kleines Loch, durch welches das Rohr gesteckt wird. Auch bricht man die Muschel ringsum bis zu einem Durchmesser von 25 Millimeter ab und schleift sie dann mit Sand und Bimsstein glatt. Die Eingeborenen von der Nordküste wissen nicht, woher das Diwarra kommt; die Bezugsquelle ist ein Geheimnis der Häuptlinge, denen auch das Aufreihen der Muscheln auf die Bambusrohre ausschließlich obliegen soll.

Der Preis aller Gegenstände wird nach Längen Diwarra bestimmt. Von der Hand eines ausgebreiteten Armes über die Brust weg zur andern Hand ist die erste und größte Länge; die zweite beträgt die

Hälfte der ersten, denn sie reicht nur von einer Hand bis zur Mitte der Brust; die dritte entspricht der Entfernung von der Schulter bis zur Spitze der Finger, die vierte von der Schulter bis zum Ellbogen, die fünfte reicht vom Handgelenk bis zu den Fingerspitzen, die sechste ist einer Fingerlänge gleich. Hundert „erste Längen" bilden ein Gewinde, das mit einem den Sitzen unserer Rohrstühle ähnlichen Flechtwerk überzogen ist. Es kommen Gewinde vor, welche gegen 600 „erste Längen" enthalten, aber solche bleiben eine seltene Ausnahme, da sie sehr schwer zu transportieren sind und jeder darauf bedacht ist, im Falle eines feindliches Angriffes sein wertvollstes Besitztum, das Diwarra, rasch und leicht in Sicherheit zu bringen.

Nach diesem seltsamen Geld, und nicht nach seinem Grundbesitz oder seinem Vieh wird der Reichtum eines Mannes geschätzt, und alles Sinnen und Trachten der Eingeborenen ist darauf gerichtet, möglichst viel Diwarra zu erwerben. Es giebt reiche Häuptlinge, welche ganze Häuser voll Diwarra besitzen. Sie haben aber auch die Macht, sich dasselbe auf allerlei Weise zu verschaffen. Die einträglichste ist der Bau eines Toberrankahnes, eine auf einem alten Aberglauben fußende Sitte, welche, obwohl heute kein Mensch mehr an die dem Kahne zugeschriebene Wunderkraft glaubt, sich doch noch erhält und die Eingeborenen zu Geldopfern bereit findet, weil sie eben sicher sind, daß infolge ihrer Beisteuern ein Fest abgehalten wird, bei dem sie sich mit Tanz vergnügen können.

Der Toberrankahn wird gebaut und mit Diwarra gefüllt ins Meer hinausgestoßen, um die Fische für ihre Verluste beim Fischfang zu entschädigen und sich auch fernerhin einen reichlichen Fischfang zu sichern. Der Glaube an die wunderthätige Wirkung eines solchen Geldopfers mag einst jeden, der sich mit Fischfang beschäftigte, zu einer bedeutenden Diwarra-Spende veranlaßt haben, aber wenn der Monsun den Kahn ins Meer hinaustrieb, befand sich nicht ein Stück Diwarra mehr in demselben. Der Häuptling, der den Kahn bauen ließ und zu seiner Füllung aufforderte, hatte die Gaben der Einzelnen in Empfang genommen und in den sorgfältig zugedeckten Kahn gelegt, und bis zur Abfahrt des Kahnes fand sich schon eine passende Gelegenheit, das Geld unbemerkt aus ihm zu entfernen und in die Schatzkammer des Häuptlings zu bringen. Dabei gehörte der Toberrankahn in die Klasse jener Wunderwirker, welche auch durch Mißerfolg nicht leicht diskreditiert wurden, denn wenn trotz großer Opfer der erwartete reiche Fischfang ausblieb, war der Häuptling schnell mit der Erklärung zur Hand, es sei nicht genug Diwarra in dem Kahn gewesen, die Fische seien nicht befriedigt, und es müsse ein neuer Kahn gebaut und gefüllt werden.

Diwarra ist auch das Sühngeld, durch welches man die Rache für Tötung eines Angehörigen eines andern Stammes von sich abwendet, und für Gewaltthätigkeiten, die sie sich Weißen gegenüber zu schulden kommen ließen, können die Eingeborenen weder durch das Einäschern ihrer Dörfer, das Zerstören ihrer Palmenpflanzungen und den Tod vieler Leute ihres Stammes so empfindlich gezüchtigt werden wie durch das Auferlegen einer Geldstrafe. Man kauft für 10 „erste Längen" ein kleines, für 30 bis 40 ein großes Schwein; für Fische giebt man gewöhnlich einen Diwarrastab, der ihrer Länge gleichkommt.

Die Erzeugnisse, welche die Eingeborenen zu Markte bringen, werden sämtlich im Wege des Tauschhandels erworben. Der Händler giebt für dieselben geringwertige Baumwollstoffe und bunte Kattune, billige Eisenwaren, Beile und Messer, Glasperlen und allerlei blinkenden Tand, hauptsächlich aber Tabak, den sogenannten Niggerhead, für den die Eingeborenen große Vorliebe zeigen.

Die Eingeborenen rauchen meist selbstverfertigte rohe Zigarren, deren Ende sie gegen einen brennenden Stock drücken, einen langen Zug nehmen, den Rauch verschlucken und ihn erst nach langer Zeit allmählich durch die Nase ausstoßen. Eine derartige Zigarre geht gewöhnlich im Kreise von Hand zu Hand, und wenn Einer einen Zug gethan hat, reicht er sie seinem Nebenmann. Das unserem Tabak ziemlich ähnliche Blatt, welches grünlich aussieht, da es nur wenig an der Sonne getrocknet wird, heißt seltsamerweise, zur Zigarre gedreht, „Sogar". Wenn die Eingeborenen jedoch unsern Tabak erhalten können, geben sie ihm vor ihrem Kraut den Vorzug, und die erste Bitte, welche an Weiße gerichtet wird, bezieht sich in der Regel auf Tabak.

All die Waren, welche den Eingeborenen von den Händlern geliefert werden, sind teils deutschen, teils fremden Ursprungs. Jede der kleinen Handelsstationen an den Küsten des Archipels ist mit genügenden Vorräten ausgestattet. Die eingetauschte Kopra und die anderen Landesprodukte werden durch kleine Fahrzeuge nach der Hauptstation gebracht, und nur wenn der Geschäftsgang ein sehr guter war und bei der Station sich eine ganze Schiffsladung angesammelt hat, findet sich bei ihr ein größeres Schiff ein, um die Ware direkt nach Europa zu bringen. Der Bestimmungsort derselben wechselt mit den Preisen, welche die Kopra auf den einzelnen Welthandelsplätzen erzielt, so daß sie im Laufe des Jahres teils nach Hamburg, teils nach London oder Marseille importiert wird.

Jeder Händler besitzt ein Boot, das in einem eigenen Boothause am Strande aufbewahrt wird. Die Eingeborenen, welche die Bemannung bilden, stehen entweder direkt im Dienste des Händlers oder werden von dem Häuptling gestellt. In letzterem Fall erhält auch der Häuptling von dem Händler eine Abgabe für die Benutzung der Leute, deren Lohn in einem Stück Tabak täglich oder in einer Thonpfeife besteht. Mit diesem Boot besucht dann der Händler die benachbarten Ortschaften, um dort seine Einkäufe zu besorgen.

In jüngster Zeit haben die in der Südsee vertretenen Firmen auch bei ihren Stationen Plantagen angelegt und gewinnen Kopra von selbstgepflanzten Kokospalmen, deren Zahl beständig vermehrt wird, da eine solche Pflanzung wenig Arbeit erfordert und sich vortrefflich bezahlt macht. Ein Acre Land wird für 1 Pfund erworben, die Urbarmachung desselben und die Pflanzung der Kokospalmen erfordert eine Auslage von 4 Pfund 10 Schilling, so daß das ganze in dem Grundstück angelegte Kapital nur 5 Pfund 10 Schilling beträgt. Die Bewirtschaftung erfordert so wenig Arbeitskräfte, daß ein einziger Arbeiter 5 Acres Kokospalmenpflanzung zu pflegen imstande ist. Ein solcher erhält jährlich 12 Pfund Lohn, der Arbeitslohn für 1 Acre beträgt daher 2 Pfund 8 Schilling jährlich, während der Acre jährlich durchschnittlich 7 Pfund Gewinn liefert. Die Kosten der Anlage werden daher schon durch ein einziges Jahr, in welchem der Ertrag der Pflanzung die normale Höhe erreicht, fast vollständig gedeckt.

Der Baum entwickelt eben eine Leistungsfähigkeit, die ohne gleichen dasteht, und es ist in Anbetracht seiner hohen Wichtigkeit für den menschlichen Haushalt sowohl als für den Handel vollkommen erklärlich, wenn das Pflanzen einer Kokospalme auf Ceylon für ein frommes, dem Buddha wohlgefälliges Werk gilt. „Der Vater," erzählt Karl von Scherzer, „verteilt die Bäume als erbliches Vermögen unter seine Kinder; nicht nur hat jede Palme ihren Eigentümer, sondern es zehren zuweilen mehrere Familienglieder an dem Ertrag einer einzigen Palme. Ja, diese Zerstückelung des Eigentums geht so weit, daß vor nicht langer Zeit im Gerichtshof zu Galle ein Prozeß verhandelt wurde, dessen streitigen Gegenstand der Anspruch auf den 2250sten Teil von 10, sage zehn, Kokospalmen bildete!"[21])

Der Nutzen, den eine Kokospalme gewährt, ist ein ungemein vielseitiger (siehe Europas Kolonien 3. Band, Seite 43 u. folg.), da sie außer der Kopra, dem Palmwein, dem durch Zusatz von Kalk gewonnenen Palmzucker und der überall, wo sie wächst, in den Handel kommenden, zu Tauwerk, Schnüren, Teppichen u. s. w. verarbeiteten Kokosfaser (Coïr) noch hunderterlei Gegenstände liefert, die aus ihrem Holze, ihren Blättern und Blattrippen und ihren Nüssen verfertigt werden. Ihr Wert wird noch dadurch erhöht, daß sie oft schon im 4. Jahre Früchte zu tragen beginnt und ihre Ertragsfähigkeit bis zum 70. Jahre ungeschwächt bleibt.

Eine Änderung in diesen für die Kaufleute ungemein günstigen Verhältnissen würde allerdings eintreten, wenn die Konkurrenz eine lebhaftere würde als sie jetzt ist, wo nur wenige Firmen sich in das Absatzgebiet teilen, aber dieses ist ein so riesiges, daß sich hier noch auf lange Zeit hinaus vielen ein weites Feld für lohnende Thätigkeit eröffnet. „Wollte jemand, was in Ansehung des Umstandes, daß ein so großes und reiches Handelsterritorium sehr gut einige Konkurrenz ertragen kann und ein rationell geführtes Geschäft in demselben seinen Mann nicht nur nährt, sondern auch wohlhabend macht, gerechtfertigt erscheinen dürfte, eine

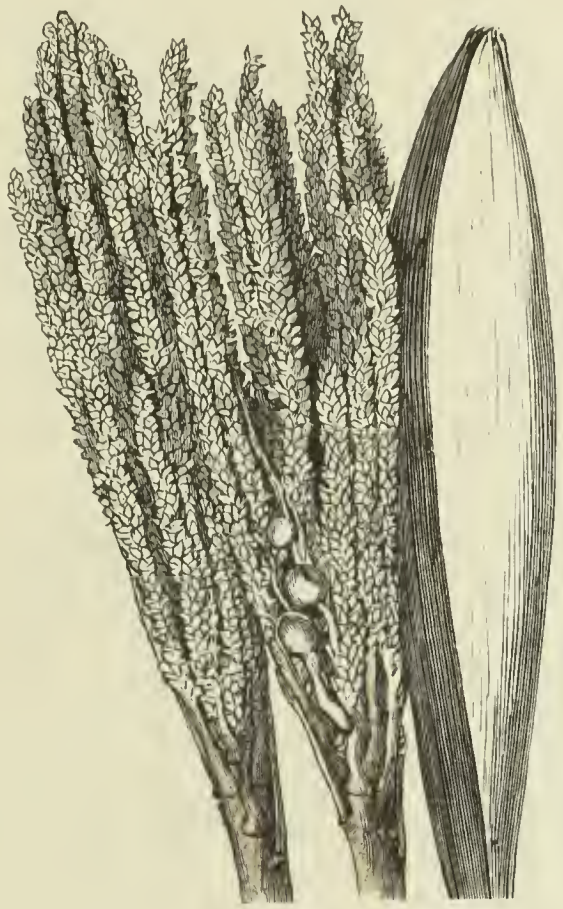
[21]) Statistisch-kommerzieller Teil der Reise der österreichischen Fregatte „Novara" etc. 1. Band, Wien, Carl Gerolds Sohn, 1864.

Handelsfaktorei gründen, so müßte er zunächst daran denken, daß er unabhängig seine Waren ein- und ausführt, denn nur so würde er sich den Erfolg sichern können. Die Ausführung würde hiernach unternehmungslustigen, vermögenden Personen oder bess.r Konsortien mäßig bemittelter junger Kaufleute, welche bei guter Gesundheit den Strapazen eines tropischen Klimas und den Unannehmlichkeiten eines Lebens unter Wilden, umgeben aber von prachtvoller Naturszenerie, für mehrere Jahre zu trotzen den starken Willen haben, überlassen bleiben. Der Tauschhandel ist jedoch nur ein Übergangsstadium zu dauernden, solideren Verhältnissen.

Kokospalme.

Er gestattet nur eine verhältnismäßig geringe Ein- und Ausfuhr, und es ist zufolge dessen der aus ihm erwachsende Nutzen ein sehr beschränkter, ein vielleicht nur wenigen direkt Beteiligten zu gute kommender. Die Quellen des Gewinnes, aus denen viele Bedürftige schöpfen können, liegen in dem reichen Boden, und diese können nur durch eine gedeihliche Entwickelung der Plantagenwirtschaft erschlossen und zu reichlichem Ertrag geführt werden. Nachdem die Tauschhandelsfaktoreien die fetten Ernten der ersten Jahre eingeheimst und mit der steigenden Konkurrenz der Gewinn schmäler zu werden begonnen, gehen die meisten von ihnen zur Plantagen-

wirtschaft über. Landstrecken sind gelegentlich bereits eingetauscht und weitere können noch erworben werden. Wenn sich diesen ersten Schritten zur Plantagenwirtschaft nur geringe Schwierigkeiten entgegenstellten, so bleiben größere zu überwinden; diese beruhen in der Heranschaffung der Arbeitskräfte zur Klärung und Bestellung des Bodens. Die Eingeborenen der Südseeinseln arbeiten auf ihren angestammten Inseln für Fremde nur in den seltensten Ausnahmefällen. Um den Betrieb der Plantagen zu ermöglichen, müssen Arbeiter auf den benachbarten Inseln geworben und herbeigeschafft werden. Die Kosten, welche damit verbunden sind, schmälern den Gewinn, der aus den Bodenerzeugnissen erzielt wird, nicht unbedeutend. Es darf jedoch erwartet werden, daß dieser Übelstand, welcher den Betrieb zugleich unsicher macht, mit dem Fortschreiten der Kultur verschwinden wird. Unter dem Einfluß dieser steigern sich die Bedürfnisse der Eingeborenen. Das Bestreben, sie zu befriedigen, drängt diese trägen Menschen aus Unlust zur Arbeit zum Verkauf ihrer brachliegenden Ländereien.



Blüte der Kokospalme.

Solcher erst entbehrend, müssen sie sich zur Arbeit bequemen, um ihren Unterhalt zu erwerben. Damit wird endlich die Möglichkeit geboten, den Boden ertragsfähig, die Arbeit lohnend zu machen." [22])

Schon im Jahre 1879 schrieb der Korvetten-Kapitän von Werner in seinem Bericht: „Neu-Britannia und Duke of York-Insel sind so wertvoll und versprechen jetzt schon dem unternehmungslustigen deutschen Handel so großen Gewinn, daß dieses Gebiet nicht preisgegeben werden darf. An Plantagenbau ist hier zwar für die nächsten Jahre nicht zu denken, doch glaube ich, daß nach zehn Jahren die Verhältnisse schon soweit geordnet sind, daß auch damit vorgegangen werden kann. Zur Zeit ist daher nur auf die Produkte zu rechnen, welche die Eingeborenen für Tabak, altes Bandeisen u. s. w. hergeben, vorzugsweise aber liegt hier in der sehr dichten Bevölkerung eine unerschöpfliche Arbeiterquelle. Diese berüchtigten Menschenfresser, die allerdings mit größtem Gleichmut den erschlagenen Feind oder einen gekauften Leichnam verzehren, sind die gutmütigsten,

[22]) Bernhard Gronemann, Mit S. M. S. „Elisabeth" in der Südsee, l. c. Seite 153.

fleißigsten Leute, die man sich denken kann, und ich war erstaunt über die Ausdauer, mit welcher 200 Männer mehrere Tage lang, allerdings mit Ablösung, für mich Tag und Nacht Holz geschlagen haben." Seitdem hat sich vieles auf den Inseln geändert, und wenn die 10 Jahre, von denen Kapitän von Werner sprach, vorüber sein werden, dann wird wohl auch der Plantagenbau schon in großem Maßstabe von Weißen betrieben werden. Die größere Sicherheit, deren sich seit der Erklärung des deutschen Protektorats und dem häufigen Erscheinen deutscher Kriegsschiffe die Händler erfreuen, wird auch jedenfalls bald einen lebhaftern Aufschwung des Handels zur Folge haben. Der Händler, der sich heute dort niederläßt, findet den Boden bereits vorbereitet und hat nicht mit so vielen Schwierigkeiten zu kämpfen, wie die ersten Ankömmlinge. Ein Tauschverkehr mit den Eingeborenen hatte schon lange vorher bestanden, bevor ein unternehmender deutscher Kaufmann sich auf der Insel niederließ, aber man hatte mit den Eingeborenen stets nur an Bord der Schiffe verkehrt und nicht gewagt, das Land zu betreten, da man verräterische Überfälle fürchtete. Das Haus Godeffroy in Hamburg war das erste, welches in festen Niederlassungen einen Stützpunkt für seinen Handel zu gewinnen suchte und auf der Südostseite der Insel Mioko eine Faktorei errichtete. Ihm folgte die Firma Hernsheim, deren Hauptsitz Jaluit auf den Marshall-Inseln ist, und errichtete eine Faktorei auf Makada, von wo sie bald nach Matupi übersiedelte. Gegenwärtig besitzt die Firma bereits gegen 3000 Hektar ebenen Landes, dessen Bepflanzung energisch in Angriff genommen ist. Ein großer Teil dieses Bodens ist bereits unter Kultur, und jedes Jahr sieht die Pflanzungen sich vermehren.

Gegenüber den Erfolgen, welche die deutsche Firma durch ihre Ausdauer erzielte, und in Erkenntnis der durch die Kriegsschiffe ihnen wiederholt vor Augen geführten Macht der Weißen hat sich auch die Gesinnung der Eingeborenen sehr geändert. Der Häuptling von Nadup, der früher der Todfeind der Deutschen war, bemüht sich jetzt, mit ihnen freundschaftliche Beziehungen zu erhalten. Einst, sagt er, wußte ich nicht, was der weiße Mann war. Ich hielt ihn für den Teufel und wollte ihn nicht in meinem Lande haben, aber jetzt weiß ich, daß, wenn ich einen Weißen töte, zehn andere kommen, mich zu töten. Der weiße Mann hat viele Flinten, Kugeln, Pulver; warum soll ich gegen ihn kämpfen? Er ist mein Freund, ich bin der seine. Er hat große Schiffe, Kanonen, Perlen und alles, was wir brauchen — warum sollte ich ihn vertreiben und schädigen?

Die Erfolge, welche die Deutschen erzielt haben, sind zum nicht geringen Teil dem Umstande zuzuschreiben, daß sie es verstanden, das Mißtrauen der Eingeborenen zu beseitigen und ein leidliches Verhältnis zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern herzustellen, wie dasselbe zwischen den englischen Plantagenbesitzern auf anderen Südsee-Inseln und den ihnen zugeführten neubritannischen Arbeitern nie bestanden hat. Es ist gewiß eine erfreuliche Thatsache, daß den deutschen Handel keine Schuld an den traurigen Zuständen trifft, welche durch den Arbeitermangel auf den Plantagen Australiens und der Südsee-Inseln hervorgerufen wurden. Gerade jene Nation, welche das Wort Humanität beständig im Munde führt, hat hier den Vorwurf einer nichts weniger als humanen Handlungsweise auf sich geladen.

Für den Betrieb der großen Plantagen, welche in neuerer Zeit in Australien von Weißen angelegt worden sind, genügt die Einfuhr indischer Arbeiter und chinesischer Kulis schon längst nicht mehr, und man hatte daher begonnen, von den noch von keiner Macht besetzten Südsee-Inseln Arbeiter einzuführen. In jedem Frühjahr erscheinen an den Küsten der melanesischen Inseln Schiffe, deren Kapitäne dort Arbeiter für die Plantagen anwerben wollen. Ein Regierungsagent befindet sich an Bord, und in dessen Gegenwart wird mit den Häuptlingen oder den arbeitslustigen Männern selbst ein Kontrakt abgeschlossen, durch den sich die letzteren zu dreijähriger Arbeit auf australischen Plantagen verpflichten. Die Gegenwart des Regierungskommissärs soll eine Bürgschaft dafür sein, daß keine Gewaltthätigkeiten vorkommen und den Eingeborenen kein Unrecht zugefügt wird, aber diese Bürgschaft ist eine sehr ungenügende. Der Kommissär versteht die Sprache der Eingeborenen nicht, er ist auf den Beistand eines Dolmetschers angewiesen, der sehr oft mit dem Kapitän unter einer Decke steckt. Ein Vertrag wird zwar mit dem Häuptling geschlossen, und das genügt dem Kommissär,

dem jedoch meist unbekannt bleibt, was der Kapitän mit demselben vereinbart hat. Der Sklavenhandel dauert ruhig weiter, wenn auch nicht so offen wie früher.

Trotzdem sind die Zustände, welche wir bei Erklärung des deutschen Protektorats vorfanden, schon bedeutend besser als jene, welche noch kurze Zeit vorher herrschten. Damals pflegten die Plantagenbesitzer Schiffe auszurüsten und nach den Inseln zu senden, mit dem direkten Auftrag, von dort Eingeborene nötigenfalls unter Anwendung von Gewalt nach Australien zu bringen. Der Menschenraub war damals im westlichen Teil der Südsee in der schönsten Blüte. Da die Eingeborenen bald mißtrauisch wurden und nicht an Bord der Sklavenschiffe kommen wollten, griff man, um sie dorthin zu locken, zu einer höchst verwerflichen List, die allerdings nur einmal an einem Orte angewendet werden konnte. Die Eingeborenen trauten nur den Missionären, und namentlich die Bischöfe Patteson und Selwyn erfreuten sich großer Beliebtheit. Der Sklavenhändler ließ nun sein Schiff weiß anstreichen, so daß es dem Schooner, auf dem die Missionäre ihre Rundreisen unternahmen, ähnlich sah, und während es in den Hafen einlief, stand der Kapitän mit einem Buch in der Hand, umgeben von den Matrosen, auf dem Verdeck und sang ein Lied nach einer Melodie, welche den Eingeborenen durch die Missionäre bekannt geworden war. Die Eingeborenen ließen sich täuschen und glaubten, der Missionär sei auf dem Schiffe. Als sie an Bord kamen, wurde ihnen auch in der That erklärt, daß der Missionär oder der Bischof angekommen sei, doch mit dem Bemerken, er sei krank und könne nicht ans Land kommen. Bald darauf hieß es, der Missionär wünsche seine Freunde zu sehen, und die Eingeborenen ließen sich ahnungslos in den Schiffsraum führen, um ihn dort zu begrüßen. Man ließ sie nur paarweise ein und überwältigte sie daher rasch. Einige Dutzend Männer befanden sich bereits gefesselt und geknebelt im Schiffsraum, ohne daß die am Strande zurückgebliebenen Angehörigen das Geringste ahnten. Erst als das Sklavenschiff gegen Abend die Anker lichtete und unter dem Hohngelächter der Matrosen davonsegelte, erkannten sie zu spät, was geschehen war.

Zuweilen trieb man die Komödie so weit, daß ein als Missionär verkleideter Mann sich auf dem Lande unter den Frauen und Kindern herumtrieb, während die Männer nach und nach auf dem Schiffe gefesselt wurden. Hatte der Kapitän seine Ladung voll, verabschiedete sich der falsche Missionär und kehrte auf das Schiff zurück, um mit seinen Spießgesellen das Weite zu suchen. Zeigten sich die im Schiffsraum zusammengepferchten Sklaven während der Fahrt nach ihrem Bestimmungsort widerspenstig, so wurde mit ihnen kurzer Prozeß gemacht, indem man in den Schiffsraum hineinfeuerte und einige niederschoß. Als einst der Kapitän eines durch Menschenraub berüchtigten Schiffes, des „Young Australien", der einen Befreiungsversuch der Eingeborenen blutig unterdrückt hatte, öffentlich des Mordes beschuldigt wurde, da gelang es nur mit Mühe, die Gerichte in Sidney zum Einschreiten gegen ihn zu bewegen. Er hatte ein in Petroleum getauchtes Bündel Werg, das an einer Eisenstange befestigt war, in den Schiffsraum tauchen und bei dieser Beleuchtung die rebellischesten seiner Gefangenen niederschießen lassen. Jeder Gerichtshof der zivilisierten Welt hätte den Mann des Mordes schuldig gefunden, in Sidney aber wäre er fast freigesprochen worden. Die Geschworenen erklärten ihn zwar schließlich für schuldig, empfahlen ihn aber der Milde des Gouverneurs, der für ihn und seine Spießgesellen die Todesstrafe in lebenslängliche Gefängnishaft umwandelte, welche später allen erlassen wurde!

Trotz dieser Begünstigung des Menschenhandels durch die australischen Gerichte waren die Menschenräuber nicht immer vor Strafe sicher, die Nemesis ereilte sie zuweilen schon unterwegs, bevor sie ihre Ladung geborgen hatten. Auf der „Mary Anne Christina" brachen einst die im Schiffsraum eingeschlossenen Sklaven aus, erschlugen den Kapitän und den Händler und stürzten sich dann ins Meer, um die nahe Insel Potu schwimmend zu erreichen. Leider gelang es nur sehr wenigen, nur 30 von 280, sich zu retten, die übrigen ertranken.

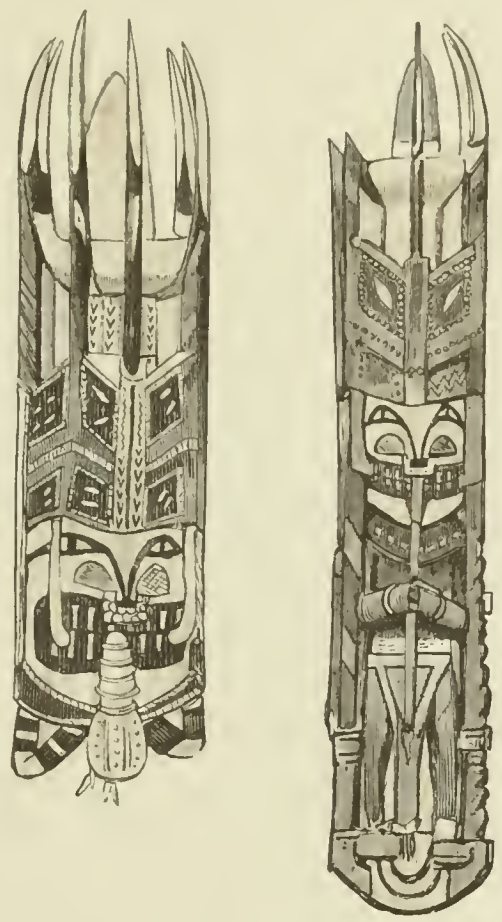
Wenn aber das Sklavenschiff glücklich seinen Bestimmungsort erreichte, dann harrte der Entführten ein trauriges Loos. Sie wurden in Australien und namentlich in Fidschi gleich Sklaven an den Meistbietenden

verkauft und den Sklaven gleich zur Arbeit auf den Plantagen angehalten, schlecht genährt, bei Nacht in engen Räumen zusammen eingeschlossen, und wenn ihre Kräfte genügend ausgenutzt waren, brachte man die Überlebenden auf ein Schiff und ließ sie auf der ersten besten Insel aussetzen, es ihnen überlassend, den Weg nach der Heimat zu finden. Die Regierungen schritten zwar endlich ein, und ihrer Wachsamkeit ist es zu danken, daß der Verkauf angeworbener oder entführter Eingeborenen an den Meistbietenden aufgehört hat, aber unter anderer Form dauerte der Menschenhandel fort. Die schlimmsten Folgen desselben zeigten sich auf den Inseln, von denen man Eingeborene entführt hatte. Die nächsten Weißen, die an die Küste kamen, büßten für die ihnen unbekannte Unthat ihrer Vorgänger. So wurde auch der bei den Melanesiern sehr beliebte Bischof Patteson, als er auf Nukapu nichts Arges ahnend landete, von den Eingeborenen erschlagen, die wegen der Unthaten Rache nehmen wollten, welche noch in der Nähe kreuzende Sklavenhändler verübt hatten. Von englischer Seite wurden solche Vorgänge stets entstellt, um die Züchtigung der Eingeborenen durch Kriegsschiffe als gerechtfertigt erscheinen zu lassen, und auch Powell versucht seine Landsleute weiß zu waschen (vergleiche Seite 90) und alle Schuld auf die „Wilden" zu wälzen. Auch wenn seine schöngefärbte Darstellung vollständig wahr wäre, würde durch dieselbe die Verwerflichkeit der Verpflanzung melanesischer Arbeiter so deutlich erwiesen, daß schon deshalb der Arbeiterhandel verhindert werden müßte. Nach seiner Darstellung werde durch die heimkehrenden Arbeiter, welche Kleidung, Messer, Perlen, vielleicht auch Gewehre und Schießbedarf mitbrächten, bei ihren Stammesgenossen die Begierde erregt, gleiche Dinge zu erlangen. Die Heimgekehrten erzählen, daß sich solche massenhaft auf den Schiffen der Weißen befinden, und die Folge sei ein Angriff auf das nächste Schiff, das sich an der Küste zeige. Die Anführer seien dann die früheren Arbeiter, welche mit der Einrichtung auf den Schiffen wohl vertraut seien. Wenn nun ein solcher Anschlag gelinge, werde er bei nächster Gelegenheit wieder versucht, und auch andere Stämme, zu denen die Kunde davon gelange, versuchten gelegentlich ihr Glück. Es sind jedoch auch auf englischer Seite Stimmen laut geworden, welche über den Einfluß, den die Verpflanzung der Melanesier unter Europäer auf ihre Sitten ausübe, ein sehr ungünstiges Urteil fällen, und den von ihnen vorgebrachten Thatsachen gegenüber verlieren die Behauptungen ihrer Gegner sehr an Bedeutung. Der englische Reisende Trollope will zwar in Queensland beobachtet haben, daß die melanesischen Arbeiter dort seitens ihrer Herren sehr gut behandelt wurden, allein Trollopes Behauptungen, schreibt Jung,[23]) müssen sehr oberflächliche gewesen sein, da die Behandlung der Insulaner seitens ihrer Herren, welche er als eine sehr gute schildert, erwiesenermaßen eine sehr schlechte war. Campbell, welcher den Arbeiter nach seiner Rückkehr in seine Heimat beobachtete, giebt uns eine ganz andere Schilderung. Er behauptet von den Bewohnern der Neuen Hebriden, unter welchen er längere Zeit lebte, daß die drei Jahre Arbeit in Queensland, auf Neu-Kaledonien, Tahiti oder auf Viti ihnen nicht nur nicht nützen, ihnen vielmehr außerordentlich schaden. Seine mitgebrachten Habseligkeiten verteilt der in die Heimat Zurückgekehrte unter seine Freunde, seine Kleider wirft er ab und ist entzückt, wieder in dem geliebten paradiesischen Zustande mit der Zugabe von etwas Fett und Farbe erscheinen zu können. Eine Fähigkeit bringt er ganz sicher zurück und entfaltet sie recht häufig mit nicht geringem Selbstgefühl, die nämlich, auf englisch in allen möglichen Abstufungen zu fluchen. Das ist aber nicht das einzige Laster, welches er sich angeeignet hat, denn die schlechten Seiten seiner auch nicht allzu verfeinerten englischen Genossen sind ihm viel deutlicher erkennbar und sympathischer gewesen als die guten. Es ließen sich noch manche andere Gründe gegen die Verpflanzung der Arbeiter auf fremden Boden anführen, wenigstens gegen den Modus, welchen man in den englischen Dependenzen befolgt, wo man nur Männer, aber keine Frauen will, während die deutschen Pflanzer auf Samoa ganze Familien dorthin übersiedeln. Sterndale, welcher die Arbeiterverhältnisse auf Samoa genau kennen lernte, behauptet, daß die größte Wohlthat, welche man den Insulanern unter den jetzigen Verhältnissen erweisen könne, die sei, sie auf die Pflanzungen zu bringen, selbst wenn sie ihre Heimat nie wiedersehen sollten, und sie unter gerechten und menschlichen Prin-

[23]) Emil Jung, Der Weltteil Australien. Prag, F. Tempsky, 2. Band, Seite 202.

zipien, wie dasjenige der Deutschen, dort leben zu lassen. Der Wilde kann nicht zivilisierter werden, indem man ihn aus seinem natürlichen Boden herausreißt und ihn unvorbereitet in Verhältnisse versetzt, die weit über sein Verständnis hinausgehen. Der sicherste Weg, ihn wirklich zu heben, scheint der von Patteson vorgeschlagene: Die Bildung einer Ansiedelung ehrenwerter Europäer mitten unter den Insulanern, welche so die Künste des Ackerbaues und der Industrie erlernen könnten. Eine strenge Ausschließung von beliebigen Händlern und Abenteurern wäre aber eine unerläßliche Notwendigkeit.

Daß es jedoch noch andere Wege zur Verwertung der Kräfte der Eingeborenen giebt, auf denen ein gutes Einvernehmen mit ihnen erhalten und sie nicht geschädigt werden, zeigt das Vorgehen der deutschen Kaufleute. Diese haben sich von Anfang an das volle Vertrauen der Eingeborenen zu erwerben gewußt, die mit ihnen geschlossenen Verträge redlich gehalten, die Arbeiter gut behandelt, und infolge dessen hat sich zwischen ihnen und den Eingeborenen schon frühzeitig ein viel freundschaftlicheres Verhältnis entwickelt, als zwischen diesen und den Plantagenbesitzern anderer Nationalität. Die deutschen Firmen sind so beliebt geworden und in so guten Ruf gekommen, daß für sie jetzt stets leicht Arbeiter gefunden werden. Dieselben haben auf den deutschen Plantagen nur 9 Stunden täglich zu arbeiten, erhalten außer freier Wohnung und kräftiger Kost monatlich 2 Dollars Lohn, und werden nach Ablauf der kontraktlich vereinbarten Dienstzeit auf Kosten ihres Arbeitgebers in ihre Heimat zurückgebracht.



Götzenbilder von Neu-Irland.

In richtiger Erkenntnis der deutschen Interessen hat auch die deutsche Regierung der Arbeiterfrage auf den Südsee-Inseln besondere Aufmerksamkeit zugewendet und sowohl durch ihre Konsuln als durch Kriegsschiffe den Arbeiterhandel scharf überwachen lassen. Wie vorteilhaft unterschied sich ihr Auftreten von jenem der englischen Regierung! Als Reverend Inglis als Führer einer Deputation, welche zur Unterdrückung des Menschenraubs auf den Neuen Hebriden (nebenbei auch, damit Frankreich dort England nicht zuvorkomme) um die Annexion dieser Insel bat, erwiderte ihm Lord Derby, man könne die Eingeborenen nicht hindern, sich als Arbeiter anwerben zu lassen, „wenn sie freiwillig und gern (if they choose freely and voluntarily) auswandern", denn sie könnten wie die Bewohner anderer Länder frei über ihre Person verfügen. Es sei überdies für ein Volk auch keineswegs vorteilhaft, auf seine Heimat beschränkt zu bleiben und in gar keinem Wechselverkehr mit der übrigen Welt zu stehen. Er verurteilte zwar selbstverständlich die gewaltsame Entführung der Eingeborenen, aber, fügte er hinzu, ich glaube doch nicht, daß es unser Recht oder unsere Pflicht ist, diesen Handel ganz zu verbieten, bis es absolut und unwiderleglich bewiesen ist, daß es außer einer Aufhebung keine Mittel giebt, ihn irgendwie zu regulieren.

Der Missionär, der diese Deputation anführte, und der die Verhältnisse aus eigener Anschauung kannte, hatte ausdrücklich erklärt, er würde sich eines vorsätzlichen Menschenmordes für schuldig halten, wenn er in irgend einer Weise mit dem Arbeiterhandel in der Südsee in Verbindung stände. Er wies auch auf die ungeheure Sterblichkeit unter den nach Queensland gebrachten braunen Arbeitern hin. Während sonst die Sterblichkeit bei Männern zwischen 16 und 36 Jahren gewöhnlich 9 von 1000 betrage, herrsche unter den Melanesiern auf Australien eine Sterblichkeit von 70 bis 110 von 1000. Solche Zahlen sprechen doch deutlich genug. Man kann nach ihnen schließen, daß die mittlere Lebensdauer melanesischer Arbeiter, welche ständig

auf den Plantagen von Queensland beschäftigt würden, keine 10 Jahre betragen würde, während auf Barbados zur Zeit der berüchtigten englischen Sklavenwirtschaft die mittlere Lebensdauer der Sklaven 16 und sogar in dem scheußlichen Sklavenkerker Kuba 10 Jahre betrug!

Wo die Arbeitskräfte sich so schnell abnutzen, da mußte selbstverständlich unablässig für Ersatz gesorgt werden. Die Nachfrage war groß, die Ware wurde gut bezahlt — kein Wunder, daß noch in der Zeit unmittelbar vor der Erklärung des deutschen Protektorats der Menschenraub in der schönsten Blüte stand. Das Geschäft war sorgfältig organisiert. Mehrere Leute schossen das nötige Kapital von 40 000 Mark zusammen und kauften ein altes Segelschiff, gewöhnlich einen Schooner, der keine schwere Fracht mehr tragen konnte. Das Schiff wurde für seine neue Bestimmung entsprechend ausgerüstet, ein Regierungsbeamte besichtigte dasselbe und erstattete über seinen Zustand Bericht, worauf dem Kapitän binnen kurzem die nachgesuchte Bewilligung erteilt wurde, so und so viele „Jungen“ und „Marien“ (so nennt man die Männer und Frauen, welche man in die Sklaverei schleppt) aufzunehmen und nach Australien zu bringen. Mit dem Erlaubnisschein in der Tasche, warb der Kapitän die nötige weiße Mannschaft an, und wenn alle Vorbereitungen vollendet waren, kam ein Regierungsbeamte an Bord und das Schiff ging unter Segel. Es fuhr jedoch zunächst noch nicht nach den Inseln, wo es Arbeiter suchen sollte, sondern richtete seinen Kurs nach einer der benachbarten Inseln, wo eingeborene Bootsleute angeworben wurden, die tüchtige Matrosen und überdies als Handlanger bei dem blutigen Handwerk besser zu verwenden sind als die Weißen. Nun ist alles zur Aufnahme der Menschenware bereit, und das Schiff segelt nach den Salomons-Inseln, nach Neu-Britannien, Neu-Irland oder einer andern der melanesischen Inseln. Die Eingeborenen erblicken das Schiff, und wenn sie Lust haben, mit ihm Handel zu treiben, geben sie ihm vielleicht durch ein angezündetes Feuer ein Zeichen, daß es bei ihrer Insel anlegen soll. Zwei Boote, beide mit Eingeborenen bemannt, in deren einem sich ein Weißer, der „Werber“, befindet, gehen sofort ans Land, während aber das eine derselben, welches die Tauschwaren enthält, bis ans Ufer fährt, bleibt das andere hart an der Brandung liegen. In ihm befindet sich die Bedeckungsmannschaft, welche den Rückzug des ersten Bootes decken soll, wenn es angegriffen würde. Der „Werber“ beginnt alsbald mit dem Häuptling zu unterhandeln, und wenn beide handelseins geworden sind, wie viel für einen „Jungen“ gezahlt werden solle, wird eine der mitgebrachten Kisten geöffnet, die Ware dem Häuptling überreicht, und gleichzeitig wandert ein „Junge“ ins Boot. Wenn die so Gekauften an Bord kommen, werden sie dem Regierungsbeamten vorgeführt, und nun beginnt die Komödie, durch welche man den Sklavenhandel vor der Welt zu verbergen sucht. Der Beamte läßt jeden gekauften „Jungen“ durch den Dolmetsch fragen, ob er bereit sei, nach Queensland zu gehen und dort 3 Jahre als Arbeiter zu dienen. Der Dolmetsch, der im Dienste der Schiffseigentümer steht, ist selbstverständlich genau unterrichtet, wie er sich zu benehmen hat. Er richtet eine Frage an den Eingeborenen und übersetzt dem Beamten seine Antwort so, daß dieser zufriedengestellt ist, den Vertrag als richtig anerkennt und ihn in sein Tagebuch einträgt. So sammelte sich, während man von einer Insel zur andern fuhr, die gesuchte Arbeiterzahl an, und wenn das Schiff seine volle Ladung hatte, konnte der Kapitän die Rückfahrt mit dem Bewußtsein antreten, seinen Auftraggebern ein hübsches Sümmchen verdient zu haben. Er hatte für einen „Jungen“ gezahlt: ein Gewehr, 2 Dutzend Tabakspfeifen, 50 Päckchen gewöhnlichen Tabaks, 10 Zündholzschachteln, einige Ellen Kattun, eine Axt, ein Beil, 3 Messer und etwa 20 Patronen. Der Wert aller dieser Gegenstände war kein großer, da die wertvollsten derselben, Gewehr, Axt und Beil, alt und von schlechter Qualität waren, dagegen wurde der „Junge“, wenn er in Queensland ankam, von den Plantagenbesitzern mit 400 Mark bezahlt, eine „Marie“ mit 300 Mark. Da ein Schiff 130 bis 150 Männer und Frauen nach Queensland brachte, hatte seine Fracht einen Wert von mindestens 50 000 Mark, welcher ein verschwindend kleiner Ankaufspreis gegenüberstand. Noch einträglicher war das Geschäft selbstverständlich dann, wenn man ein wenig Menschenraub getrieben hatte. Vielleicht gelang es der Mannschaft des gelandeten Bootes, den Sohn des Häuptlings, der sich unter den Zuschauern am Ufer befand, zu ergreifen und ins Boot zu schleppen, das nun schleunigst mit ihm das

Weite suchte. Der Regierungsbeamte, der sich indessen in der Kajüte aufhielt, hatte selbstverständlich nicht gesehen, was am Ufer vorging. Als man den Burschen ihm vorführte, wurden die üblichen Fragen an ihn gerichtet, und der Dolmetsch meldete, daß er bereit sei, sich als Arbeiter zu vermieten. Bevor sich die Leute am Ufer von ihrer Überraschung erholt hatten, war an Bord alles in Ordnung gebracht, ein neuer „freier" Arbeiter in die Register eingetragen. Nun kamen die Eltern und forderten ihr Kind zurück, aber der Kapitän bestand auf dem Vertrag, den der Bursche, ohne zu wissen was er that, mit einem ✝ unterzeichnet hatte, und durch den er sich verpflichtet, für einen geringen Lohn Jahre lang in den Zuckerpflanzungen zu arbeiten. Nach langen Unterhandlungen erklärten sich die Angehörigen des Burschen endlich bereit, ihn loszukaufen, und der Kapitän ging sofort auf ihr Anerbieten ein, denn ihm lag ja nichts an dem einen „Jungen", derselbe sollte nur dazu dienen, ihm mehrere zu verschaffen. Man einigte sich schließlich, daß er freigegeben werden solle, wenn der Häuptling 10 andere „Jungen" für ihn stelle, und dieser begab sich ans Land, um die Ersatzmänner aufzutreiben. Sobald der Austausch vollzogen war, ging der Schooner schleunigst unter Segel.[24])

Aus alledem ging klar hervor, daß von England eine Beseitigung der Übelstände nicht zu erwarten sei, und es blieben auch alle Reklamationen der deutschen Regierung unbeachtet. Für die vielen deutschen Niederlassungen in der Südsee waren aber die melanesischen Arbeiter unentbehrlich und eine Regelung der Verhältnisse zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer für sie ebenso eine Lebensfrage wie die fernere Erhaltung dieses Arbeitermarktes. Derselbe mußte ihnen verschlossen werden, wenn England die Inseln annektierte, denn nach englischem Gesetz dürfen englische Unterthanen nur nach englischen Kolonien sich als Arbeiter vermieten. So blieb denn der deutschen Regierung schließlich, wenn sie die Interessen der Reichsangehörigen wahren wollte, kein anderer Ausweg als die Erklärung des Protektorats über die Inseln, welche durch Kapitän z. S. Schering, Kommandant S. M. S. „Elisabeth", am 3. November 1884 auf Matupi und in den folgenden Tagen an allen Orten Neu-Britanniens, Neu-Irlands und der Duke of York-Inseln, wo sich deutsche Niederlassungen befanden, unter Hissung unserer Flagge ausgeführt wurde.

Es war die höchste Zeit, daß das Reich einschritt, denn schon war England bereit, wie es dies bereits früher auf den Fidschi-Inseln gethan hatte, auch hier die Früchte deutscher Arbeit sich kurzweg anzueignen. Die deutschen Kriegsschiffe, welche in der Südsee stationiert sind, werden nun mit mehr Nachdruck gegenüber dem Menschenhandel auftreten können und demselben, soweit er das unter Reichsschutz gestellte Gebiet betrifft, wohl bald ein Ende machen. Die Aufgabe, die ihrer harrt, ist jedoch keine leichte, da die zu beaufsichtigende Küstenstrecke eine so große ist, daß ein Schiff erst nach mehreren Monaten denselben Ort wieder besuchen kann. Über kurz oder lang dürfte sich daher die Notwendigkeit ergeben, wenn nicht die Zahl der in der Südsee befindlichen Kriegsschiffe zu vermehren, so doch einige kleine Dampfer dort zu stationieren, welche die Aufgabe des Küstenschutzes gegen unberufene Gäste auch besser erfüllen würden als die großen Kriegsschiffe, deren bedeutender Tiefgang das Eindringen in viele Buchten und Häfen verhindert. Die Vorliebe der Eingeborenen für die Deutschen wird ohnehin nach Vergrößerung der von diesen auf den Inseln angelegten Plantagen zur Folge haben, daß sie lieber daheim als in der Fremde Arbeit suchen werden, und jene, welche die angeborene Wanderlust der Neu-Britannier doch in die Fremde treiben wird, werden fortan sicher sein, dort auf deutschen Plantagen eine menschenwürdige Existenz und lohnende Arbeit zu finden.

Ruhig und ungehindert wird sich nun auch der deutsche Handel auf diesen Inseln weiter entwickeln können, nachdem er sich schon unter den früheren ungünstigen Verhältnissen viele Plätze erobert, auf denen nicht einmal die Missionäre Fuß zu fassen vermochten. Die beiden deutschen Firmen, Robertson & Hernsheim und die Deutsche Plantagengesellschaft, haben bisher Faktoreien errichtet in der Blanche-Bai, auf der Insel Matupi, auf der Nordküste der Gazellen-Halbinsel in Nadup, Nugai, Kabakadai, Ratawul und Port Weber und auf der Matawa-Insel, in der Duke of York-Gruppe auf Duke of York, in Port Hunter, auf Mioko und

[24]) Siehe „Sklavenhandel in der Südsee." Calwer Missionsblatt, 1884, Seite 82.

Makada, auf Neu-Irland in der Steffen-Straße und zu Cablaman, Butbut, Kapsu und Lagunebanje an der Nordwestküste, außerdem auf den Anachoreten und auf den Hermit-Inseln.

Während wir sonst dem Forschungsreisenden den Missionär als ersten Pionier der europäischen Kultur folgen sehen, hat hier der Kaufmann den Missionär weit überflügelt und ist an den meisten Plätzen der Bahnbrecher geworden. Trotzdem nimmt auch die Mission in dem Archipel bereits eine Achtung gebietende Stellung ein. Augenblicklich ruht die Missionsarbeit noch ausschließlich auf den Schultern englischer Missionäre, welche Schritt für Schritt von ihren ersten Niederlassungen in der Torresstraße und an der Südküste Neu-Guineas nach Norden vorgedrungen sind. Wir wollen daher, um ihr Wirken richtig zu würdigen, einen Blick auf ihre Thätigkeit in ganz West-Melanesien werfen.

Nachdem schon im Jahre 1855 an der Nordküste des holländischen Teiles von Neu-Guinea die ersten evangelischen Missionäre gelandet waren, deren Arbeit Utrechter Sendboten fortsetzten, welche 4 Stationen gründeten, wurde das Missionswerk 1871 auch im Südwesten in Angriff genommen, wo zunächst zwei Missionäre der Londoner Gesellschaft die Stationen Katau und Tureture errichteten. Auf denselben wirkten 8 Lehrer von der Insel Lifu, von denen manche früher selbst Kannibalen gewesen, aber ihr Wirken war nicht vom Glück begünstigt: einige wurden erschlagen, der Rest mußte schließlich dem mörderischen Sumpffieber weichen. Glücklicher war die Londoner Missionsgesellschaft an der Südostküste. Auf der Murray-Insel befand sich eine Missionsstation, in welcher junge Papuas christlich erzogen wurden. Von 5 dort zu Lehrern ausgebildeten Eingeborenen wurden 2 auf benachbarten Inseln angestellt, ein dritter übernahm die nach dem Abgang der Lifu-Lehrer verlassen dastehende Station Katau, der vierte ließ sich in Tureture und der fünfte an der Mündung des Fly nieder. Nicht weit von der Mündung des Fly liegt mitten im Fluß die Insel Mibu. Auch auf dieser wurde ein Missionshaus erbaut und einer der oben erwähnten 8 Lehrer aus Lifu, der seine Gefährten überlebt hatte, bezog die Station.

Besonders erfreuliche Erfolge hat die Mission in Port Moresby erzielt. Die dortige Station, deren zahlreiche Gebäude einen stattlichen Anblick darbieten, ist heute der Mittelpunkt von einigen 20 Stationen, welche auf einer etwa 100 Meilen langen Küstenstrecke zerstreut sind. Neben mehr als 30 Südsee-Insulanern wirken dort auch schon einige Eingeborene von Neu-Guinea, welche in einem kleinen Seminar ausgebildet wurden. „Zugleich aber sieht man sofort, wie wenig man die Eingeborenen ihren nationalen Sitten entfremdet, soweit sie sich mit dem Christenthum vereinigen lassen. Auch die Christen wohnen noch nach Weise ihrer Väter in den Pfahlbauten. Das Dorf über dem Wasser, vor den auf dem hügeligen Ufer in europäischem Stiele aufgeführten Gebäuden am Fuße prächtig bewaldeter Berge, giebt dem Orte ein eigentümlich malerisches Aussehen. Auf einigen Stationen ist sogar Kirche und Schule auf Pfählen über dem Wasser gebaut." Im Ganzen mögen bei allen diesen Stationen 150 bis 200 Getaufte leben, aber neben ihnen haben sich viele niedergelassen, welche zwar noch Heiden geblieben sind, aber die Lebensweise der Christen angenommen haben. Dies ist jedoch für die Verbreitung der Zivilisation unter den Eingeborenen gerade von der größten Wichtigkeit, denn mehr als die Lehren und Predigten der Missionäre übt das gute Beispiel einen Einfluß auf die Eingeborenen aus. In diesem Sinne äußerte sich auch ein Missionär vor einer Versammlung in Viktoria: Das Leben ist von der größten Wichtigkeit. Die Leute verstehen mehr vom Christentum durch das, was sie im Wandel davon sehen, als durch das, was wir ihnen darüber sagen. Wir müssen ihnen Anschauungsunterricht im Christentum geben und ihnen im Leben zeigen, was Ehrlichkeit, Wahrhaftigkeit, Reinlichkeit und Gerechtigkeit ist. Unsere größte Hoffnung für die Zukunft Neu-Guineas sind die Schulen. Indessen haben die Leute wenig Trieb, sich Kenntnisse zu erwerben; sie meinen immer noch, sie erweisen uns eine Gefälligkeit, wenn sie zur Schule kommen. Am Singen haben sie ihre Freude. Viele haben ihre Muttersprache lesen gelernt und besitzen in derselben zwei Evangelien, ein Gesangbuch, ein Geographie- und ein Lesebuch. In der höhern Schule werden die jungen Leute auch im Gebrauch von Handwerkzeugen unterwiesen, und einige können schon ganz gut sägen, hobeln und den Meißel anwenden. Bei alle diesem waren wir bemüht, ein gesundes Christen-

tum, das Evangelium der Freiheit und nicht der Knechtschaft, ein friedes und freudevolles und kein düsteres und trübseliges Christentum einzuführen.

Die Missionäre haben hier unbestreitbar einen nicht unbedeutenden Einfluß erlangt, und die heidnischen Sitten werden immer mehr verdrängt. Die Menschenschlächterei und der Kindermord hat aufgehört und auch die Leichen werden nicht mehr wie früher an der Luft getrocknet oder durch Feuer geröstet: ein neben der Kirche befindlicher Friedhof zeigt uns überall, daß die Bevölkerung sich bereits an die christliche Bestattungsweise gewöhnt hat. Auch die Fehden zwischen den einzelnen Dörfern werden immer seltener, der still wirkende

Panzer der Gilbert-Insulaner.

Einfluß der Mission verbreitet sich über immer größere Gebiete, und überallhin bringt das Evangelium den Frieden, wie denn überhaupt Maino d. i. Friede das Wort ist, mit dem die Eingeborenen die Mission bezeichnen. So ist hier die Mission zu einem wahren Segenswerk geworden, und wir können nur wünschen, daß wir bald von gleichen Erfolgen an der deutschen Nordküste Neu-Guineas hören, wohin jetzt die Rheinische Missionsgesellschaft die ersten Missionäre entsendet. So weit nach den bisherigen Nachrichten ein Urteil möglich ist, werden sie dort eine viel gutmütigere Bevölkerung vorfinden als z. B. die wilden Anwohner des Fly und anderer Gegenden des südlichen Neu-Guinea. Der Boden, den sie sich für ihre Wirksamkeit gewählt haben, dürfte leichter zu bebauen sein als jener, auf dem die englischen Missionäre wirken, aber trotzdem wer-

den sie gut thun, dem Beispiele jener zu folgen. Wie der oben erwähnte Missionär in Viktoria sehr richtig sagte, kommt es in Neu-Guinea nicht auf das Tragen schwarzer Talare und auf lange Predigten an, sondern auf das Beispiel, das man durch den eigenen Lebenswandel den Eingeborenen bietet. Wird in diesem Sinne gewirkt werden, dann wird die Thätigkeit der Missionäre gewiß eine segensreiche sein.

Bisher sind in dem Gebiet der Neu-Guinea-Kompanie bloß im Bismarck-Archipel Missionsstationen vorhanden. Seit 1874 ist die Wesleyanische Mission dort thätig, und Makada in der Duke of York-Gruppe ist ihre Zentralstation, außer welcher in der Gruppe noch 3 Stationen, darunter eine in Mioko vorhanden sind. Auf Neu-Britannien befinden sich nach den vorliegenden Nachrichten 8 Stationen, deren wichtigste Nadup ist, eine auf der Insel Matupi in der Blanche-Bai und 4 auf Neu-Irland, darunter die größte in Kalil, doch dürften in allerjüngster Zeit noch neue Stationen errichtet worden sein. Auf der zwischen der Südwestspitze Neu-Irlands und Kap William auf Neu-Guinea gelegenen Rook-Insel, sowie noch an einigen anderen Orten wirkte früher nicht ohne Erfolg die katholische Mission, sie hat aber ihre Stationen längst aufgegeben.

Überhaupt hat die katholische Mission in Melanesien, ausgenommen auf Neu-Kaledonien und den Loyalitäts-Inseln, das Feld völlig den englischen Missionären überlassen, und wir werden ihr erst weiter nördlich, im Archipel der Karolinen und Palau-Inseln wieder begegnen.

Das deutsche Schutzgebiet in der Südsee hätte durch die nördlich von Neu-Guinea gelegenen Karolinen- und Palau-Inseln eine wertvolle Vergrößerung erfahren, aber bekanntlich sind die älteren Ansprüche Spaniens auf die Inseln von Deutschland anerkannt und die auf allen größeren Inseln des Archipels bereits gehißte deutsche Flagge wieder eingezogen worden. Einen Ersatz für die aufgegebenen Inseln finden wir in den seitdem unter deutschen Schutz gestellten Marshall-Inseln. Der Archipel der Marshall- und Gilbert-Inseln erstreckt sich nordöstlich von Neu-Britannien und östlich von den Karolinen von 12° n. Br. bis 3° s. B. und von 161 bis 177° östl. L. und wird durch eine breite Straße in einen nördlichen und einen südlichen Teil geschieden. Den letztern bilden die Gilbert- oder Kingsmill-Inseln, den erstern die eigentlichen Marshall-Inseln, welche aus der westlichen Ralik- und der östlichen Ratak-Kette bestehen. Diese beiden Ketten, auf denen die Firma Robertson & Hernsheim zahlreiche Niederlassungen besitzt, sind nun unter den Schutz des deutschen Reiches gestellt worden.

Von einigen wenigen Lagunen-Inseln abgesehen, verdanken wahrscheinlich alle Inseln dieses Archipels ihre Entstehung Korallenbildungen. Die Spuren vulkanischer Thätigkeit, welche man unter den Korallenbildungen der Karolinen-Gruppe findet, fehlen hier gänzlich, dagegen ist in der Ralik- und Ratak-Gruppe, namentlich auf den nördlichen Inseln derselben, das hervorragende Land im Verhältnis zur Lagune so unbedeutend, daß schon der Geolog Dana darauf die Annahme gründete, daß der ganze Archipel allmählich unter den Meeresspiegel sinke. Die heute vorhandenen Lagunen nehmen wahrscheinlich die Stelle früherer Inseln ein. In Zeiten großer Erdumwälzungen, schreibt auch Hernsheim, mögen sich diese Inselkomplexe gesenkt haben, und da bekanntlich die Koralle bis zur Wasseroberfläche senkrecht in die Höhe baut, mag das Barrière-Riff in eben dem Maße gestiegen, beziehungsweise in die Höhe gewachsen sein, wie sich das Land senkte, bis schließlich die ganze Insel verschwunden war und nur der sie umgebende Korallenring übrig blieb. Für diese Darwinsche Theorie spricht noch ganz besonders der Umstand, daß fast alle solche Lagunen einen Korallenboden und eine Tiefe von ungefähr 25 Faden haben, während nach dem Meere zu das Riff steil in unmeßbare Tiefen abfällt. Wo in jenen längst entschwundenen Zeiten Bäche oder Flüßchen ihren Weg nach dem Meere suchten, konnte die Koralle nicht bauen, denn nur in Salzwasser gedeiht sie, und so entstanden nach und nach Passagen, wodurch die Lagunen zu bequemen guten Häfen wurden. Als im weitern Verlauf der Erdumwälzungen die Senkungen nicht weiter fortschritten, starben die Korallen an der Meeresoberfläche ab, die Wellen aber schwemmten Land und Pflanzenstoffe an, und allmählich bedeckte sich der schmale Felsenring mit niedrigem Strauchwerke, bis schließlich günstige Strömungen die Kokosnuß zutrugen. So entstand auf nacktem Stein mitten in den Salzfluten des Meeres wieder eine üppige Vegetation.

In der westlichen oder Ralik-Kette ist die größte unter den Inselgruppen Dschalut (Jaluit), von ihrem Entdecker Kapitän Petterson (1809) Banham Insel benannt, unter 6° 8′ n. Br. und 169° 58′ östl. L. Auf der Korallenbank, welche die etwa 20 Seemeilen lange und 8 Seemeilen breite Lagune umgiebt, liegen hier 55 Inselchen, deren Boden sich nur wenige Fuß über die Hochwasserlinie erhebt. Keine dieser kleinen Inseln ist breiter als 600 Yards, die Vegetation überall sehr ärmlich, da weder Bäche noch Quellen vorhanden sind und der Boden nur durch den von März bis Oktober reichlich fallenden Regen die nötige Feuchtigkeit erhält. Die Banane fristet hier nur ein kümmerliches Dasein, dagegen gedeiht die Kokospalme auf dem Sandboden am Meere vortrefflich und liefert den Eingeborenen alles, was sie zum Leben brauchen. Neben ihr finden wir noch den Brotfruchtbaum, den Pandanus und den von Melanesien eingeführten Melonenbaum, und auf den nördlichen Inselchen wird etwas Arrowroot gewonnen. Wie die Kokospalme den Eingeborenen die Nahrung, Material zum Hausbau und zu Geräten und in der Kopra einen wertvollen Handelsartikel liefert, so liefert ihnen ein Buschwerk, welches neben dichtem Schlinggras den Boden bedeckt, das Material zu Matten und Kleidungsstücken. Alle diese Erzeugnisse der 55 Inselchen sind jedoch so unbedeutend, daß durch sie kaum jemals ein Kaufmann wäre veranlaßt worden, hier eine Niederlassung zu gründen. Die beiden deutschen Firmen, welche Dschalut zum Mittelpunkt ihrer Unternehmungen in dem Archipel wählten, wurden dazu dadurch veranlaßt, daß die Koralleninsel einen großen und guten Hafen besitzt, welcher ein reichlicher Ersatz für alles ist, was Dschalut im Vergleich mit anderen Inseln des Archipels, namentlich mit der fruchtbaren und dicht bevölkerten, südlicher gelegenen Ebon-Insel, fehlt.

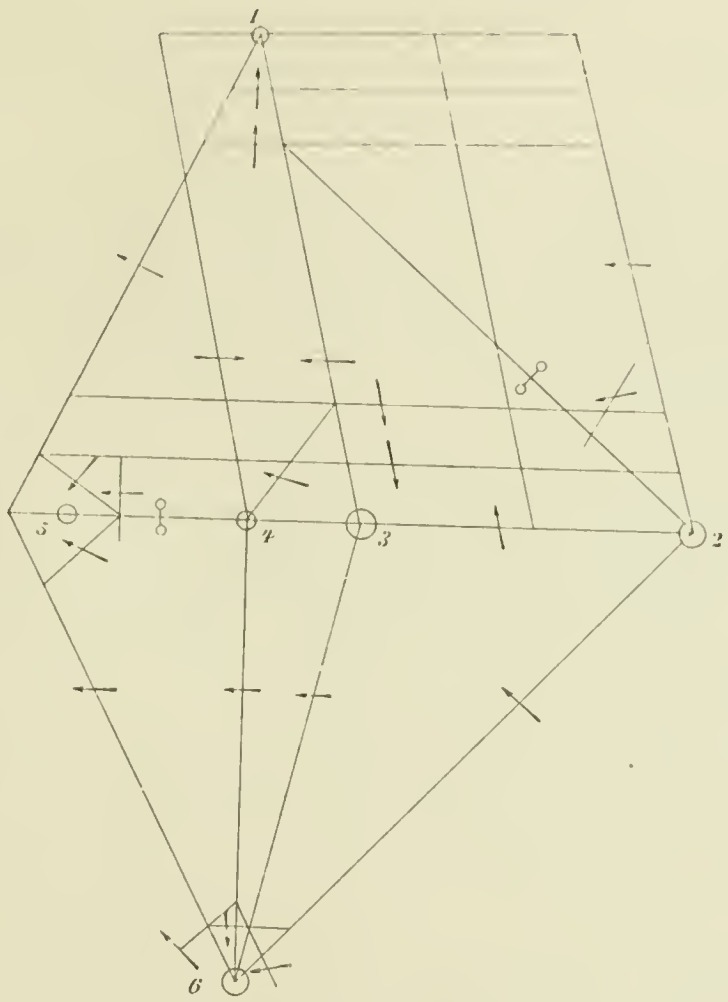
Die Natur hat Dschalut, obwohl sie ihm die Reichtümer des Bodens versagte, zu einem Handelsplatze geschaffen, und seine Bewohner, wie alle Marshaller, sind kühne Seefahrer, die es verstanden haben, seetüchtige Fahrzeuge zu bauen, trotzdem ihnen auf ihren Koralleninseln nicht bloß das Material zu Werkzeugen fehlte, sondern auch das nötige Holz nur schwer zu erlangen war. „Das Fahrzeug ist nicht, wie anderwärts, ein ausgehöhlter Stamm, sondern es besteht aus einzelnen Stücken, die genau aneinander gepaßt und gebunden werden. Man baut jedoch nicht ein Gerippe und bekleidet dieses mit Planken, sondern haut aus dem gefällten Stamme in einem Stücke gerade soviel des ganzen Kanoes als das Material erlaubt, so daß in bezug auf Form und Größe der Stückzahl kein Fahrzeug dem andern gleicht.“ Das vorn und hinten spitz zulaufende Boot ist schmal, hat aber sehr hohe Seitenwände, und um sein Umkippen zu verhindern, ist es durch ein starkes Gestell mit dem sogenannten Ausleger verbunden, einem 10 bis 15 Fuß langen Balken, welcher, neben dem Boote herschwimmend, für dieses eine Art Balanzierstange bildet. In der Mitte des Bootes ist eine Platform angebracht, welche auf beiden Seiten über die Bootwände hinausragt. Auf dieser Platform werden, wenn man längere Fahrten unternehmen will, zwei Häuschen errichtet, und in der Mitte der Platform erhebt sich ein beweglicher Mast, an dessen Spitze und am Schnabel des Kanoes das dreieckige Mattensegel befestigt wird. Gelenkt wird ein solches Fahrzeug mit einem großen flachen Handruder, welches ein Mann leicht handhaben kann. Da durch den Ausleger das Fahrzeug, statt sich in gerader Richtung zu bewegen, zum Beschreiben eines Kreises gezwungen würde, hat man die dem Ausleger zugekehrte Bootseite konvex, die andere Seite fast gerade gebaut und dadurch die hemmende Einwirkung des Auslegers ausgeglichen. Solch ein Fahrzeug kann es mit jedem europäischen Boot aufnehmen, wenn es vor dem Winde segelt, und übertrifft dasselbe sogar an Schnelligkeit beim Kreuzen, weil es dann dichter am Winde liegen kann. Bei ruhigem Wetter und günstigem Wind legen die Eingeborenen mit diesen Fahrzeugen oft weite Strecken zurück und sind schon oft bis zu den westlichen Karolinen, welche etwa 1500 Seemeilen von ihren Eilanden entfernt sind, gelangt. Sobald ruhiges Wetter eintrat, wurde die Fahrt angetreten, und man fuhr 2 bis 3 Tage in einer bestimmten Richtung. Wenn dann kein Land in Sicht kam, gab man die Fahrt auf und kehrte, um dicht beim Winde, zurück. Die Insel, von der man ausgefahren war, wurde zwar auf diese Weise nur selten erreicht, aber man gelangte doch zu einer der anderen Inseln der Marshall-Gruppe, von der aus man mit dem nächsten günstigen Winde die Fahrt nach der Heimat fortsetzte. Eine derart mißglückte Reise war das geringste Miß-

geschick, das die kühnen Seefahrer treffen konnte. Viel gefährlicher wurde ihre Lage, wenn ein Sturm sie überfiel, dessen Wüten ihr schwaches Fahrzeug nicht gewachsen war. Vielleicht geriet man auch bei Windstille in eine der starken Meeresströmungen, welche dort zuweilen eine Geschwindigkeit von 4 bis 6 Meilen in der Stunde erreichen, und mußte sich von derselben weiter treiben lassen, einer unbekannten Ferne zu. Manches Marshall-Boot wurde durch solche Strömungen hunderte von Meilen fortgetrieben und landete vielleicht schließlich auf einer Insel, welche vorher noch kein Marshaller betreten hatte. Von den Eingeborenen freundlich aufgenommen, nicht wissend, in welcher Richtung ihre Heimat lag, zogen die Marshaller vielleicht vor, auf der Insel zu bleiben, statt sich den Gefahren einer Fahrt durch unbekannte Gewässer auszusetzen, und so mag, da solche Fälle gewiß nicht selten vorkamen, der Hang der Marshaller zu Seefahrten auch viel zur Vermischung der Südsee-Völker beigetragen haben. Nicht immer gaben aber die an die fremde Insel Verschlagenen den Gedanken an die Heimkehr auf. Jahre waren vergangen, und daheim hielt man sie vielleicht längst für tot, als eines Tages plötzlich ihr Boot in den Hafen der Heimatinsel einlief. Auf langen Kreuz- und Querfahrten hatten sie endlich doch bekannte Gewässer erreicht, und ein günstiger Wind führte sie schließlich nach ihrer Insel.

Viele Menschen vermag ein so gebrechliches kleines Fahrzeug nicht zu fassen, aber wenn keine Häuschen auf der Platform angebracht sind, finden auf ihr doch 10 bis 15 Mann genügenden Platz. Bei größeren Fahrten sind allerdings die Häuschen nicht zu entbehren, denn man muß auf schlechtes Wetter gefaßt sein und braucht dann ein Obdach. Die Häuschen gewähren zwar nur notdürftigen Schutz, jedoch 6 bis 8 Menschen können immerhin in denselben nebeneinander liegen.

Die jetzigen Marshaller sind nicht mehr so kühne Seefahrer wie ihre Vorfahren, und nur selten wagen sie es noch, größere Fahrten in ihren Kanoes zu unternehmen. Die seemännischen Kenntnisse sind in Vergessenheit geraten, und nur wenige alte Leute wissen noch davon zu erzählen, wie man es einst anfing, Hunderte von Meilen weit zu fahren und doch wieder den Heimweg zu finden. Ein Andenken an die Zeiten ihrer weiten Seefahrten ist eine eigentümliche, aus Stöckchen und Steinen verfertigte Segelkarte, die sich bei den Marshall-Insulanern erhalten hat, deren Gebrauch jedoch heute auch nur einige alte Leute zu erklären wissen. Die auf Seite 129 abgebildete Segelkarte enthält 6 durch Steine bezeichnete Inseln: Ailinglab (1), Mili (2), Dschalut (3), Kili (4), Namurik (5) und Ebon (6). Ein Blick auf eine Karte der Marshall-Inseln zeigt uns, daß zwischen Dschalut und Ailinglab die Odia-Gruppe liegt, welche auf der Segelkarte nicht wie die anderen Inseln durch einen Stein bezeichnet ist. Vielleicht beziehen sich die unterhalb Ailinglab (1) in der Richtung von West nach Ost gelegten Stäbe auf die Odia-Gruppe und gleichzeitig auch auf die östlich von Ailinglab gelegenen Gruppen Maloelab und Aurh. In gleicher Weise würden sich dann die oberhalb Dschalut (3) und Mili (2) befindlichen Querstäbe auf die auf der Segelkarte gleichfalls nicht verzeichneten, nördlich von Mili gelegenen Gruppen Majuro und Arno beziehen. Auf der Segelkarte sind eben nur die wichtigsten, am häufigsten besuchten Inseln durch Steine bezeichnet. Die Pfeile, die wir auf der Karte sehen, geben die Richtung des Seegangs an. Es ist bekannt, wie sehr derselbe die Geschwindigkeit eines Schiffes beeinflußt, daß er von vorn kommend sie verringert, von hinten kommend sie vergrößert, während seitwärts gegen das Schiff schlagende Wellen dasselbe umsomehr von seiner Bahn abdrängen, jemehr ihre Richtung senkrecht zu den Schiffswänden wird. „Dies berücksichtigt jeder Schiffsführer bei Bestimmung des zu steuernden Kurses: bei sehr leichtem Winde und hohem Seegange läßt man das Schiff zuweilen nur recht auf die Wellen zusteuern, bei Sturm und hohem Seegange läßt man, je nachdem beide ungünstig oder günstig sind, das Schiff entweder gegen einzelne gefahrdrohende Wellen andrehen oder recht vor ihnen weglaufen.“ Auf alles dies muß der Steuermann sorgsam achten, wenn er verhüten will, daß sein Boot nicht trotz des Auslegers umschlägt. Der durch Pfeile bezeichnete Seegang mußte daher die Richtung, in welcher ein Boot segelte, wesentlich beeinflußen.

War der Seegang kein besonders hoher, so fuhr man von Dschalut in gerader Linie nach Kili (4) oder nach Mili (2), wenn dagegen auf der erstern Strecke hohe Wogen von Norden her kamen, steuerte man ihnen eine Zeitlang entgegen und bog erst später nach Kili ab; in gleicher Weise begegnete man auf der Fahrt von Dschalut nach Mili dem hohen Seegang von Süden her. Wenn man von Kili nach Namurik (5) weiterfahren wollte, hatte man Seegang von Osten her zu erwarten, und beobachtete auf dieser Strecke dasselbe Verfahren, indem man, jenachdem es nötig wurde, zunächst eine Strecke nach Norden oder nach Süden segelte und dann in der Richtung auf Namurik abbog. Man kam in diesem Falle westwärts von Namurik und mußte dann in östlicher Richtung zu der Insel zurücksegeln. Nur bei vollkommen ruhigem Seegang wurde die Strecke Kili-Namurik in vollkommen gerader Richtung zurückgelegt. Von Namurik (5) nach Ebon (6) scheint man, wie nach der Karte zu schließen, nicht direkt gefahren zu sein, sondern wahrscheinlich auf dem Umwege



Ein Medo der Marshaller.
Nach Fr. Hernsheim, „Beitrag zur Sprache der Marshall-Inseln."

über Dschalut, wobei der Ort der Landung auf der Gruppe von dem von Osten kommenden Seegang abhing. Dieser beeinflußte auch die Fahrt von Ebon nach Namurik so, daß man westwärts abgetrieben wurde und erst wenn Namurik in Sicht kam, den Kurs nach Osten nahm. Nach der Karte ist es auch wahrscheinlich, daß keine direkte Verbindung zwischen Ebon (6) und Ailinglab (1) bestand, sondern die Boote zunächst zwischen den nach Dschalut und Kili führenden Wegen dahinsteuerten; sie kamen dabei, jenachdem der Seegang ein östlicher oder ein westlicher war, entweder in die Nähe von Kili oder in jene von Dschalut. Sobald man einer dieser Inseln ansichtig wurde, wußte man auch schon, in welcher Richtung man abzubiegen hatte, um nach Ailinglab zu kommen. Wurde man zu weit nach Westen getrieben und kam man an Ailinglab vorbei, so war noch Aussicht vorhanden, die nordwestlich von Ailinglab gelegene Insel Lib in Sicht zu bekommen, und von diesem Orientierungspunkt aus ließ sich ostwärts segelnd Ailinglab leicht erreichen. Für die Fahrt

von Mili (2) nach Ailinglab (1) giebt die Karte durch die beiden querliegenden Stäbe 2 Touren an: Der Steuermann konnte auf die Odia-Gruppe zusegeln und an dieser vorbei nach Ailinglab gelangen, oder er konnte an den Atollen von Arno und Majuro vorbei nach Aurh, und von diesem, wenn der Seegang es gestattete, in gerader Richtung nach Ailinglab fahren. Für die Rückreise nach Mili war der Nordost-Monsun günstig, und man konnte dann direkt nach Mili gelangen, während der West-Monsun zu Kreuzungen zwang.[25])

Die Segelanleitungen wurden auf folgende Weise verfertigt: Man bildete zunächst aus den binsenartigen Fasern der Kokospalmenblätter eine Art Rahmen, indem man einige Blattrippen kreuz und quer zusammenband, und suchte dann Steinchen oder Verschlußstücke einer Schneckenmuschel, welche massenhaft auf den Riffen vorhanden sind. Je nach der Größe der Inseln, welche durch die Muscheln oder Schnecken dargestellt werden sollten, mußte letztere größer oder kleiner sein. Sobald man sie an der richtigen Stelle auf dem Rahmen befestigt hatte, war die Karte fertig. Obwohl die Eingeborenen keine Ahnung von geographischer Länge und Breite hatten, so war doch das Bild, das sie von ihrer Inselgruppe entwarfen, mochten sie es nun auf dem Rahmen darstellen oder es in den Sand zeichnen, doch ein überraschend richtiges. Wenn sie z. B. eine Stelle als Dschalut bezeichnet hatten, wußten sie ganz genau anzugeben, in welcher Richtung die anderen Inseln lagen, und obwohl die Dauer ihrer Fahrten von einer Insel zur andern durch verschiedene unberechenbare Umstände verkürzt oder verlängert werden konnte, waren auch die Entfernungen ziemlich richtig angegeben. Der Schiffskapitän J. H. Witt, der frühere Führer des der Firma Godeffroy gehörigen Schiffes „La Rochelle", sah eine Segelanleitung, in welcher die Insellage nur insofern von der neuen britischen Admiralitätskarte abwich, als die Lage der kleinen Insel Jabwat auf ihr richtig angegeben war, in der britischen Admiralitätskarte dagegen falsch.[26])

Solche Segelanleitungen, deren sich mehrere im Besitze des Museums Godeffroy befinden, hießen Medo und kommen nicht bloß auf den Marshall-Inseln, sondern auch auf den Karolinen vor. Jedenfalls waren sie für den Steuermann ein sehr unzureichendes Hilfsmittel, und es kann uns daher nicht überraschen, daß die Seefahrer, welche sich eines solchen Medo bedienten, sehr oft das Ziel ihrer Reise nicht erreichten, weitab ins Meer hinausgetrieben wurden und vielleicht erst nach Jahren, wenn überhaupt, die Heimatinsel wiederfanden.

Außer solchen Karten hatten die Marshaller noch andere Hilfsmittel, um sich auf hoher See zurecht zu finden. Ein solches Hilfsmittel boten wie überall dem Steuermann die Sterne, aber jene, die sich hauptsächlich von den Sternen leiten lassen wollten, waren doch in ihren Fahrten verschiedenfach beschränkt. „Sobald wir einige Male den gestirnten Himmel betrachtet haben, werden wir bemerken, daß allerdings die Sterne derart verteilt sind, daß wir uns nach ihrem Auf- und Untergange inbezug auf die Himmelsrichtungen einigermaßen zurechtfinden können, und daß einige Zeit nachdem ein Stern auf- oder untergegangen ist, auch ein oder mehrere andere in der Nähe desselben Ortes auf- oder untergehen; wir werden aber auch bemerken, daß einesteils diese Orte, ganz besonders aber die Höhe, bis zu welcher sich die Gestirne über den Horizont erheben, sich ändern, jenachdem der Beobachter seine Entfernung vom Äquator ändert, andernteils jeder Stern jeden Tag um fast 4 Minuten früher aufgeht als am vorhergehenden Tage. Daher kann man, sobald man in stark östlicher oder westlicher Richtung steuert, sich nicht fortwährend nach demselben Sternbild richten, oder aber, wenn man nur dann solche Reisen unternehmen will, wenn man ein gewisses Sternbild in einer gewissen Himmelsgegend stehen, beziehungsweise auf- oder untergehen sieht, so muß man seine Reisen auf gewisse Jahreszeiten und gewisse Gegenden beschränken, denn derselbe Stern, der heute um 6 Uhr abends im Osten aufgeht, erreicht nach einem Vierteljahr zur selben Zeit seinen höchsten Stand, geht nach einem halben Jahr zur selben

[25]) Die astronomischen, geographischen und nautischen Kenntnisse der Bewohner der Karolinen- und Marshall-Inseln im westlichen Großen Ozean. Von A. Schück. „Aus allen Weltteilen", XIII. Band, Seite 51. — Beitrag zur Sprache der Marshall-Inseln von Franz Hernsheim. Leipzig, F. Thiel, 1880.

[26]) Segelanleitungen sind abgebildet in: Beitrag zur Sprache der Marshall-Inseln von Franz Hernsheim. Leipzig, Fr. Thiel, 1880. — J. D. E. Schmeltz und Dr. R. Krause, Die ethnographisch-anthropologische Abteilung des Museums Godeffroy in Hamburg. L. Friedrichsen, 1884.

Zeit unter; am Äquator würde er unsern Scheitelpunkt passieren, nahe am Pol sich nur wenig über den Horizont erheben." Dementsprechend haben auch die Bewohner der Südsee-Inseln ihre weiteren Seereisen nur zu bestimmten Jahreszeiten und in diesen stets nach denselben Gegenden unternommen. So berichtet Kubary [27]), daß die Bewohner der Mortlock-Inseln ihre Reisen stets in der zweiten Hälfte des Nordost-Monsuns (Februar bis April oder Mai) unternehmen, und Ähnliches berichtet Chamisso von den Bewohnern der Insel Ulea, welche regelmäßig den April zur Reise nach Guam benutzten und die Rückreise im Mai antraten.

Der größern Sicherheit wegen vereinigten sich zu weiten Fahrten mehrere Kanoes. Dieselben fuhren in ziemlicher Entfernung von einander, doch so nahe, daß sie in Sehweite blieben. Ihre Ausdehnung über eine weite Fläche erleichterte das Auffinden der gesuchten Insel. War aber, schreibt Kapitän Witt, [28]) die von den Eingeborenen als stets vorhanden angenommene, nach Ost setzende Strömung ausgeblieben, oder hatten die Fahrzeuge geringere Geschwindigkeit gehabt als die gewöhnliche, so daß die Insel zur angenommenen Zeit nicht in Sicht kam, so steuerten sie westwärts und fanden ihr Ziel nicht; sie trieben dann umher, ohne zu wissen, in welcher Richtung irgend eine Insel zu suchen sei. Ein alter Häuptling oder „König" der Inseln Dschalut, Ailinglab, Ebon und mehrerer anderer der Marshall-Gruppe erzählte mir, daß er dreimal auf diese Art verschlagen sei. Zweimal, als sie von Ebon nach Dschalut wollten, waren sie nicht imstande, letzteres zu finden, stürmisches Wetter stellte sich ein, und sie versuchten Ebon wieder zu erreichen. Nach unseren Begriffen ist ihre Berechnung des Schiffsortes so gut wie keine; als sie aber nach derselben Ebon sehen sollten und in allen Richtungen suchend hin und her gesegelt waren, ohne diese Insel zu erblicken, entschlossen sie sich, mit dem günstigen Passat nach Ualan (Strong-Insel) zu segeln. Diese Insel liegt zwar 300 Seemeilen = 556 Kilometer von Ebon entfernt, aber auf ihr sind Berge von mehr als 600 Meter Höhe, daher ist sie bei klarem Wetter in bedeutender Entfernung sichtbar und bleibt die letzte Hilfe der verschlagenen Seefahrer. Der alte Mann erzählte, sie hätten auf dieser Fahrt Mangel an Wasser und Nahrungsmitteln gehabt, die Hälfte der Mannschaft starb, die Überlebenden tranken 2 Tage vom Blute der Toten, aber man erreichte noch Ualan und kehrte von dort später mit einem britischen Schiffe nach Ebon zurück.

In Hinblick auf die geringen nautischen Hilfsmittel, welche diesen Insulanern zur Verfügung standen, erscheint es jedenfalls wunderbar, daß sie jahrhundertelang eine zum Teil regelmäßige Verbindung zwischen den einzelnen Gruppen unterhalten haben. Heute noch herrscht ein lebhafter Handelsverkehr zwischen den Inselgruppen. Die ganze Bevölkerung einer Insel gerät in Bewegung, wenn eine Flotte von Booten von einer andern Insel ankommt, und am Strande beginnt sofort ein geschäftiges Marktleben. Die Ankömmlinge bringen die von ihnen mitgeführten Waren ans Land, und der Tauschhandel ist bald in vollem Gange.

Auch mit den Europäern haben die Marshaller schon lange vor der Errichtung von Handelsfaktoreien auf ihren Inseln lebhaften Handel getrieben. In der ersten Zeit spielte beim Tauschhandel mit Europäern Eisen die Hauptrolle, ein kostbarer Artikel, da es auf den Inseln nicht vorkommt. In neuerer Zeit sind Gewehre, Stoffe und Tabak am meisten begehrt, von denen der letztere nahezu die Stelle des Geldes einnimmt. Die Eingeborenen liefern dagegen die Erzeugnisse ihrer Kokospflanzungen, namentlich die jetzt vielbegehrte Kopra, Schnüre von Kokosbast, Matten, Lebensmittel u. s. w. Zwischen den Eingeborenen und den Beamten der Firma Robertson & Hernsheim besteht jetzt das beste Einvernehmen, bevor sich aber die jetzigen Zustände auf den Inseln herausbildeten, herrschte dort eine Zeitlang ein ziemlich wüstes Treiben, welches durch von ihren Schiffen entlaufene Matrosen veranlaßt wurde, welche keine Gelegenheit, Unheil zu stiften und die Eingeborenen auf die Handelsschiffe zu hetzen, unbenutzt vorübergehen ließen.

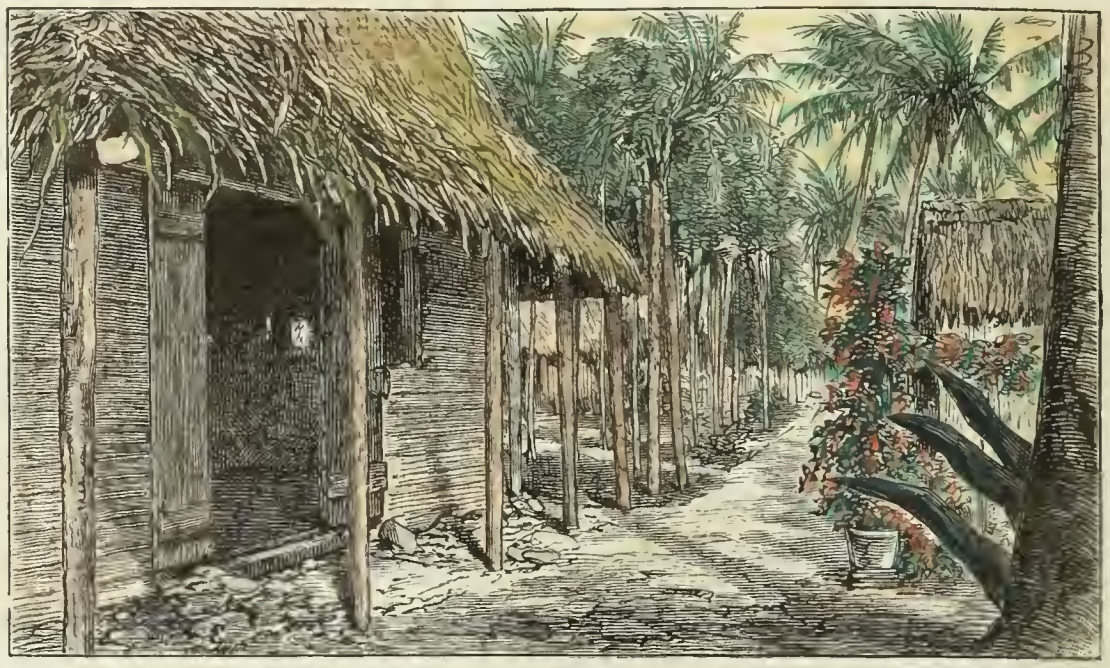
Die Reisenden, welche die Marshall-Inseln besucht haben, wissen viel zum Lobe der Eingeborenen zu erzählen. Chamisso, der längere Zeit auf den Inseln verweilte, konnte sich ohne Scheu unbewaffnet unter den

[27]) Kubary, Die Mortlock-Inseln. Mitteilungen der geographischen Gesellschaft in Hamburg. L. Friedrichsen, 1880.

[28]) Siehe Nachtrag zu „Die astronomischen, geographischen und nautischen Kenntnisse der Bewohner der Karolinen- und Marshall-Inseln." Von A. Schück. „Aus allen Weltteilen", XIII. Band, Seite 242.

Eingeborenen von Odia bewegen und in ihren Häusern schlafen. Niemals wurde er angebettelt, wie dies in anderen Archipelen so häufig geschieht, und der Anblick der Gegenstände, welche er besaß und die in den Augen der Eingeborenen große Schätze waren, verführte diese nur selten zum Diebstahl. „Die Menschen," schreibt er, „kamen uns, wo wir erschienen, gastfreundlich entgegen und reichten uns Kokosnüsse dar. Wir handelten auf Odia nicht, wir beschenkten und wurden wieder beschenkt. Einzelne schienen zu geben eine gleiche Lust zu haben als wir und brachten uns noch mit feiner Sitte Geschenke, wenn Gegengeschenke nicht mehr zu erwarten waren." [29]) Die Inseln boten überall ein Bild des Friedens, und der Reisende sah zwar größere Armut als auf den polynesischen Inseln, aber er fand hier auch keines der Laster, welche bei den östlicher wohnenden Völkerschaften herrschen.

Seitdem Kotzebue und Chamisso die Inseln besucht, ist allerdings vieles auf denselben anders geworden, die Bodenkultur hat große Fortschritte gemacht, und mit der Vorbereitung, welche der Anbau der Kokospalme fand, und durch den Verkehr mit Europäern ist die frühere Armut der Eingeborenen zum großen Teil ge-



Garten der Firma Hernsheim & Ko. in Dschalut.

schwunden. Die Not zwingt die Eingeborenen nicht mehr wie zu Chamissos Zeit zur Beobachtung eines so grausamen Gesetzes wie jenes, welches auf Ratak die Zahl der Kinder, welche eine Frau erziehen durfte, auf drei beschränkte, das vierte aber zum Lebendigbegrabenwerden verurteilte, wovon nur inbezug auf die Familien der Häuptlinge eine Ausnahme gemacht wurde.

Der Charakter der Eingeborenen der Gilberts- und Marshall-Inseln wird von allen Reisenden, welche den Archipel besucht haben, als ein vortrefflicher geschildert. Es wird zwar auch berichtet, daß früher europäische Schiffe von den Insulanern überfallen wurden, und in vereinzelten Schilderungen werden sie als treulose und verräterische Wilde bezeichnet, aber zu derartigen Thaten wurden sie weniger durch Raublust und das Verlangen nach den Gütern der Europäer als durch die Aufhetzungen verworfener Matrosen veranlaßt, die sich auf den Inseln aufhielten. Sogar die Bewohner der Gilberts-Inseln, welche viel kriegerischer sind als die Marshaller, kann man als gutmütige Leute bezeichnen, obwohl Wilkes und Wood vor ihrer Tücke

[29]) Adelbert von Chamissos Werke. Leipzig, Weidmannsche Buchhandlung, 1836. 2. Band: Reise um die Welt mit der Romanzoffischen Entdeckungs-Expedition in den Jahren 1815—1818 auf der Brigg Rurik, Kapitän Otto von Kotzebue, Seite 227.

warnen und der letztere sie die wildesten Eingeborenen der Südsee nennt. Allerdings sind schon die Waffen, welche sie führen, geeignet, Schrecken vor ihnen einzuflößen. Außer Keulen und Spießen führen sie schwertförmige Waffen, die sie mit Haifischzähnen besetzen, welche sägenartig ausgezahnt und zugespitzt werden, und auch ihre Spieße versehen sie mit Haifischzähnen. Die Führung einer solchen Waffe erfordert große Vorsicht, da sie sehr leicht verwundet. Ein Gilberts-Häuptling im Kriegsschmuck hat ein ungemein martialisches Aussehen. Auf dem Kopfe trägt er eine aus der Haut des Igel-Fisches (Diodon hystrix) verfertigte Mütze. Die Fischhaut wird aufgeblasen und mit scharfen Stacheln besetzt, welche nach allen Seiten hin abstehen. Auch die Frauen nehmen zuweilen am Kampfe teil, und derselbe wird mit solcher Erbitterung geführt, daß er mit der vollständigen Vernichtung der geschlagenen Partei endet, wenn diese nicht ihr Heil in der Flucht sucht und nach einer andern Insel auswandert. Die Gilberts-Krieger sollen auch ein Stück vom Fleische des erschlagenen Feindes verzehren, da aber eigentlicher Kannibalismus bei ihnen nicht mehr vorkommt, ist dies wohl nur ein Racheakt, durch den man noch an dem toten Feind sein Mütchen kühlt.

Hütten auf einer der Gilberts-Inseln.

Viel harmloser sind die Marshaller. Kriege kommen unter ihnen selten vor, und wenn einmal ein Streit nur durch die Waffen entschieden werden kann, ist der Krieg selten von langer Dauer und die Menschenverluste auf beiden Seiten sehr gering. „Die schwächere Partei sucht sich mittels Steinmauern ein festes Lager zu errichten und zieht sich mit Kind und Kegel hinter dieselben zurück. Ausfälle, die meist in dunkler Nacht gemacht werden, sind weniger gegen den belagernden Feind gerichtet, haben vielmehr den lobenswerten Zweck, Proviant zu schaffen. Solche Versuche zu vereiteln und dadurch den Feind auszuhungern, ist das Hauptaugenmerk der Belagerer. Gelingt dies in kurzer Zeit, so diktiert der stolze Sieger die Friedensbedingungen und begnügt sich nicht immer mit Kokospalmen und Weibern, sondern der unterlegene Häuptling muß auch sein Leben lassen. Halten die Belagerten jedoch einen Monat oder länger aus, so ziehen die Angreifer unverrichteter Sache ab, veranlassen aber durch Zerstörung von Palmen und Brotfruchtbäumen eine oft lang andauernde Hungersnot. Ein Sturm auf das feste Lager wird nicht gewagt, denn die Mündungen der alten Schiffskanonen könnten ja Tod und Verderben ausspeien; bei den nächtlichen Ausfällen wird zwar viel Pulver verknallt, aber die alte Muskete meist mit abgewandtem Angesichte losgedrückt, so daß ein solcher „Krieg" selten mehr denn 4 bis 5 Leben kostet."

Schießwaffen sind zwar jetzt schon zahlreich verbreitet, aber von der Handhabung derselben haben die meisten Eingeborenen keine Idee. Es wird eben einfach in die Luft geschossen, an Zielen denkt niemand. Die Frauen folgen den Männern in den Kampf und tragen ihnen Patronen, Pulver und Blei, sowie Lebensmittel, Kokosnüsse, Reis, mit Wasser gefüllte Kokosschalen, Ginflaschen u. s. w. nach, auch Haaröl und außerdem „Painkiller" (Schmerztöter), ein in der Südsee sehr beliebtes amerikanisches Medikament. Sie bilden also gleichzeitig die Munitions- und Proviantkolonne und vertreten auch als Pflegerinnen der Verwundeten das rote Kreuz.

Wie gemütlich es in den Kriegen der Marshaller zugeht, hatte Finsch im Mai 1880 während seines Aufenthaltes auf Dschalut zu beobachten Gelegenheit. Zwischen den beiden mächtigsten Häuptlingen Kabua und Loiak war ein Krieg ausgebrochen, und die Leute des letztern kamen in 20 großen Kanoes angefahren. Kabua war von dem bevorstehenden Angriff unterrichtet gewesen, aber obwohl seine Leute besser bewaffnet waren als jene Loiaks, da sie meist Hinterlader führten, unterließ er doch einen Angriff, weil nach der Landessitte jener anzugreifen hat, der den Krieg erklärte, und das war in diesem Falle Loiak. Dieser wagte jedoch zunächst auch keinen Angriff, sondern segelte an den am Strande aufgestellten Kriegern Kabuas vorbei und landete am Nordende der Insel. Als sich bald darauf Kundschafter zeigten, geriet das ganze Dorf in Aufruhr, und Kabua stellte sich sofort an die Spitze seiner Mannschaft und rückte den Kundschaftern entgegen. „Der Aufmarsch dieses buntscheckigen und geschmückten Volksheeres war in der That sehr malerisch und der einzige bemerkenswerte Moment des ganzen Krieges. Selbstredend marschierten die Tapferen nicht in Kolonnen oder Sektionen auf, sondern einzeln in langer Gänsemarschreihe, hier und da Gruppen bildend, in denen Weiber und Mädchen die Mehrzahl waren, wie dieselben überhaupt den überwiegenden Teil des Heeres ausmachten, dessen männlicher Kern, inklusive der Jungen und Krüppel, ungefähr 100 Köpfe betragen mochte. Kabua selbst war übrigens nicht von einer Leibgarde seiner besten Kämpen umgeben, sondern 4 seiner Weiber folgten ihm als Eskorte, und erst viel weiter nach rückwärts kamen die Krieger angezogen." Zu einem Kampfe kam es trotz allen Lärms nicht, denn nachdem man drohend gegen den Feind die Waffen geschwungen, konzentrierte man sich rückwärts in ziemlich raschem Tempo. Die Kundschafter kamen bald darauf ins Dorf, jedoch nicht des Spionierens wegen, sondern um Pulver und Tabak zu kaufen, und obwohl dies in Gegenwart der Krieger Kabuas geschah, belästigte sie doch niemand, und sie konnten ungehindert in ihr Lager zurückkehren.

Die Harmlosigkeit der Marshaller, die sich in solchen Zügen offenbart, hat jedoch auch ihre Schattenseiten. Sie sind eine geistig nicht hoch beanlagte Menschenrasse, und auf ihre fernere Entwickelung übt auch der Verkehr mit Europäern nur sehr langsam einen Einfluß aus. Ihr Boden könnte viel mehr Ertrag liefern als er ihnen jetzt abwirft, namentlich die Kokospalme könnte in größeren Beständen gepflanzt werden, aber nichts dergleichen geschieht.

Wo sich derartige Pflanzungen auf den Inseln befinden, dort sind sie ein Werk der Europäer, die Eingeborenen haben bisher nirgends das Bestreben gezeigt, durch bessere Ausnutzung des Bodens ihre materielle Lage zu verbessern. Die Berührung mit der europäischen Kultur hat bei ihnen vielmehr zunächst zur Folge gehabt, daß verschiedene Fertigkeiten und Kenntnisse, welche ihre Vorfahren besaßen, in Vergessenheit geraten sind, so z. B. die früher hoch entwickelte Kunst im Bau der Kanoes und die nautischen Kenntnisse, von denen oben die Rede war. Die Marshaller sind ein sehr konservatives Völkchen, und Verbesserungen, die sie durch Europäer kennen lernten, brechen sich bei ihnen nur langsam Bahn und sind bisher nur in wenigen Ausnahmefällen angenommen worden. So trifft man auch im Hausbau Verbesserungen nur sehr selten. Die große Masse des Volkes wohnt nach wie vor in ärmlichen, mit Pandanusblättern gedeckten Hütten. Das mit einem Hängeboden versehene Dach ruht frei auf 4 niedrigen Pfählen. In dem obern Raum, zu dem man durch eine viereckige Öffnung emporklettert, wird die ganze Habe aufbewahrt, und man schläft entweder dort oder in dem ungemein niedrigen untern Raum, dessen Boden aus festgestampften Korallen und Muscheltrümmern besteht. Nur die Wohnungen der Häuptlinge sehen etwas besser aus. Auch bei ihnen sind

zwar die Wände nur aus geflochtenen Pandanusblättern hergestellt und das Dach mit Pandanusblattern gedeckt, aber das im Innern in 2 Abteilungen zerfallende Haus zeichnet sich vor anderen dadurch aus, daß der Boden mit gutgeflochtenen Matten bedeckt ist. Die Frauen wohnen abgesondert in kleinen, rings um das Hauptgebäude liegenden Hütten, und als Küche dient ebenfalls eine besondere Hütte (Bellak genannt), in welcher ein Loch als Herd dient.

Zur Zubereitung der Speisen, von denen die Eingeborenen leben, genügt dieses primitive Kochhaus vollständig. Fische werden hier gebraten, indem man sie, in Blätter gewickelt, auf heiße Kohlen legt, durch welches Verfahren sie einen viel bessern Geschmack erhalten sollen als manche nach unserer Art zubereitete. Die Lieblingsspeisen der Eingeborenen sind die von den nördlichen Inseln kommenden Arrowrootwurzeln, in Wasser mit geschabten Kokosnüssen vermischt, ferner Thengun und Pirn. „Zur Herstellung ersterer wird ein Loch circa 5′ tief, 10′ lang und 4′ breit gegraben, der Boden mit Steinen ausgelegt und ein lebhaftes Feuer darin unterhalten. Dann wird die Grube mit von ihren Kolben getrennten Pandanusfrüchten gefüllt und diese mit Blättern in einzelne Lagen abgeteilt, worauf das Ganze mit heißem Sande bedeckt wird. Am zweiten Tage wird das saftige Ende der Frucht unter Gesang und mit großer Fertigkeit auf feststehenden halbrunden Messern geschabt und der so erlangte dicke goldgelbe Saft auf Gestellen an der Sonne getrocknet und in lange fußdicke Rollen gepreßt. Sorgfältig mit Pandanusblättern umwickelt, hält sich diese Masse mitunter 2 Jahre lang. Pirn wird bereitet, indem die reife Brotfrucht erst geschält, dann in Stücke geschnitten, 2 Stunden in Salzwasser gelegt und schließlich mit Stöcken geklopft wird. Sodann wird sie in Haufen an einen schattigen Platz gelegt und mit Blättern zugedeckt. Am zweiten Tage wird die nun weich gewordene Masse durchgeknetet und in einem mit Blättern ausgelegten Loch aufbewahrt. Nach einer Woche abermals durchgeknetet, ist das Pirn dann fertig zur Nahrung und hält sich 5 bis 6 Monate gut; der zeitweilige Bedarf wird täglich aus dem Loche genommen.“

Die gewöhnliche Kost besteht in Kokosnüssen, Früchten des Brotfruchtbaumes und Pandanus und in Fischen. Als Chamisso die Inseln besuchte, bildeten die Pandanusfrüchte die Hauptnahrung der Insulaner. Aus den Steinfrüchten gewann man, indem man die Fasern im Munde zerkaute, einen würzigen Saft, und die in Gruben gebackenen Früchte lieferten den Mogan, der getrocknet und in Pandanusblätter gewickelt auf Seereisen mitgenommen wurde. Jetzt hat die Kokospalme den Pandanus in die zweite Reihe zurückgedrängt. Außer als Nahrung ist sie für die Eingeborenen auch dadurch wichtig, daß sie ihnen ein billiges Getränk als Ersatz für das fehlende Trinkwasser liefert. Da Quellen auf den Inseln nicht vorhanden sind, ist man auf das in Wasserlöchern angesammelte, brackische Regenwasser angewiesen, dem man selbstverständlich den Saft der jungen Kokosnüsse vorzieht.

Fleischnahrung genießen die Marshaller selten. Tauben (columba australis) und Hühner kommen wild oder verwildert vor, vereinzelt Wad- und Wasservögel, und außer den Hühnern sind noch Schweine und Enten eingeführt worden, aber die Eingeborenen verkaufen diese Tiere und Eier viel lieber als daß sie sie selbst verzehren, und tauschen dagegen Reis, Brot, Zucker u. s. w. ein. Alle Fleischspeisen werden ohne Zusatz von Salz bereitet, dessen Verwendung in der Küche den Eingeborenen vollständig unbekannt ist. An Fischen sind die Lagunen arm, dagegen kommt in der Nähe der niederen Inseln der fliegende Fisch sehr häufig vor. Man zieht zu seinem Fange nachts aus und zündet auf dem Kanoe eine Fackel an, deren heller Schein die Fische anlockt, welche dann auf ihrem Fluge gegen das Segel stoßen und in das Kanoe hinabfallen oder mit an langen Stangen befestigten Netzen gefangen werden. Zum Fange der scharenweise auftretenden Gelbschwänze (yellow-tail) vereinigen sich 2 Kanoes, welche durch eine auf dem Wasser schwimmende dünne Schnur verbunden sind. Sie umschließen mit derselben die Fische, welche seltsamerweise nie unter der Schnur durchschwimmen, und treiben sie in seichtes Wasser, wo sie mit Netzen gefangen werden. Ein solcher Fischzug liefert 100, ja oft sogar 200 Fische, deren jeder 4 bis 5 Pfund wiegt. Manche Fischgattungen gelten auf einzelnen Inseln als giftig und werden nicht genossen, so z. B. zwei besonders große Roggen, denen aber trotzdem nach-

gestellt wird, weil man ihre Haut zum Bespannen der Trommeln benutzt. Rings um die Riffe, jedoch nicht in den Lagunen, kommen Haifische vor, und das Meer beleben Scharen von Delphinen, aber diese werden nur selten gefangen, da die Eingeborenen hier nicht wie anderwärts über so viele Boote verfügen, um die Tiere herdenweise zu umringen und in die Lagunen zu treiben. Von anderen Tieren, welche das Meer ernährt, wird auf Bikar eine Seeschildkröte gefangen, und auf den Riffen werden überall eßbare Muscheln und kleine Schneckenarten in Menge gesammelt, auch mehrere Arten Krebse und Krabben, welche Nahrung suchend auch ins Innere der Inseln eindringen. Zur Fauna des Archipels gehören außerdem noch Ratten, die auf manchen Inseln, weil ihre Feinde, die Katzen, fehlen, eine wahre Landplage sind, mehrere Arten kleiner bunter Eidechsen, Strandläufer, zahlreiche Mollusken, dagegen nur wenig Insekten, 2 Gattungen Schmetterlinge, unser gemeiner Regenwurm und der in China so hoch geschätzte Trepang, der auf den Riffen massenhaft vorkommt. Durch Europäer sind, außer den Schweinen, Hühnern und Enten, noch Hunde und Katzen eingeführt worden.

Für den Lebensunterhalt der Bevölkerung ist daher ziemlich gesorgt, so dürftig im allgemeinen im Vergleich mit anderen Südsee-Inseln, die Flora und Fauna des Archipels ist. Schlechter ist es mit dem Material zu Werkzeugen, zum Häuserbau u. s. w. bestellt. Auf den Korallenriffen fehlt selbstverständlich das in der Kulturentwickelung aller Völker eine so hohe Rolle spielende Eisen, jedoch trotzdem hat man die Eingeborenen im Besitze desselben gefunden. Wie das Meer den Samen vieler Bäume nach den Inseln geschwemmt hat, so wirft es auf die Riffe auch Holz von untergegangenen Schiffen, und in Brettern und Balken steckten häufig noch Nägel, welche von den Eingeborenen wie ein kostbarer Schatz aufbewahrt wurden. Nicht minder wertvoll waren für sie die gleichfalls auf den Inseln fehlenden harten Steine, welche sie sorgsam aus den Wurzeln und Höhlungen angeschwemmter Bäume hervorsuchten, um sie zum Schleifen zu benutzen. Eisen und Steine waren ein so kostbarer Besitz, daß jeder bei Strafe verpflichtet war, wenn er welche fand, sie dem Häuptling abzuliefern, wofür er jedoch eine Belohnung erhielt. Aus dem von Schiffstrümmern gesammelten Eisen haben die Inselbewohner die Werkzeuge verfertigt, deren sie sich bei der Bearbeitung des Holzes bedienten, mit welchem sie gleichfalls das Meer versorgte, das ihnen nicht nur tropische Bäume, Palmen, Bambus u. s. w., sondern auch Fichtenstämme aus dem Norden zuführte.

Außer ihren Fahrzeugen und Waffen verfertigen die Marshaller allerlei Gefäße aus Kokosschalen, Muscheln und Holz, zu deren Anfertigung sie sich meist scharfer Muscheln und Korallensteine bedienen. Viel Geschick und auch Geschmack entfalten sie in der Anfertigung von Flechtwerk der verschiedensten Art, welche Arbeit den Frauen obliegt. Aus Blättern flechten sie Körbe, aus Kokos- und Pandanusblättern, dem Bast der Triumfetta procumbens, eines Hibiscus und einer Boemehria werden Matten verfertigt. Solche Matten dienen als Lager, es werden aber auch welche von solcher Feinheit verfertigt, daß man sie zu Kleidern und zu Segeln verwendet. Geflochtene Bastfaserröcke von weißer, gelber oder brauner Farbe bilden heute noch bei den nicht zum Christentum bekehrten Marshallern das Hauptkleidungsstück für Männer und Frauen. Unter einen geflochtenen Gürtel, den Kangr, über welchem Reichere noch eine lange geflochtene Schnur von schwarzer und weißer Farbe, Irik genannt, tragen, werden 2 lange, mit zierlichen Rändern versehene Matten (nir) geschoben, eine hinten und eine vorn. Aus Fasern des Kokosnußbastes und Kokosöl verfertigen die Männer Stricke und Schnüre, hauptsächlich zum Befestigen der Bastsegel. In neuerer Zeit haben die Eingeborenen ihre Geschicklichkeit in Flechtarbeiten auch in der Herstellung von Hüten nach europäischer Form verwertet, die man aus dem Baste eines Busches „Loa" flicht und mit gelben, roten und schwarzen Mustern versieht, welche wie bei den Matten entweder hineingeflochten oder später eingestickt werden — die erste und einzige Spur einer neuen Thätigkeit, welche der Verkehr mit den Europäern bei ihnen hervorgerufen hat. Mit dieser Aufzählung ist alles erschöpft, was die Eingeborenen zu verfertigen verstehen. Alles, was man bei ihnen sieht, ist einfach und dürftig. Als Kopfkissen dient ein Stein, Blätter werden als Teller benutzt.

Durch die Europäer haben die Marshaller nun noch einige nützliche Geräte und Werkzeuge erhalten und sind nicht mehr ausschließlich auf ihre Steinärte angewiesen. Man sieht jetzt immer häufiger bei ihnen europäische Beile, Messer, Nähnadeln, Fischhaken, Kochtöpfe und allerhand Kisten und Kasten, die sie gegen ihre Produkte nebst anderen meist ziemlich wertlosen Sachen, wie Glasperlen, Fingerringe, Bänder u. s. w. eingetauscht haben.

Wie überall, wohin der Europäer kommt, die geistigen Getränke rasch Eingang finden, so haben sie sich auch auf den Marshall-Inseln einen Markt geschaffen. Bier ist sehr beliebt, aber, da die Flasche 2 Mark kostet, ein so teurer Luxusartikel, daß nur wenige sich diesen Genuß verschaffen können. Die große Masse muß sich mit Gin begnügen, der auch das gewöhnliche Getränk der Weißen ist und durch Billigkeit sich empfiehlt. Obwohl die Eingeborenen Gin sehr gern trinken, ist Trunksucht doch eine sehr seltene Erscheinung auf den Inseln, und wenn man einmal einen Marshaller betrunken sieht, dann ist es in der Regel kein „Mann aus dem Volke", sondern einer der Vornehmen. Dagegen hat sich die Moralität seit der Niederlassung der Europäer entschieden verschlechtert. Solche Zustände voll paradiesischer Unschuld, wie sie noch Chamisso in dem Archipel vorfand, sind heute nicht mehr vorhanden. Der Schleier der Schamhaftigkeit, welcher, wie der Reisende schreibt, damals über alle Verhältnisse, die beide Geschlechter vereinigen, gezogen war, ist längst zerrissen. Auf einer Wanderung über die Riffe nach einer Stelle, wo er Korallen zum Trocknen ausgebreitet hatte, gab Chamisso dem ihn begleitenden Häuptling Rarik durch Zeichen zu verstehen, daß er baden wolle. „Bei der Bewunderung," schreibt er, „welche die Weiße unserer Haut unseren braunen Freunden einflößte, dachte ich mir, weniger zartfühlend als er, die Gelegenheit werde ihm erwünscht sein, eine sehr natürliche Neugierde zu befriedigen, als ich aber ins Bad zu steigen bereit mich nach ihm umsah, war er verschwunden, und ich glaubte mich von ihm verlassen. Ich badete mich, beobachtete, untersuchte, stieg aus dem Wasser, zog mich wieder an, durchmusterte meine Trockenanstalt und wollte eben den Heimweg einschlagen — da teilte sich das Gebüsch, und aus dem grünen Laub lächelte mir das gutmütige Gesicht meiner Begleiters entgegen. Er hatte sich derweil das Haar mit den Blumen der Scaevola auf das zierlichste geschmückt und hatte auch für mich einen Blumenkranz bereitet, den er mir darreichte. Wir kehrten Arm in Arm nach seiner Wohnung zurück. Eine gleiche schonende Schamhaftigkeit war unter den Ratakern allgemein. Nie hat uns einer im Bade belauscht."

Das ist nun allerdings anders geworden. Der lebhafte Schiffsverkehr ist nicht ohne Folgen geblieben und der Umgang mit den Matrosen hat einen verderblichen Einfluß auf die Sitten ausgeübt. Die Moralität der Frauen und Mädchen ist heute keine rühmenswerte. Die Polygamie ist auch noch fast allgemeine Sitte, auch alle Häuptlinge haben mehrere Frauen, und nur wenige Vornehme haben der Polygamie entsagt. Eine Hauptursache der Abnahme der Einwohnerzahl ist die Unmoralität und die dadurch bedingte kleine Kinderzahl. „Von den Mädchen wird keineswegs Keuschheit verlangt oder erwartet, ehe sie sich verheiraten, und unnatürliche Laster stehen in voller Blüte. Junge Frauen bekommen nie oder doch nur sehr selten Kinder, und erst wenn sie anfangen, alt und häßlich zu werden, erfüllen sie ihre natürliche Bestimmung, da sie, wenn kinderlos, häufig weggejagt werden." Die Unmoralität ist überhaupt schon so hoch gestiegen, daß man ihr auch schon bei Knaben und Mädchen, welche die Pubertät noch nicht erreicht haben, begegnet. Auch Diebstahl kommt jetzt immer häufiger vor, während die Freunde Chamissos sich desselben nur in wenigen Fällen schuldig machten, trotzdem Gelegenheit zur Aneignung des Eigentums der Fremden reichlich geboten war. Man hatte am Lande eine Schmiede errichtet, und bei derselben lag eine Menge Eisen, das den Eingeborenen als ein unermeßlicher Schatz erscheinen mußte. Eines Tages wollte sich ein alter Mann eines Stückes Eisen bemächtigen, er wurde aber von seinen entrüsteten Landsleuten mit Gewalt daran verhindert.

Trotz der zunehmenden Sittenlosigkeit wird Ehebruch auf den Inseln immer noch streng bestraft. Auf den Gilberts-Inseln trifft sogar jeden fremden Mann Strafe, der das von den Frauen bewohnte abgesonderte Haus zu betreten wagt. Ehen zwischen Verwandten sind verboten, dagegen pflegt man die Töchter schon in

früher Jugend zu verloben, und der Verlobte der ältesten Tochter besitzt inbezug auf ihre jüngeren Schwestern ein Vorrecht, so daß dieselben ohne seine Einwilligung nicht mit einem andern Mann verlobt werden dürfen.

Die Behandlung der Frauen ist eine weit bessere als man sie in der Regel bei Völkern auf der Kulturstufe der Marshaller zu finden pflegt. Man begegnet ihnen achtungsvoll, und es giebt Frauen, die großen Einfluß besitzen. Sie besorgen die Hauswirtschaft, verfertigen die Matten und Bastfaserröcke, werden aber nie mit Arbeit überlastet. Ihre Kleidung und ihr Schmuck verursachen den Eheherren keine großen Auslagen, denn sie brauchen außer den selbstverfertigten Bastfaserröcken und Gürteln meist nur ein Halsband von Glasperlen und einige Ringe, doch beginnt sich bereits der Vorbote der Zivilisation, die vollständige Bekleidung des Körpers, allmählich Bahn zu brechen. Wie die getauften Marshaller den Bastfaserrock bereits mit einem langen Hemde vertauscht haben und ihr Haupt mit einem Strohhut bedecken, so tragen die Frauen zu dem Bastfaserrock eine Jacke, manche auch ein vollständiges Gewand aus europäischen Stoffen. Das lange schwarze Haar wird von beiden Geschlechtern auf dem Hinterhaupt zusammengebunden, und nur Kinder lassen es frei herabhängen. Die entstellende Sitte, die Ohrlappen aufzuschlitzen und dann künstlich auszudehnen, ist auch hier vorhanden, und man trifft Eingeborene, deren Ohrlappen, geschmückt mit wohlriechenden Blättern, bis zu den Schultern reichen. Ebenso wie das Ausdehnen der Ohrlappen ist das Tättowieren beiden Geschlechtern gemein, aber während die Männer den ganzen Körper bis zum Oberschenkel mit Tättowierungen bedecken, bleiben dieselben bei den Frauen auf die Schultern und Arme beschränkt.

Man pflegt schon Kinder zu tättowieren, indem man an ihren Lenden und Armen, zuweilen auch im Gesicht, Gruppen von Strichen anbringt, aber die eigentliche Tättowierung wird erst an Erwachsenen vollzogen und je nach dem Rang und Alter des Mannes immer weiter ausgedehnt. Als höchste Auszeichnung galt früher Tättowierung der Finger, der Ohren, ja selbst der Augenlider, und jeder, der sich tättowieren lassen wollte, mußte vorher die Erlaubnis des Königs einholen, worauf eigene Tättowierer die Operation vollzogen, die nicht nur langwierig, sondern auch kostspielig war. Der Tättowierer arbeitete oft ohne Unterbrechung 2 bis 3 Monate und ließ sich seine Arbeit gut bezahlen, so daß der Arme die ersehnte Verzierung nur erlangen konnte, wenn er sich lange Entbehrungen auferlegte und rastlos arbeitete, um den geforderten Preis erlegen zu können.

Während die Tättowierung vollzogen wurde, waren bestimmte Gebräuche zu beobachten, die jedoch jetzt fast vollständig verschwunden sind. Die Frauen mußten, während der Tättowierer im Innern des Hauses arbeitete, vor dem Hause singen, und es war ihnen streng untersagt, den Betreffenden zu sehen, bevor die Operation vollendet war. Wenn er während dieser Zeit einer Frau begegnete, mußte er das Gesicht verhüllen, und ebenso durfte eine Frau, während sie tättowiert wurde, von Männern nicht gesehen werden.

Die alte Tracht und die Gewohnheiten der Marshaller bilden für die Missionäre ein Angriffsobjekt, auf das sie unablässig einstürmen. Die Bekehrten sind veranlaßt worden, ihr Haar nicht mehr lang zu tragen und europäische Kleidung anzulegen. „So entstanden die sogenannten „Callicochristen", wie sie ein Missionsbericht zuerst als solche bezeichnet." [30]) Nicht nur die Kleidung, sondern auch die Volksbelustigungen erregten das Mißfallen der Missionäre, obwohl sie recht harmlos waren. Die Marshaller, Männer und Frauen, sind sehr vergnügenssüchtig, aber die Art und Weise, wie sie diese Neigung zu befriedigen suchen, ist eine solche, daß man sie nicht zu stören brauchte. Tanz und Gesang lieben sie über alles, und in klaren Mondnächten können sie sich unermüdlich mit beiden bis zum Morgengrauen belustigen. „Der Gesang wird nur von Frauen und Mädchen ausgeführt; 10 bis 20 kauern sich in zwei Reihen einander gegenüber an die Erde, breiten eine Matte zwischen sich aus, und unter regelmäßigen Verdrehungen und Bewegungen des Oberkörpers, des Kopfes, der Arme und Augen singen sie ein vier- bis sechsstrophiges Lied dreimal, leise anfangend und stets crescendo, bis sie in gräßliches Schreien ausarten. Mit kleinen Stöckchen, die sie bald mit der Nachbarin

[30]) Bilder aus dem Stillen Ozean. Von Dr. O. Finsch. „Gartenlaube", 1881, Nr. 42, Seite 700.

links, bald rechts oder gegenüber aneinanderschlagen, bilden sie die Begleitung. Das kleinste unbedeutendste Ereignis wird zu einem solchen Liede improvisiert, und die Pausen werden von den älteren, ringsumher kauernden Weibern mit Trommeln ausgefüllt. Die Trommel, ein ausgehöhltes, an einem Ende mit einer Fischhaut überzogenes Stück Holz, ist überhaupt ihr einziges musikalisches Instrument; sie wird auf den Schoß gelegt und mit beiden Händen bearbeitet. Schließlich tanzen die Männer zu eben dieser Begleitung noch einige Kriegstänze, bei denen die gräßlichsten Verzerrungen des Gesichtes und das Verdrehen der Augen einen wesentlichen Punkt bilden."

Die Tänze, welche die Marshaller aufführen, sind eigentlich kaum Tänze zu nennen, sondern werden richtiger als mimische Darstellungen bezeichnet, da sie hauptsächlich in heftigen Bewegungen und Gliederverrenkungen bestehen, zuweilen sogar im Sitzen ausgeführt werden. Auch der Gesang ist mehr ein rhythmischer Vortrag, aber er vermag die Eingeborenen aufs höchste zu begeistern. Chamisso hat zwei Verse eines Liedes bewahrt, welches ihm zu Ehren improvisiert wurde: Aé ni gagit, ni mogit — Totjan Chamisso — das heißt (bis auf ein unbekannt gebliebenes Wort): „Den geschälten Kokos trinkt, Kokos ißt, —? — Chamisso."

Der freundlichen Aufnahme, welche auf den Marshall-Inseln den ersten sie besuchenden Europäern zu teil wurde, erfreuen sich alle Angehörigen den Eingeborenen befreundeter Stämme. Mit diesen wird oft, jedoch ohne die abstoßenden Zeremonien der Afrikaner, Blutsbruderschaft geschlossen, indem man nach polynesischer Sitte die Namen austauscht. Derjenige, der mit einem andern den Namen tauscht, ist fortan verpflichtet, diesen, sowie seine mit ihm kommenden Verwandten gastlich aufzunehmen und während ihres Aufenthaltes frei zu halten. Streit kommt unter den Eingeborenen selten vor. „Die Streiter werden sofort und ehe es zu Handgreiflichkeiten kommt, von ihren Parteigenossen umringt und festgehalten. Es versucht dann scheinbar jeder, unter lautem Schwadronieren sich loszureißen, um sich auf den Gegner zu stürzen, und beide Parteien bringen, gerade wie dies bei Hahnenkämpfen der Fall ist, die beiden Raufbolde eben nahe genug aneinander, daß sie sich nicht erreichen können. Haben sie sich dann gegenseitig ihrer Stärke versichert, so werden sie wieder auseinander und nach Hause gebracht, um sich, nachdem sie ausgeschlafen, wieder so freundschaftlich zu begegnen wie vorher."

Man unterscheidet auf den Marshall-Inseln drei Stände. Der erste sind die Besitzlosen, der gemeine Mann, Armidwon oder Kajur, der nur eine Frau haben darf und nicht einmal des Besitzes derselben sicher ist, da jeder Angehörige des zweiten Standes sie ihm jederzeit wegnehmen kann. Den zweiten Stand bildet die Masse der Begüterten, die Leadagedag, denen der erste Stand vollständig unterthan ist. Ihm ist die Polygamie gestattet, aber er steht doch noch so tief unter dem Herrschergeschlecht, daß z. B. ein Leadagedag niemals mit der Frau des Königs sprechen darf. Dem dritten Stand, den Budag, gehören die Brüder und Söhne des Königs an.

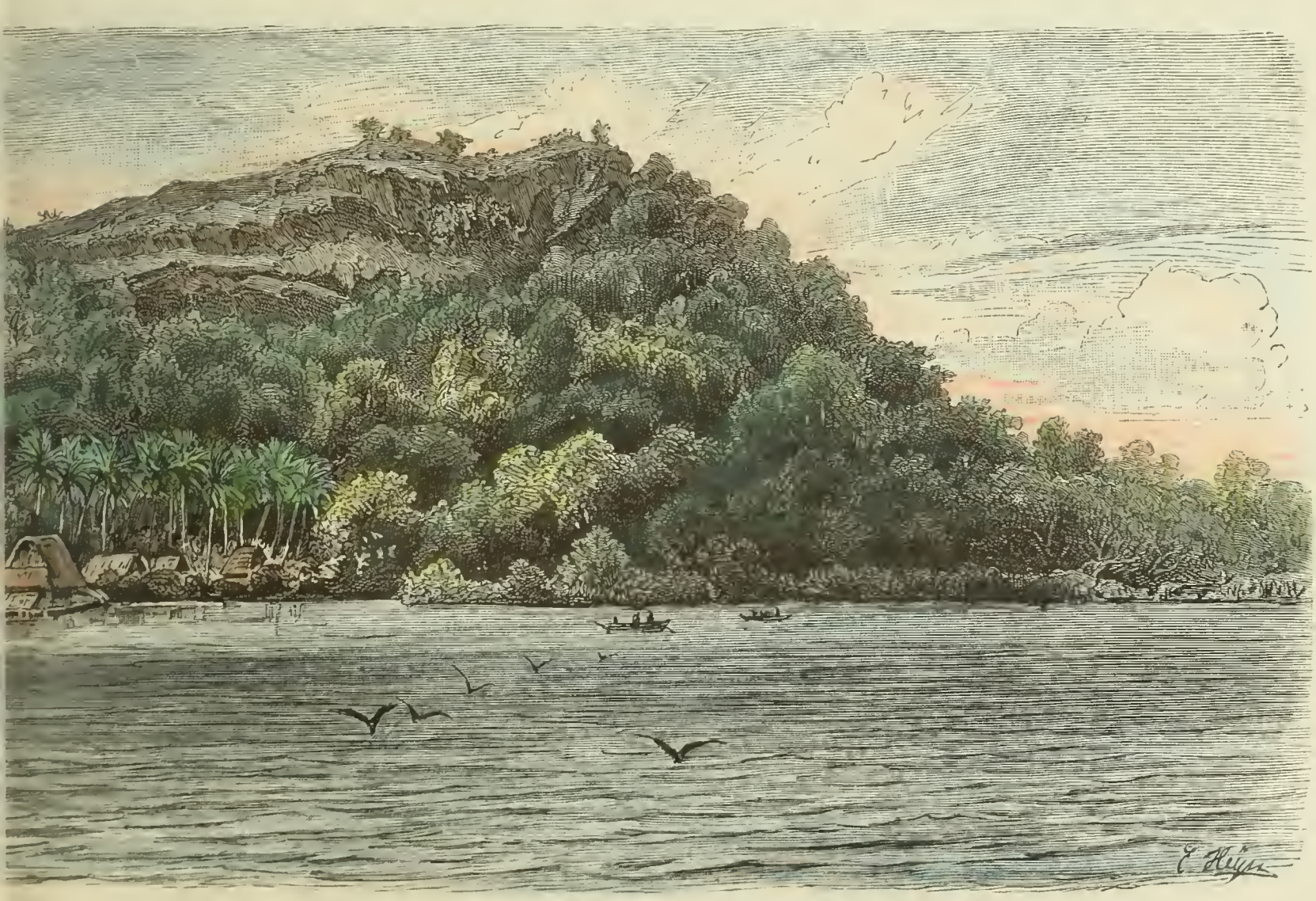
Die Schranken zwischen den einzelnen Ständen werden sorgfältig gewahrt, aber trotzdem kann ein Mann aus niederem Stande in den höheren aufsteigen. Wenn er ein Mädchen aus höherem Stande heiratet, tritt er in ihren Stand ein, dagegen ist es nicht gestattet, eine wegen Kinderlosigkeit verstoßene Frau höheren Standes zu heiraten. Der Rang in den einzelnen Ständen hängt überhaupt stets von der Mutter und nicht vom Vater ab.

Die höchste Person in diesem Staatswesen ist der König, der Irod, der schon in seiner äußeren Erscheinung sich von seinen Unterthanen unterscheidet, da er außer der sonst üblichen Tättowierung noch vier Streifen an jeder Wange hat. Seine Macht ist unbeschränkt, aber eine so drückende Despotie wie auf manchen polynesischen Inseln ist trotzdem hier unbekannt. Der König hat das Recht über Leben und Tod seiner Unterthanen und kann das Vermögen des Verurteilten einziehen, ohne jemandem Rechenschaft schuldig zu sein. Seine Würde ist erblich, doch erbt sie nicht sein Sohn, sondern sein ältester Bruder, der mit dem Antritt der Regierung die Verpflichtung übernimmt, sämtliche Frauen des Verstorbenen fortan als seine eigenen zu betrachten. „So heiratete, als vor kurzem Kaibuki in Ebon starb, schon folgenden Tages sein nächster Verwandter

Marshall-Archipel: Die d

Karolinen-Archipel: Die

en Faktoreien in Dschalut.



hen Faktoreien in Ponape.

Ledsibuik ohne Rücksicht auf seine große Jugend die Wittwe Kaibukis." Erst wenn keine Brüder des Königs vorhanden sind, geht die Erbfolge auf die Söhne desselben über, und augenblicklich würde, wenn König Kabua von Dschalut keine Brüder hätte, sein Stiefsohn Latablin thronberechtigt sein.

Der jetzige König von Dschalut, Kabua, ist ein kleiner korpulenter Herr, „ein indolenter beschränkter Kopf," wie Finsch sagt, „dessen einzige Gabe in Lüge und Verstellung besteht." In dem Vertrag, den er mit der deutschen Regierung geschlossen, wird er pomphaft „der Oberhäuptling Lebon, der Herr der Ralikkette" genannt, und er bemüht sich redlich, seiner Person ein gewisses Ansehen zu verleihen. Herrn Hernsheim las er einen Absatz aus der Bibel vor und wandte mit der ernsthaftesten Miene Blatt für Blatt um, als man aber hinsah, entdeckte man, daß das, was er „vorlas", gar nicht auf dieser Seite stand. Er hat etwas englisch gelernt und kann mühsam seinen Namen schreiben — das sind die ganzen Kenntnisse, welche er sich im Umgang mit den Missionären erworben hat. König Kabua ist nämlich ein Freund der Mission, obwohl er noch nicht getauft ist, und er besucht sogar dann und wann einmal die Kirche. Den veränderten Verhältnissen Rechnung tragend, hat er auch den nationalen Rock mit europäischer Kleidung vertauscht, als aber im Jahre 1880 die Fehde zwischen ihm und Loiak ausbrach, legte er die lästige europäische Kleidung sofort wieder ab und verwandelte sich schleunigst in einen echten Marshall-Krieger.

Die Königswürde hat in der jüngsten Zeit in der Marshall-Gruppe viel von ihrem früheren Ansehen und ihrer früheren Macht verloren. König Kabua ist ein verhältnismäßig armer Mann, da sein Landbesitz nicht groß ist, und die Folge davon ist, daß er eine bedeutende Habsucht entwickelt und sein Vermögen beständig auf Kosten seiner Unterthanen zu vermehren sucht. Beliebt ist er nicht, da seine Unterthanen von ihm sehr gedrückt werden und ihm einen nicht unbedeutenden Teil ihrer Einkünfte abliefern müssen. Der nächst ihm einflußreichste Häuptling Loiak übertrifft ihn zwar an geistiger Begabung, treibt es aber noch schlimmer als er. Dabei weiß König Kabua gar nicht, wie viele Unterthanen er hat, ja er hat nicht einmal annähernd eine Vorstellung von der Zahl derselben, und eine Volkszählung auf den Inseln, die gar nicht schwer zu bewerkstelligen wäre, würde wohl interessante Ergebnisse liefern.

Eine eigene Stellung im Staatswesen der Marshaller nehmen die Priester, die Dri-kánan, ein, welche trotz aller Thätigkeit der Missionäre noch einen großen Einfluß besitzen. Sie stehen in direkter Verbindung mit dem höchsten Wesen, an das die Marshaller glauben, und weissagen nach den Offenbarungen desselben die Zukunft. Einst mag ihre Macht über das Volk nicht unbedeutend gewesen sein, und sie wußten dieselbe zu wahren, indem sie sich von jeder Berührung mit demselben möglichst fern hielten. „Sie aßen und tranken niemals aus schon benutzten Gefäßen und zerbrachen die Schale, nachdem sie daraus getrunken hatten. Sie wurden über mutmaßlichen Wind und Wetter, Sieg und Ernte befragt, auch zu Kranken gerufen, jedoch nur um auszusagen, ob der Betreffende leben oder sterben würde. Heilmittel waren und sind fast ganz unbekannt. Warmes Wasser, einige Blätter, besonders aber Reiben, das von alten Frauen unter Beschwörungsformeln besorgt wird, sind die einzigen Medikamente. Dahingegen war es Sitte, daß die Freunde zum Erkrankten kamen, trockene Pandanusblätter mitbrachten und solche in große Abschnitte zusammenfalteten; kam der letzte Abschnitt mit den übrigen von gleicher Länge aus, so wurde dies als ein gutes Omen für die bevorstehende Genesung angesehen, andernfalls wurde der Kranke je nach der Länge des übrigbleibenden Stückes an einen mehr oder weniger entfernten Ort gebracht."

Abbildungen ihrer Götter haben die Marshaller ebensowenig wie Tempel. In Ralik sollen heilige Steine vorhanden sein, und in der Ratak-Kette pflegt man der Gottheit bei einer Palme, welche durch ein von Balken gebildetes Viereck umschlossen ist, Opfer darzubringen, wobei man glaubt, daß der Gott während des Opfers sich im Wipfel des Baumes aufhält. Geopfert werden Lebensmittel und Blumenkränze. Bei manchen Feierlichkeiten spielen auch die Schädel der Verstorbenen eine Rolle, und gestorbenen Vornehmen wird göttliche Verehrung zu teil. Auf den südlichen Gilberts-Inseln wurden 3 höchste Gottheiten angenommen, aber heute ist sogar der Name derselben aus dem Gedächtnis der Eingeborenen entschwunden und an ihre frühere

Verehrung erinnern nur noch die vielen in Umlauf befindlichen Sagen. Im allgemeinen zeigt sich in den religiösen Vorstellungen der Marshaller derselbe Verfall, den man in Polynesien zu beobachten Gelegenheit hat.

Überall trifft man den Glauben an ein Jenseits, an ein Leben nach dem Tode. Auf der Insel Tarawa zeigt man anscheinend künstliche Erdanhäufungen, auf denen die Seelen der Verstorbenen sich aufhalten sollen. Damit ihnen keine der Annehmlichkeiten fehle, welche das irdische Leben ihnen bot, darf dort kein Baum gefällt werden, man achtet sorgfältig darauf, daß die Zahl der vorhandenen Bäume nicht verringert werde, und pflanzt an Stelle eines umgestürzten sofort einen neuen. Auf anderen Inseln herrscht der Glaube, daß die Seelen der Verstorbenen unsichtbar ihren früheren Wohnsitz umschweben, und wiederum auf anderen bezeichnet man als ihren Aufenthaltsort Kainakaki, einen Ort im fernen Westen.

Die Begräbniszeremonien sind verschieden, je nach dem Stande, dem der Verstorbene angehörte. Die Leichen der gemeinen Leute werden in ein Boot gelegt, neben sie einige Lebensmittel, und sobald sich ein Wind erhebt, der das Boot von der Insel wegzutreiben vermag, wird dasselbe ins Meer hinausgestoßen. Auf den Gilberts pflegt man die Leiche, nachdem sie gewaschen worden, mit Öl einzureiben und im Wohnhause öffentlich auszustellen. „In einzelnen Fällen schläft die Frau unter derselben Decke mit ihr, und die Mutter trägt die Leiche des Kindes mit sich herum, ja sie bestreichen sich die Haut mit dem durch die Verwesung erzeugten Schaum.“ Die Leiche bleibt auf den Gilberts solange ausgestellt, bis die Verwesung soweit vorgeschritten ist, daß nur die blanken Knochen übrig sind, welche man entweder der Erde übergiebt oder (besonders den Kopf) im Hause aufbewahrt. Nur Vornehmen wird auf den Marshall-Inseln ein Grab zuteil. Man umwickelt die Leiche mit Schnüren und Matten und setzt sie dann in ein mit Steinen ausgelegtes viereckiges Grab. Rings um das Grab werden Ruder in den Boden gesteckt, auch Kokospalmen bei demselben gepflanzt. Die Früchte dieser Palmen darf eine bestimmte Zeit hindurch niemand genießen, nachher ist ihr Genuß den Männern, aber nie den Frauen gestattet.

Der Verfall der alten Religion der Eingeborenen kommt den Missionären insofern zugute, als sie hier keinen Anfeindungen seitens einer um ihren Einfluß besorgten Priesterkaste und fanatischer Gläubigen ausgesetzt sind, aber trotzdem sind die Erfolge der Mission bisher ziemlich zweifelhafter Art. Das ganze Christentum der getauften Marshaller besteht in Äußerlichkeiten. Sie kleiden sich anders als ihre heidnischen Stammesgenossen, sie besuchen zuweilen die Kirche und singen dort fromme Lieder, aber besser als die heidnischen Marshaller sind sie deshalb nicht. Die Mission hat nichts unterlassen, um die Kenntnisse ihrer Zöglinge zu vermehren, sie namentlich in allem zu unterrichten, was zur Verbesserung ihrer Lebensverhältnisse beitragen konnte, und viele getaufte Marshaller können heute lesen, manche auch schreiben und rechnen. „Die Mission,“ schreibt Finsch, „lehrte die Insulaner nicht nur eine neue Weltordnung, sondern bemühte sich selbstredend auch, ihnen praktische Fertigkeit beizubringen. Die Mission spendete die Segnungen des Christentums nicht umsonst, sondern verstand es sehr wohl, die Kirchenmitglieder tributpflichtig zu machen, um sowohl die Kirche zu bereichern, wie gegen Waren entsprechende Tauschartikel zu empfangen.“ Diese Äußerung führt uns auf den immer deutlicher hervortretenden Konflikt zwischen den Missionären und den Kaufleuten, welcher auch das Urteil des verdienstvollen Reisenden beeinflußt zu haben scheint. Auch Hernsheim ist den Missionären nicht wohlgesinnt, aber aus seinen Äußerungen tritt auch die Ursache seiner Abneigung klar zu Tage. Dadurch, daß die Missionäre mit den Eingeborenen Tauschhandel trieben, gerieten sie selbstverständlich in Konflikt mit den Berufskaufleuten, und die gegenseitigen Vorwürfe und Beschuldigungen fanden kein Ende. Den Missionären aus ihren bisherigen geringen Erfolgen einen Vorwurf zu machen, wäre vollständig verfehlt, denn kein objektiv Urteilender wird verlangen können, daß Halbwilde wie die Marshaller sofort in das Wesen einer Religion wie die christliche eindringen und nicht bloß bei Äußerlichkeiten stehen bleiben. Es wird wohl nie gelingen, solchen Völkerschaften sofort ein richtiges Verständnis der christlichen Lehren beizubringen, und man wird sich begnügen müssen, die erste für das Christentum gewonnene Generation nur als Kulturdünger zu betrachten, aus dem mit der Zeit eine bessere Saat aufgehen soll. Daß die Verquickung von Handelsgeschäften mit Missionsthätig-

keit der letzteren nicht förderlich ist, hat man schon an vielen Orten beobachten können. Jedenfalls könnte die Mission auch auf den Marshall-Inseln mehr wirken, wenn sie sich ausschließlich ihrer eigentlichen Aufgabe widmete und den Kaufleuten ein Feld überließe, auf dem sie doch nicht erfolgreich mit ihnen konkurrieren kann, nachdem der Handel der Weißen mit den Eingeborenen einen solchen Aufschwung genommen hat, wie ihn die letzten Jahre zeigen.

Die bedeutendsten Handelsniederlassungen auf den Marshall-Inseln sind heute die deutschen. In Dschalut sind zwei deutsche Firmen vertreten, die Deutsche Handels- und Plantagen-Gesellschaft und die Firma Robertson & Hernsheim, welche außerdem noch Niederlassungen auf den Inseln Ebon, Namurik, Mille, Arno, Mejuro, Maloelab und Mejit besitzen. Ihnen kommt an Bedeutung zunächst die Aucklander Firma Henderson & Mac Farlane, deren Hauptstation auf Mejuro ist und die außerdem noch 6 Niederlassungen auf anderen Inseln besitzt. Auf 13 Inseln ist das amerikanische Haus Ingalls & Capelle vertreten, mit der Hauptstation auf Legieb, und auf Dschalut besitzt noch die Pacific Navigation Company aus Honolulu eine Niederlassung, deren Umsatz jedoch nicht bedeutend ist.

Durch Konsulate sind in Dschalut das deutsche Reich, die Vereinigten Staaten und Hawai vertreten. Das deutsche Konsulat, das seit 1873 seinen Sitz in Dschalut hat, vertritt der Chef der einen deutschen Firma, Herr Franz Hernsheim. Die Bedeutung des letzteren ist in letzter Zeit von Jahr zu Jahr gestiegen, während das hawaische Konsulat immer mehr an Bedeutung verlor. Seiner Zeit errichtet, weil die auf den benachbarten Inselgruppen für die Plantagen auf Hawai angeworbenen Arbeiter zunächst hierher gebracht wurden, bevor sie von größeren Schiffen nach Honolulu befördert wurden, wird es, sobald unter dem deutschen Protektorat die Arbeiterverhältnisse geregelt werden, wahrscheinlich den letzten Rest von Bedeutung verlieren.

Welche hervorragende Rolle der deutsche Handel auf dieser Inselgruppe spielt, erhellt schon aus der großen Zahl deutscher Schiffe, welche jährlich nach Dschalut kommen. Im Jahre 1883 waren unter 67 Schiffen, die im Hafen von Dschalut einliefen, nicht weniger als 39 deutsche. Unter der Dschalut-Flagge (5 horizontale Streifen: schwarz, weiß, rot, weiß, schwarz), welche das Kanonenboot S. M. S. „Ariadne" am 29. November 1878 den Häuptlingen der Insel verlieh, liefen in dem genannten Jahre 11 Schiffe ein, der Rest verteilte sich auf Hawai (5 Schiffe), die Vereinigten Staaten (7 Schiffe), England (3), Frankreich (1) und Dänemark (1).

Für den Handelsverkehr sind die Inseln je nach der Ertragsfähigkeit ihres Bodens und der Dichte der Bevölkerung von sehr verschiedenem Wert. Wir finden in der westlichen oder Ralik-Kette die Inselgruppen Ebon, Namurik, Kili, Dschalut, Ailinglablab, Namo, Jabwat, Lib, Kwajalein, Lae, Ujae, Wotto, Ailinginae, Ronglab und Bikini. Die früher zu dem Marshall-Archipel gezählten Gruppen Eniwetok und Ujilong, welche weitab westwärts von der Ralik-Kette liegen, haben wir als zu den Karolinen gehörig zu betrachten. Nach dem Übereinkommen mit Spanien, durch welches die Ansprüche desselben auf den Karolinen-Archipel von Deutschland anerkannt wurden, ist die auf diesen Inselgruppen gehißte deutsche Flagge wieder eingezogen worden.

Die Ebon-Gruppe (Abone), von ihrem Entdecker, Kapitän Ray, 1824 Boston genannt, die südlichste der Ralik-Kette, hat etwa 6 Meilen Umfang und enthält auf dem ringförmigen Riff einige 20 meist sehr kleine Inseln, deren größte das an der Südseite gelegene, gegen 2 Meilen lange, jedoch sehr schmale Ebon ist. „Die Insel hat am Westende kleine Hügel und Thäler, die ohne Zweifel durch den Wind gebildet sind, allein kein frisches Wasser, das durch Regenwasser ersetzt wird." Ihr kommt an Größe zunächst die an der Ostseite gelegene Insel Enijadok. Nur die Nordseite der Lagune weist keine Inseln auf, und dort bildet ihre Begrenzung das nackte Riff. Alle Inseln sind mit einer ungemein üppigen Vegetation von Kokospalmen und Brotfruchtbäumen bedeckt und nicht nur die fruchtbarste, sondern auch die am dichtesten bevölkerte Gruppe der Ralik-Kette. Auch die Lagune von Ebon bildet einen schönen Hafen, derselbe steht aber doch jenem von Dschalut an Brauchbarkeit nach, da der Kanal, welcher an der Südwestseite des Riffs zwischen den Inseln Met (Mej) und Juriger (Jury) in die Lagune führt, zwar tief, aber schmal und gefährlich ist.

Die nordwestlich von Ebon gelegene Gruppe Namurik (Namerik, Klein-Namo) besteht aus einer kaum 2 Meilen langen Hauptinsel und 4 bis 5 kleinen. Die fruchtbaren und gut bewaldeten Inseln wurden

Ein Versammlungshaus auf Yap.

schon 1702 durch Kapitän Bond entdeckt, der sie Baring-Inseln benannte. Das östlich von Namurik befindliche Kili, 1797 von Kapitän Dennet entdeckt und Heuter genannt, ist eine $1^1/_2$ Meilen lange unbewohnte Koralleninsel ohne Lagune.

Dschalut, jetzt die wichtigste Gruppe der Kette, weil sie den besten Hafen besitzt und Hauptsitz des europäischen Handels ist, besteht aus einem sehr unregelmäßig geformten Riff, in dessen Lagune außer der etwa 10 Meilen langen und zwei Meilen breiten Hauptinsel etwa 40 kleine Inseln liegen. Die meisten Inseln befinden sich an der Westseite, die größten an der Ostseite des Riffs, und auch im Innern der Lagune liegen noch 4 kleine Inseln. Dschalut (Djalut, Telut), wie schon oben erwähnt, 1803 von Kapitän Patterson entdeckt und Bonham genannt, gehört zu den fruchtbarsten Inseln der Ralik-Kette, und namentlich die an der Westseite des Riffs gelegenen Inseln zeichnen sich durch Fruchtbarkeit aus. An der Nord- und Südostseite führt je ein Kanal, an der Westseite 2 durch das Riff.

Ailinglablab (d. i. das große Land) wurde bereits 1797 von Dennet entdeckt und Lambert benannt. Kotzebue nennt die Gruppe Otdia. Sie ist eine 5 bis 6 Meilen lange und über 2 Meilen breite Lagunen-Insel mit etlichen 30 auf dem unregelmäßig geformten Riff zerstreut liegenden Inseln, deren größte Jebat ist. Auch die Lagune von Ailinglablab bildet einen schönen Hafen, zu welchem mehrere Kanäle von der Ost-, Nord- und Südseite den Zugang vermitteln, von denen der an der Südseite der beste ist. Nordöstlich von Ailinglablab liegt Jabwat, Tebot von Kotzebue genannt. Wichtiger ist die Gruppe Namo, welche Bond 1792 entdeckte und Mosquillo benannte, eine 7 bis 8 Meilen lange und 3 Meilen breite Lagunen-Insel, auf deren Riff 25 Inselchen liegen. Nur fünf derselben sind ziemlich groß, alle flach und bewaldet.

Die etwa eine Meile im Umfang messende ovale Korallen-Insel Lib, welche 1797 von Dennet entdeckt wurde, ist mit Kokospalmen und Pandanus bewachsen. Die größte Lagunen-Insel ist Kwajalein, welche von den ersten Seefahrern, die sie sahen, wiederholt andere Namen erhalten hat. Von dem Schiff „Ozean" wurde 1804 ein Teil der Gruppe gesehen und die beiden entdeckten Inseln Lydia und Catharine benannt; durch Patterson erhielt die Insel 1809 den Namen desselben, Kotzebue nennt sie Quadelen, Hagemeister Menzikoff und Moore gab ihr den Namen Dove. Sie ist 16 Meilen lang und fast 3 Meilen breit, und auf dem Riff liegen mehr als 80 mit Bäumen bewachsene Inseln. Das gleichfalls zuerst vom Schiffe „Ozean" gesehene Lae ist auch eine Lagunen-Insel von 1 Meile Breite, auf deren Riff 16 bewaldete Inseln zerstreut sind. Ujae (Margaret des Schiffes „Ozean", Ujamilai bei Kotzebue) ist eine 6 Meilen lange Lagunen-Insel. Von Süden führt ein Kanal in die Lagune, aber die Zufahrt zu den auf dem Riffe liegenden Inseln wird durch die Brandung sehr erschwert. Auch die Zufahrt zu den 13 bewaldeten Inseln von Wotto (Kabahaia), einer 3 bis 4 Meilen langen und über 1 Meile breiten Lagunen-Insel, nordwestlich von Kwajalein, ist sehr erschwert. Ailinginae (Rongerik, Kleinrong, Radogala, Rimsky Korsakoff) ist eine 13½ Meilen lange und 1½ Meilen breite Lagunen-Insel. Die größten der auf dem Riff liegenden Inseln heißen Kumi, Rimsky und Tufa. Ailinginae ist vielleicht eine der beiden auf alten spanischen Karten verzeichneten Pescadores; die andere ist die nahe bei ihr gelegene runde Lagunen-Insel Rongelap (Großrong, Bigini). Ihr Umfang beträgt 8, der Durchmesser 2½ Meilen, und an der West- und Nordseite führt je ein Kanal in die Lagune. Die auf dem Riff liegenden, mit dichtem Gesträuch bedeckten Inseln sind klein, aber, obwohl weder Kokos noch Pandanus vorhanden sind, doch bewohnt. Die nördlichste Insel von Ralik ist das 1825 von Kotzebue entdeckte, 5 Meilen lange Bikini (Eschholtz), mit 14 kleinen, mit Gebüschen bewachsenen Inseln auf dem Riff, durch welches tiefe und breite Kanäle in die Lagune führen.

Die südlichste Insel der Ratak-Kette ist das 1788 von Marshall entdeckte Mille, 2½ Meilen lang und 2 Meilen breit, mit 20 bis 30 größeren Inseln auf dem Riff. Die größte Insel ist 1½ Meilen lang, mehrere tiefe Kanäle führen in die Lagune, und im Innern der Lagune befinden sich gute Ankerplätze, aber alle Inseln, zwischen denen auch viele Felsen zerstreut liegen, sind nur mit spärlichem Pflanzenwuchs bedeckt. Einen freundlichern Anblick gewährt das 1788 von Gilbert entdeckte, 4½ Meilen lange und fast 3 Meilen breite Mejuro (Arrowsmith), auf dessen vielen Inseln Fruchtbäume in Menge vorhanden sind und dessen Lagune auch großen Schiffen einen guten Ankerplatz bietet. Ostwärts von Mejuro, von diesem durch den Fordyce-Kanal getrennt, liegt die große Lagunen Insel Arno, welche einen Umfang von etwa 20 Meilen besitzt, mit vielen kleinen

Inseln auf dem Riff. Auch auf diesen Inseln sind viele Fruchtbäume vorhanden, und mehrere Kanale, von denen jedoch die Mehrzahl nur für Boote brauchbar ist, führen in die Lagune. Das 1788 von Marshall entdeckte Aurh (Ibbetson, bei Kotzebue Traversey) ist 3 Meilen lang und 1½ Meilen breit und auf dem Riff liegen 32 Inselchen, deren größte Aurh, Pigen und Stobual (bei Chamisso Tabual) sind. Das ½ Meile lange Tabual zeichnet sich durch Fruchtbarkeit und schöne Vegetation aus. Dasselbe gilt von den 64 Inseln des 1788 von Gilbert entdeckten, 8 Meilen langen und über 3 Meilen breiten Maloelab (Kawen, Arattschejew). Die größten Inseln dieser Gruppe sind das über ½ Meile lange Kawen, Torua, Dlot und Airik, bei welcher letztern sich der beste Ankerplatz der Lagune befindet. Das von Marshall und Gilbert 1788 entdeckte Erikub (bei Kotzebue Eregub oder Tschitschagoff) ist 6 Meilen lang und 1 Meile breit und auf dem Riff liegen 17 kleine Inseln, die jetzt unbewohnt sind. Ein 1 Meile breiter Kanal trennt Erikub von Woche, welches von Marshall und Gilbert den Namen Chatham erhielt, den es mit Erikub teilte. Es ist 7½ Meilen lang und über 2½ Meilen breit, die 65 auf dem Riff liegenden Inselchen unbewohnt. In der Lagune befinden sich gute Ankerplätze, aber die Einfahrt durch die schmalen Kanäle ist, einen einzigen ausgenommen, sehr gefährlich. Die größten Inseln sind die Vogelinsel, Oromed, Woche und Egmejo. Nordwestlich von Woche liegt das gleichfalls von Marshall und Gilbert entdeckte, 6 Meilen lange Likieb (Ligieb, Hayden) mit vielen kleinen Inseln auf dem Riff, durch welches zwei tiefe Kanäle zu einem schönen Hafen führen. Die nordöstlich von Likieb gelegene flache Korallen-Insel Jemo (Temo bei Kotzebue) ist unbewohnt. Sehr ärmlich, obwohl bewaldet, sind auch die vielen kleinen Inseln, welche auf dem Riff des 4 Meilen langen und über 1 Meile breiten Ailuk (Ailu, Eilug) liegen, welchem sein Entdecker Kotzebue 1817 den Namen Krusenstern gab. Von Kotzebue wurden ferner die Inseln Mejit (Miadi), Utirik (Udirik) und Taka (Tagai, Tegi) entdeckt. Mejit ist eine ¾ Meilen lange, mit vielen Pandanen bestandene Korallen-Insel ohne Lagune, Utirik und Taka dagegen, zwei zusammen über 6 Meilen lange Lagunen-Inseln, welche ein schmaler Kanal trennt, besitzen nur wenig Pflanzenwuchs. Die kleine Lagunen-Insel Bikar (Bigar) ist unbewohnt und wird bloß wegen des Fanges von Seevögeln und Schildkröten besucht.

Die nördlichsten Inseln der Kette sind Taongi und Wake, beide Lagunen-Inseln, erstere etwa 3 Meilen lang, letztere 4 bis 5 Meilen im Umfang messend. Die auf den Riffen liegenden Inselchen sind mit Gebüschen bedeckt und von vielen Seevögeln bewohnt. Wake (auch Halcyon, Haystrous, Halverd, Wilson, Douglas benannt) liegt unter 19° 13′ n. Br. und 166° 4′ östl. L., Taongi, welches gleichfalls von verschiedenen Seefahrern verschiedene Namen erhielt (San Bartolomeo, Smyth, Cornwallis, Sybille-Insel, Petrel-Insel), unter 14° 31′ n. Br. und 169° 1′ östl. L. Taongi gehört zu den zuerst gesehenen Inseln der Marshall-Gruppe, da es der Spanier Salazar schon im Jahre 1526 entdeckte. Der nächste Seefahrer, der Inseln der Marshall-Gruppe sah, war der Spanier Saavedra (1529), der wahrscheinlich einige der nördlichen Inseln erblickte. Auch die Pescadores genannte Gruppe war auf den spanischen Karten längst verzeichnet, als in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die Entdeckungen im Archipel rasch eine der andern zu folgen begannen.

Die Entdeckung der Inselgruppe erfolgte durch Zufall, da Seefahrer, welche dieses Meer kreuzten, auf die Inseln stießen. So sah 1736 Byron eine der Gilberts-Inseln, 1767 Wallis einige Inseln der Ralik-Kette, und Marshall und Gilbert, welche 1788 von Neu-Süd-Wales nach China fuhren, entdeckten die nördlichen Gilberts-Inseln und fast die ganze Ratak-Kette. In den nächsten Jahren wurden nach und nach noch einige Inseln entdeckt, aber eine systematische Erforschung begann erst mit der Reise Kotzebues, der im Jahre 1816 und den folgenden die ganze Ratak-Kette besuchte. Duperrey besuchte 1823 die Gilberts-Inseln und einige Marshall-Inseln, Chromtschenko 1829 und 1832 die mittlere Ralik-Kette, und seitdem vermehrte sich mit dem Vordringen der Missionäre und der Niederlassung deutscher Kaufleute rasch unsere Kenntnis des Archipels.

Die Besitzergreifung der Inseln durch Deutschland, welche ihnen die Aufmerksamkeit weiter Kreise in erhöhtem Maße zulenkt, wird auch für ihre gründlichere Durchforschung nicht ohne Einfluß bleiben. Bereits

am 29. November 1878 hatte Deutschland in dem Marshall-Archipel festen Fuß gefaßt. Damals schloß der Kommandant des Deutschen Kriegsschiffes „Ariadne" mit den obersten Häuptlingen von Dschalut, Kabua und Letabalin, einen Vertrag, durch welchen sie den Hafen von Dschalut an Deutschland als Kohlenstation abtraten und sich verpflichteten, ein gleiches Recht keiner andern Nation zuzugestehen. Damals erhielten die Häuptlinge die schon oben erwähnte schwarz-weiß-rot-weiß-schwarze Flagge, welche sie noch heute führen. Am 15. Oktober 1885 wurde, noch ehe der Streit um die Karolinen ausgetragen war, durch den Kommandanten S. M. S. „Nautilus", Korvettenkapitän Rötger, auf Dschalut die deutsche Flagge gehißt, und in den folgenden Tagen die wichtigsten anderen Plätze des Archipels besucht, wo überall mit den Häuptlingen Verträge geschlossen und die Unterstellung des Archipels unter den Schutz des Deutschen Reiches durch die Hissung der Reichsflagge vollzogen wurde.

Der Besitzstand der deutschen Firmen auf den Inseln ist augenblicklich folgender. Beide besitzen in Dschalut, ihrem Hauptsitz, gut eingerichtete, große Faktoreien, außerdem Hernsheim & Ko. eine Niederlassung auf Namurik und Ebon, je 2 auf Mejuro, Mille und Arno, sämtlich mit Grundbesitz, und seit 1884 ist auch die Bearbeitung einzelner Inseln der Ratak-Gruppe begonnen worden — die deutsche Plantagengesellschaft außer Dschalut Stationen auf Ebon, Mille, Kili, Namurik, Mejuro, Arno, Maloelap, Vigar, Mejit und Ujilong. Nach den Konsulatsberichten von Dschalut betrug 1884 die Einfuhr beider Firmen 93 500 Dollars, die Ausfuhr etwa 3 600 000 Pfund Kopra, wovon am Ende des Jahres etwa 600 000 auf Lager blieben. Unter 29 Schiffen waren 11 deutsche, 5 englische, 4 hawaische, 3 amerikanische, je 1 unter dänischer und Dschalut-Flagge. In Ein- und Ausgang waren die deutschen Schiffe mit der höchsten Zahl (40 von 74; nächst ihnen Hawai mit 12, England mit 8) verzeichnet und auch im Tonnengehalt waren sie allen anderen Nationen weit voraus, da derselbe 3351, bei den hawaischen 1145, den englischen 881, den amerikanischen 619, insgesamt 12 492 Tonnen betrug.

Hafen von Yap.

Südsee-Inseln mit deutschen Niederlassungen.

Abgesehen von den nun unter Reichsschutz gestellten Gebieten sind noch auf so vielen Südsee-Inseln bedeutende deutsche Interessen vertreten, daß man einen großen Teil der Südsee mit vollem Rechte ein deutsches Meer nennen kann. Ganz besonders galt dies noch vor kurzem von jenem Archipel, welcher wegen der Kleinheit seiner Eilande den Namen Mikronesien (Klein-Inselwelt) erhalten hat. Während in Polynesien, namentlich auf den östlichen Inselgruppen, ein nicht unbedeutender englischer und amerikanischer Einfluß dem deutschen so ziemlich die Wage hält, beherrscht der deutsche Kaufmann in Mikronesien vollständig den Markt. Dieselben deutschen Firmen, welche Handelsniederlassungen im Marshall-Archipel besitzen, die Firma Hernsheim und die Deutsche Plantagengesellschaft, sind auch auf den Karolinen- und Palau-Inseln vertreten, wo sie zwar mit einem Amerikaner und einem Engländer sich in den Kopra-Handel teilen, aber doch den weitaus größern Teil des Handels in Händen haben. Durch deutsche Betriebsamkeit und deutsche Forschung ist überhaupt der Karolinen-Archipel erst dem Handel erschlossen und der Welt näher bekannt geworden, und wenn nur jener Staat Ansprüche auf denselben erheben könnte, der sich die größten Verdienste um ihn erwarb, indem er ihn

der Gesittung erschloß, so müßte heute die deutsche Flagge auch über den Karolinen wehen. Der in der Geschichte bisher ohne gleichen dastehenden Mäßigung und Zurückhaltung, mit welcher das Deutsche Reich nach den großen Siegen der Jahre 1870 und 1871 von seiner Machtfülle Gebrauch macht, verdankt heute Spanien den Besitz der schönen Inseln, und dem deutschen Kaufmann ist durch den Vertrag, durch welchen Deutschland auf seine Ansprüche verzichtete, bloß eine bevorrechtete Stellung eingeräumt worden. Spanien fällt die reife Frucht fremder Arbeit mühelos in den Schoß.

Der Archipel, durch welchen in Spanien eine so gewaltige Aufregung hervorgerufen wurde, ist zwar ein schönes Stück Erde, aber kein unparteiisch Urteilender wird unserer Reichsregierung einen Vorwurf daraus machen, daß sie seinetwegen sich nicht mit Spanien verfeinden wollte, denn durch einen Krieg wären diese kleinen Inseln zu teuer erkauft worden.

Die Karolinen liegen über einen weiten Raum zerstreut, der durch den 134. und 164.° östl. L. von Paris und den 4. und 10.° n. Br. begrenzt wird, also dem Mittelländischen Meer an Ausdehnung fast gleichkommt, aber auf dieser etwa 400 Meilen langen und bis 60 Meilen breiten Wasserfläche finden wir nur etwa 160 Inselchen, welche bewohnt oder bewohnbar sind, und der Flächeninhalt derselben beträgt nicht mehr als 43 □Meilen. Der ganze Archipel umfaßt 48 Inselgruppen, von denen 43 niedrige Korallenbildungen sind, die übrigen aus Basalt bestehen, welcher auf Korallenfelsen ruht. Von den mehr als 500 Eilanden des Archipels sind also die meisten nur Atolls, durch Jahrhunderte lange Arbeit von unzähligen Zoophiten erzeugte Korallenriffe. Man unterscheidet 3 Hauptgruppen: eine westliche, deren größte Insel Yap ist, eine Mittelgruppe, welche den Namen Hogolen führt, und eine östliche, in welcher Ponape oder Ascension die bedeutendste Insel ist. Die Palau-Inseln sind die westlichsten Mikronesiens. Man pflegt sie gewöhnlich von den Karolinen zu trennen und sie als besondern Archipel aufzuführen, aber Meinicke und andere Geographen rechnen sie zu den Karolinen, mit denen sie dieselbe Natur gemein haben, und auch in den Verhandlungen zwischen der deutschen und spanischen Regierung sind die Palau-Inseln als ein Teil der Karolinen aufgefaßt worden. Zwischen den Karolinen, Molukken und Philippinen, von welchen letzteren sie 600 Seemeilen entfernt sind, gelegen, bestehen sie aus 10 Hauptinseln und einer Menge kleiner Eilande. Die größte Insel ist das 30 Meilen lange, zum Teil bergige Babelthuap unter 7° 41′ n. Br. und 132° 23′ östl. L. v. P.

Die östliche Karolinen-Gruppe besteht auf 5 kleinen Gruppen. Die größte Insel Yap, unter 9° 35′ n. Br. und 135° 48′ östl. L. gelegen, ist etwa 20 Lieues lang, fruchtbar und sehr dicht bevölkert, da ihre Einwohnerzahl auf 10000 bis 12000 geschätzt wird. In der zu den östlichen Karolinen gehörenden Ulitsi-Gruppe sind von 36 Eilanden nur 8 bewohnt, aber überall ist zum Anbau vortrefflich geeigneter Boden vorhanden, und es ließen sich dort mit Leichtigkeit die verschiedensten Kulturen ins Leben rufen.

In der mittleren Gruppe sind die bedeutendsten die Mortlock- oder Sotoan-Inseln, die Gruppe Rug oder Hogolen und Monteverde oder Nukuor. Die Mortlock-Inseln bestehen aus den Atolls Sotoan, Lukunor, Namaluk, Etal, Losap und Nama, welche ein 5 bis 6 Lieues breiter Kanal von einander trennt. In die durchschnittlich 5 Meter tiefe Lagune gelangt man sowohl von Norden als von Süden her durch einen Paß, welcher den einzigen Zugang zu etwa 60, mit üppiger Vegetation bedeckten Eilanden bildet, welche auf den Riffen verteilt sind. Die größte Insel ist Sotoan, unter 5° 27′ n. Br. und 151° 26′ östl. L. v. P. Unweit von ihr liegt die etwa 18 Lieues Umfang erreichende Insel Lukunor (5° 30′ n. Br. und 151° 53′ östl. L.), von einem Korallenriff umschlossen, welches sowohl nach außen wie nach innen steil abfällt, aber da hier die Korallenfelsen fehlen, welche bei solchen Inseln gewöhnlich eine heftige Brandung erzeugen, ist die Insel leicht zugänglich. Durch den einzigen Paß, der an der Südseite des Riffs zur Lagune führt, erreicht man guten Ankergrund. Lukunor ist die schönste Koralleninsel ganz Mikronesiens und durch Fruchtbarkeit ausgezeichnet. Ihre Bevölkerung wird auf 1500 Seelen geschätzt. In ihrer Nähe befinden sich noch vier Eilande mit gleichfalls fruchtbarem Boden, die jedoch unbewohnt sind.

Das unter 3° 27′ n. Br. und 152° 21′ östl. L. gelegene Monteverde oder Nukuor ist die südlichste Gruppe der Karolinen. An dem Riff liegen hier etwa 30 bewaldete Eilande, deren Einwohnerzahl kaum 150 Seelen übersteigen dürfte und sich erwiesenermaßen beständig vermindert.

Ein prächtiges Riff umgiebt die ungefähr 7 Seemeilen in nordöstlicher Richtung von Sotoan entfernte Etal-Gruppe (5° 39′ n. Br. und 151° 12′ östl. L.). Hier ermöglicht kein Paß die Einfahrt in die Lagunen, aber das Riff ist mit einer üppigen Vegetation und mit großen Mangrovenbäumen bedeckt. Die Einwohnerzahl soll 600 Köpfe betragen. Noch weiter nordöstlich, 25 Seemeilen von Etal entfernt, liegt unter 30° 55′ n. Br. und 150° 57′ östl. L. die 300 bis 500 Einwohner zählende Gruppe Namaluk, welche durch 3 hohe Inseln gebildet wird, die sämtlich gut bewaldet sind. In nordöstlicher Richtung weiter segelnd, gelangt man nach Losap und Nama, ersteres unter 7° 3′ 40″ n. Br. und 150° 22′ östl. L., letzteres 10 Seemeilen von Losap entfernt. Auch Losap ist eine hohe Insel, dicht bewaldet und von ungefähr 500 Menschen bewohnt. Nama hat eine fast kreisrunde Form, ist mit einem dichten Kokospalmenwald bedeckt und zählt kaum 150 Einwohner.

Die östlichen Karolinen bilden N'Gatik (Raven), Mokil (Duperrey) und Kusaie (Strong-Insel). Der 22 Lieues breite Atoll N'Gatik, dessen Mittelpunkt unter 5° 17′ 30″ n. Br. und 155° 7′ östl. L. liegt, ist nur von der Ostseite zugänglich, wo sich ein enger Paß befindet. Nach den 7 Eilanden, aus denen die Gruppe besteht, führt sie auch den Namen „die sieben Inseln". Unter 6° 40′ n. Br. und 157° 29′ östl. L. liegen zwei Eilande, ringsum von einer Unmasse von Riffen umgeben: die kaum 80 Einwohner zählende Gruppe Mokil. Bedeutender als diese Inselchen ist die unter 6° 55′ n. Br. und 156° 5′ östl. L. gelegene Gruppe Ponape, welche ein 70 bis 80 Lieues im Umfang messendes Riff umgiebt. Inmitten eines Dutzends kleiner basaltischer Inseln liegt die Hauptinsel, von der Küste bis hinauf zum Gipfel der höchsten Berge mit reichem Pflanzenwuchs bedeckt. Wenn man sich der Gruppe von Norden her nähert, gewährt sie mit ihrer Umgebung von Riffen und Felsen, an denen sich die Brandung schäumend bricht und lange weiße Schaumlinien bildet, und mit ihrer dichten, scheinbar undurchdringlichen Hülle von Rhizophoren einen herrlichen Anblick. Man glaubt gar nicht, daß inmitten dieses üppigen Pflanzenwuchses Menschenwohnungen verborgen liegen, und doch leben hier ungefähr 5000 Menschen, und außer den Kaufleuten haben sich hier auch amerikanische Missionäre niedergelassen.

Die östlichste Karolinen-Insel ist Kusaie, auch Ualan und Strong-Insel genannt, unter 5° 20′ n. Br. und 160° 40′ östl. L., durchschnittlich 6 Lieues breit und 20 Lieues lang, (nach v. Klöden) 112 □Kilometer groß. Schon von ferne sieht man drei Picks inmitten des 2 Meilen breiten Riffgürtels emporsteigen und glaubt drei Inseln vor sich zu haben. Erst wenn man einen der den Riffgürtel durchschneidenden Pässe hindurchgesegelt ist und näher an die Insel gelangt, tritt das die Piks verbindende Flachland hervor, und man erkennt nun, daß sie alle auf einer einzigen Insel liegen. Die höchsten Berge auf Kusaie sind (nach v. Klöden) der 307 Meter hohe Crozer und der 515 Meter hohe Buache, und bis hinauf zu ihren Gipfeln erstreckt sich wie auf Ponape die üppige Vegetation. Durch den Paß, welcher von Nordosten her zwischen den Riffen hindurchführt, erreicht man den Wetterhafen (Port Weather), welcher wahrscheinlich sein Dasein einem versunkenen Vulkan verdankt, dessen Kraterrand der den Hafen von drei Seiten umschließende zerrissene Basaltwall bilden dürfte. Die Bevölkerung ist hier wie auf Monteverde in raschem Hinschwinden begriffen. Im Jahre 1838 sollen noch 1300 Einwohner vorhanden gewesen sein, heute zählt man nur noch 700, nach anderen Angaben sogar nur 200.

Obwohl die hohen Berge der Karolinen vulkanischer Thätigkeit ihre Entstehung verdanken, sind doch thätige Vulkane auf keiner der Inseln mehr vorhanden. Der Mehrzahl nach sind die Inseln übrigens, wie schon erwähnt, Korallenbildungen, die meisten Lagunen-Inseln, nur einige kleine Korallen-Inseln besitzen keine Lagune. „Eine einzige, Fais, ist eine erhobene Insel der Art." Nicht alle, jedoch viele Lagunen-Inseln stehen durch Kanäle, welche die Riffumwallung durchschneiden, mit dem offenen Meere in Verbindung, und Barrièren-

riffe findet man sowohl vor den flachen als vor den hohen Inseln. Bei stürmischer See ist die Fahrt zwischen diesen Klippen und Riffen sehr gefährlich, und bevor man genauere Karten besaß, war das westliche Mikronesien einer der bei den Seefahrern verrufensten Teile der Südsee.

Mit ihrer üppigen Vegetation, welche nirgends kahles Gestein hervortreten läßt, gleichen die Inseln von ferne gesehen einem aus dem Meere emporgestiegenen Buschdickicht. Ein fruchtbarer Boden und ein herrliches Klima vereinigen sich hier, um die bewundernswürdige Pflanzenfülle hervorzuzaubern, welche die Inseln bedeckt. Der frische Seewind, der hier unablässig die Luft abkühlt, bewirkt, daß trotz der Nähe des Äquators die Hitze niemals drückend wird. Der Thermometerstand schwankt bei Tage zwischen 25 und 28° C., und nachts zwischen 20 und 24°, so daß die Temperatur immerhin erträglich, das Klima gesund bleibt. Der Boden wird durch reichlichen Regen befruchtet, denn in den beiden Regenzeiten, im Januar und von Mai bis August, sind ausgiebige Platzregen sehr häufig.

Die Flora der hohen Inseln gleicht jener Polynesiens, hat aber auch manches mit jener der Molukken und Philippinen gemein. Die Küsten umschließt ein breiter Rhizophorengürtel, aus welchem nur selten andere Bäume hervorragen. Hinter ihm beginnen die Fruchtbaumwälder, an welche sich noch weiter landeinwärts der Bergwald anschließt. Bis zu den höchsten Gipfeln der Berge zieht sich hier der dichte Wald, in welchem Farren in üppigster Fülle und in den verschiedensten Arten, namentlich schöne Baumfarren, vorhanden sind. Lianen schlingen sich in den Hochwäldern von Zweig zu Zweig, und an sumpfigen Stellen sprossen Gräser und Cypereen. In den Bergwäldern trifft man namentlich Ficusarten, ferner Artocarpus, Myristica, Citrus, Eugenia, Terminalia, Crateva, eine an Süd-Amerika erinnernde Rheria, und in Ponape und Palau schöne Koniferen. In den Fruchtbaumwäldern sind am zahlreichsten die Palmen vertreten, von denen mehrere Arten vorkommen: die Kokospalme, Areca, Nija, in Ponape auch die Sagopalme. Die Palmenarten ähneln sehr den indischen. Außer ihnen kommen Pandanus sehr häufig vor. Im allgemeinen ist die Flora der Karolinen nicht sehr mannigfaltig, verleiht aber durch anmutige Verteilung der Landschaft großen Reiz.

Die Vegetation auf den Lagunen-Inseln ist im Vergleich mit jener der hohen Inseln arm, noch mehr jedoch jene der flachen Inseln. Wir treffen hier dieselben Bäume, welche an den Küsten der hohen Inseln ihr Fortkommen finden. Die Kokospalme bildet dichte Wälder, und neben ihr wachsen Pandanus, Tournefortia, Artocarpus, Calophyllum, Terminalia, Barringtonia u. s. w. Im Vergleich mit den Marshall- und Gilberts-Inseln sind die Lagunen-Inseln des Karolinen-Archipels mit einer viel reichern Vegetation ausgestattet, und auch Tiere sind auf ihnen zahlreicher als auf jenen.

Die Tierwelt ist auch hier nur durch wenige Arten vertreten. Außer einem auf Ponape vorkommenden eigentümlichen Hund besaßen die Eingeborenen keine Haustiere; die jetzt vorhandenen sind durch Weiße eingeführt worden. Einheimisch sind Ratten und der Pteropus Keraudreni. Die Vogelwelt, durch etwa 40 Arten vertreten, ähnelt jener der indischen Inseln, und einige wenige Arten sind den indischen vollkommen gleich. Man kennt bisher auf Kusaie 11, auf Yap 12, auf Palau 16 Vogelarten. Papageien kommen nur auf Ponape vor (Chalcopsitta rubiginosa), Tauben sind selten, ebenso Raubvögel, von denen nur zwei Arten vorkommen, dagegen sind die Seevögel zahlreich vertreten. In der mittlern Karolinen-Gruppe und auch auf den Lagunen-Inseln kommt ein schöner Singvogel vor, Calamoherpe syrinx, und auf Kusaie die wegen ihrer eßbaren Nester geschätzte Schwalbe, Callocalia esculenta. Verwilderte Haushühner oder wahrscheinlicher wilde Hühner sind auf allen Inseln vorhanden. Von Reptilien finden wir auf den Lagunen-Inseln eine, auf den hohen Inseln 5 bis 6 Eidechsenarten, und in Palau kommt das indische Krokodil vor. Die Insekten, besonders die Käfer, sind sehr spärlich vertreten, auch von Schmetterlingen nur wenige Arten bekannt. Auch Cicaden und Spinnen sind vorhanden, und zu unserer gewöhnlichen Hausfliege gesellen sich zur Regenzeit Unmassen von Moskiten.

Sehr reich an Tieren sind die See und die Lagunen. Man trifft in der erstern Delphine, den Kaschelot, in Palau den Dugong, und überall eine Menge kleinerer, durch Schönheit und Eigentümlichkeit der Formen ausgezeichneter Fische, welche jenen der indischen Gewässer nahe verwandt sind. Auch giftige Fische,

deren schon bei den Marshall-Inseln Erwähnung geschah, sollen hier vorkommen. Ferner trifft man Wasserschlangen, zwei Arten Schildkröten, und besonders zahlreich sind die Mollusken vertreten. Auf allen Inseln findet man auch Krustazeen in vielen Arten, darunter mehrere, welche auf Bäumen leben, und in großer Zahl sind die Zoophiten vorhanden. Namentlich die Holothurien sind für die Eingeborenen von großer Wichtigkeit geworden.

Ein viel interessanteres Objekt für Studien als die Tier- und Pflanzenwelt bilden die Menschen, welche diese Inseln bewohnen. Ihre Haut ist meist hellbraun, ihr Wuchs kräftig, jedoch ohne die mittlere Höhe des Europäers zu erreichen, der ziemlich lange Oberkörper ruht auf verhältnismäßig kurzen Beinen, das schwarze Haar ist zuweilen leicht gewellt, doch nie gelockt, die Nase ein wenig gequetscht, die Augen schwarz, der Gesichtsschnitt angenehm, die Züge regelmäßig, und die Stirn tritt schön hervor. Die ganze Gestalt des Karoliniers ist zierlich, und in seiner äußern Erscheinung würde nichts Unangenehmes vorhanden sein, wenn seine prächtigen Zähne nicht durch das beständige Betelkauen geschwärzt und die Ohrläppchen infolge der auch hier vorhandenen Sitte, sie zu durchbohren, zu unglaublicher Länge ausgedehnt wären.

„Der Charakter dieser Menschen wird in hohem Grade günstig geschildert, und es kann kein Zweifel sein, daß sie einer der gutartigsten und friedfertigsten Volksstämme des Ozeans sind. Alle Berichterstatter preisen ihre Milde und Sanftheit, Freundlichkeit und Zutraulichkeit, ihren Frohsinn und ihre Heiterkeit; man begreift es nicht, wie sie dabei in neuerer Zeit bei den europäischen Seefahrern in den Ruf hinterlistiger und verräterischer Barbaren gekommen sind; die vorgekommenen Angriffe auf europäische Schiffe sind nicht sowohl aus dem Verlangen nach den Schätzen der Fremden hervorgegangen, viel häufiger durch Mißhandlungen von Seiten der Seefahrer, manchmal selbst durch Aufreizung von zuchtlosen Matrosen, die sich unter ihnen niedergelassen haben, herbeigeführt. Hauptsächlich gelten diese Eigenschaften für die Bewohner der flachen Inseln, die der hohen werden als unruhiger und kriegslustiger geschildert, aber auch bei diesen zeigt sich die natürliche Gutherzigkeit, die einen Grundzug im Charakter der Karolinier bildet, unverkennbar, und es ist das auch da der Fall, wo wie in Palau der längere Verkehr mit den Europäern auf die Sinnes- und Denkweise des Volkes nachteiligen Einfluß ausgeübt hat. An einer gewissen Schlauheit, die mit ihrer großen Vorliebe für den Handel zusammenhängt, fehlt es ihnen nicht. Auch kennen sie eine fortdauernd angestrengte Thätigkeit nicht, aber sie besitzen die Kraft, bestimmte Zwecke ernst und eifrig zu verfolgen. Von der argen Diebslust der Polynesier sind sie in hohem Maße frei; die Zuchtlosigkeit der polynesischen Frauen ist außer auf einzelnen der hohen Inseln so wenig vorhanden, daß in manchen Inseln die Frauen sogar mit ängstlicher Sorgfalt vor den Fremden gehütet werden. Daß es ihnen endlich an geistigen Fähigkeiten und an Geschicklichkeit durchaus nicht fehlt, wird sich aus der folgenden Schilderung hinreichend ergeben; es ist auch gewiß, daß sie in früheren Zeiten auf einer viel höhern Stufe der Bildung standen als jetzt."

Hernsheim, einer der gründlichsten Kenner der Karolinen-Gruppe, auf denen auch sein Haus Handelsverbindungen unterhält, äußert sich nicht nur entzückt über die schönen Inseln, sondern weiß auch manches Lobenswerte von den Eingeborenen zu erzählen, bei denen er auf Palau, Yap, Kusaie, Ponape und Dschalut die freundlichste Aufnahme fand. Besonders sein Aufenthalt auf Yap war reich an interessantesten Wahrnehmungen und Erlebnissen.

Wir kommen, erzählt Hernsheim, landeinwärts an zahlreichen Wohnungen vorüber, die hier in Gruppen von 8—10 Hütten zusammenstehen und von kleinen Rohrzäunen umgeben sind, und gelangen in einen dichtbestandenen Kokoswald, in dem nach Landessitte die Wurzeln der Palmen mit den abgefallenen reifen Nüssen umgeben sind. Aus dem Walde heraustretend, erblicken wir tiefliegende, halb unter Wasser stehende Felder, in denen Taro gezogen wird, der aus dem fetten, mit Laub und Abfällen gedüngten Schlamm seine dunkelgrünen Riesenblätter an mannshohen Stielen emporsendet; etwas weiter, auf einer mäßigen Anhöhe, rankt sich an hohen Stangen, die in regelmäßigen Reihen das Feld bedecken, eine Schlingpflanze hinauf, deren Knollenwurzel Yam oft 60—70 Pfund schwer wird. Eine halbstündige Wanderung bringt uns vor die

Wohnung des Königs Foneway. In der Mitte einer großen Terrasse, die mit flachen Steinen eben ausgelegt und mit kleinen Bäumen und Ziergewächsen regelmäßig bepflanzt ist, steht das Haus, auf einem Unterbau von Holz, am Kopf mit einer Veranda versehen. In dieser empfängt uns Foneway. Wir begrüßen uns mit einfachen, herzlichen Worten, unsererseits: „Foneway — 'Morning!" (die übliche Abkürzung für good-morning), seinerseits: „O! — captain — very good!" Dabei geben wir uns die Hände und setzen uns, um einen Freund reicher geworden, nieder. Mit Hilfe des mitgebrachten Dolmetsch entspinnt sich bald eine lebhafte Unterhaltung, in der uns Foneway manche interessante und belehrende Mitteilung macht. Fische und andere Salzwassertiere hier und da ein junges Schwein bilden die einzige animalische Kost der Bewohner Yaps. Yams, Taro, die süße Kartoffel, sowie die Brotfrucht, werden in der Asche geröstet oder auch häufig mit Schildkröte in Wasser gekocht. Man bedient sich hierzu eines roh aus Thon verfertigten Topfes und benützt aus Schildpatt geschnitzte Löffel. Salz und Gewürze sind unbekannt. Um die ganze Insel herum sind auf dem Riff Karrés aus Steinen oder Bambusgeflechten erbaut, in denen die Fische bei abfließendem Wasser zurückbleiben; sie werden dann mit Speeren erlegt oder in Netzen leicht gefangen. Kurz ehe das Wasser seinen niedrigsten Stand erreicht, strömt die ganze Bevölkerung, Jung und Alt, nach dem Riff. In der Linken den nie fehlenden Korb, die Rechte mit dem Speer bewaffnet, jagen die Männer den größeren Fischen nach, während die Weiber mit zwei kleinen Netzen die Hohlgänge versperren, die durch die größeren Korallenblöcke führen. Dort halten sich die Fische und Hummer mit Vorliebe auf und können mit Leichtigkeit gefangen werden. Knaben und Mädchen suchen Muscheltiere und zurückgebliebene Krabben; alle aber kehren nach kurzer Zeit mit wohlgefülltem Korb zurück. Den jungen Mädchen legt die Sitte keinerlei Zwang auf, frei folgen sie den Neigungen des Augenblicks. Ist das Mädchen zur Jungfrau herangereift, so muß sie sich zwei bis drei Monate lang dem Blick der Männer entziehen, damit ihr die Zähne schwarz gebeizt werden. Mit diesem Zeichen der Heiratsfähigkeit geschmückt, wartet sie, bis sich ein Liebhaber findet, der ihrem Vater die üblichen Geschenke macht und ihr einen Platz unter seinen Frauen anweist. Einen Monat ehe sie Mutter werden, müssen sich die Frauen in kleine, auf Pfählen im Wasser errichtete Hütten zurückziehen. Einsam und allein erwarten sie in diesen niedrigen Hütten, in die sie nur kriechend gelangen und worin sie sich nicht aufrichten können, ihre Entbindung. Weder der Ehegemahl, noch eine hilfreiche Frau oder Freundin besucht sie; durch lautes Schreien macht die Wöchnerin die Anzeige von der erfolgten Geburt eines Kindes. Schnell versammelt sich das Volk am Strand und treibt mit lautem Geheul die Mutter mit ihrem Neugeborenen dreimal hinaus in die salzige Flut. Nun erst darf sie wieder unter das häusliche Dach zurückkehren.

Die etwa 10000 Seelen zählende Bevölkerung wohnt in 67 unabhängigen Dörfern, zwischen denen fast ununterbrochen Feindschaft herrscht, die zu häufigen Kriegen führt. Beide Teile rücken zum Kampfe aus, aber es kommt nicht sofort zu einem Zusammenstoß, sondern sie begnügen sich, Erdwälle aufzuwerfen, hinter denen sie sich vielleicht wochenlang gegenüberstehen. Alte Schiffskanonen werden hinter den Wällen aufgefahren und aus ihnen und verrosteten Musketen viel Pulver verknallt, ohne daß der Erfolg dem großen Schlachtenlärm entspricht, denn gezielt wird selten, und da die Krieger sich vorsorglich hinter den Wällen verborgen halten, wird auch selten einer verwundet oder getötet. Wer so unvorsichtig ist, aus dem Walle sich hervorzuwagen, der kann allerdings mit Bestimmtheit erwarten, daß ihn ein feindlicher Speer trifft, aber die Wunden, welche die nicht vergifteten Speere beibringen, sind selten tötlich und veranlassen nur häßliche Narben, da die Widerhaken das Herausziehen des Speeres hindern und stets herausgeschnitten werden müssen. Verderblicher als die Kriege sind die Epidemien, von denen die Inseln häufig heimgesucht werden, namentlich ein ansteckender Husten, der meist schon nach wenigen Tagen den Tod zur Folge hat. Gegen die Verbreitung dieser Krankheit wird stets mit barbarischer Strenge vorgegangen. Sobald es in den Nachbardörfern bekannt wird, daß die Krankheit ausgebrochen ist, rottet sich das Volk zusammen, zieht nach dem von ihr befallenen Dorf, tötet dort alle Kranken, brennt die Hütten nieder und treibt dann die übrig gebliebene Bevölkerung in die Berge.

Die Bewohner von Yap lieben leidenschaftlich den Tanz, und sie ließen sich von Hernsheim nie lange bitten, einen solchen aufzuführen. „Das kurze, lockige, öltriefende Haar ward mit weißen Blüten geziert, frische Blätter wurden an Stelle der verwelkten in die Ohren gesteckt und die Perlenkette um den Hals geschlungen. Der gelbe Faserrock fiel, und nur ein ganz kurzes Röckchen, das täglich neu und frisch aus Blättern hergestellt wird, blieb der jugendlichen Tänzerin. Man bildete zwei Reihen, und im raschesten Tempo lustige Lieder singend und hin und herlaufend, stellten die Mädchen allerlei Figuren und zärtliche Verschlingungen dar. Immer rascher und wilder gestaltete sich der Gesang, immer höher und toller wurden die Sprünge, bis sich schließlich alle erschöpft an den Boden warfen und lachend die Röckchen wieder umbanden." Einem besondern Tanzfest wohnte Hernsheim in Tomil auf Yap bei. Auf einer kleinen Erhöhung vor dem Versammlungshause lagerten die Zuschauer im Schatten der Palmen, und den Fremden hatte man Ehrenplätze neben den Häuptlingen angewiesen. Die Tänzer kamen im Gänsemarsch aus dem Versammlungshause gezogen, voran kleine Kerlchen, die eben laufen gelernt, dann nach Alter und Größe geordnet Kinder und Erwachsene. „In eben dieser Weise verjüngt sich die wohl 60 bis 70 Tänzer zählende Orgelpfeife nach dem Ende zu und stellt sich uns gegenüber auf dem breiten Wege auf. In üppiger Fülle umwallen die schwarzen Haare den Kopf und fallen, von frischen Blumenkränzen durchzogen, weit über die Schultern hinab. Der lange, fünfzinkige Kamm, aus Schildpatt oder Holz geschnitzt, ist mit einer steif nach vorn stehenden Rolle hellen Bastes oder von dem Händler erstandenen weißen Papiers geschmückt und wird von einer großen, meist grauen Feder überragt. Auch in den kurzen, das Gesicht umrahmenden Backenbart sind kleine weiße Federchen gesteckt. In den Ohren prangen wohlriechende Blätter und Blüten, von denen hellglänzende Baststreifen weit herabhängen. Zinnoberrot ist die Brust bemalt und schön karmin die hinten hoch aufgebauschte «tapa» gefärbt. Klar hebt sich die dunkle Tättowierung von der gelbbraunen Hautfarbe ab. Die Beine sind unter dem Knie und an den Fußgelenken mit Baststreifen verziert und die Arme schmücken Schildpattringe und geschliffene Muscheln. Nun erheben sich die Zuschauer, treten zu zweien und dreien vor die Tänzer und legen die mitgebrachten Gaben zu ihren Füßen nieder. Je nach Rang und Reichtum besteht das Geschenk in kleineren oder größeren Perlschalen, und bald liegt ein ganz ansehnlicher Haufen solcher Muscheln, die mit einem bestimmten Wert zirkulieren, vor den Tänzern. Auch wir brachten unsere Gabe und erregten durch ein paar Stücke roten Zeugs großen Beifall. Mit feierlichem Tone stimmt jetzt der in der Mitte stehende Älteste einen Gesang an; langsam heben sich bis zu den Fingerspitzen zitternd die rechten Arme der Tänzer, im gleichen Tempo treten die linken Beine zurück und beugen sich die Oberkörper nach vorn über; ebenso langsam und gravitätisch wechselt die Stellung; es senkt sich die Rechte, und die Linke erhebend richtet sich der Tänzer wieder auf und stößt auf ein gegebenes Zeichen ein bestialisches Gebrüll aus. Doch wie ein vereinzelter Paukenschlag verklingt es und wieder ertönt, nun im Chore, der einförmige Gesang, und zu der klagenden Weise setzen sich die zitternden Bewegungen in abwechselnden Zusammenstellungen fort bis wieder das Geschrei einen Absatz bildet, oder die Rechte dröhnend auf den Brustkasten schlägt. Während der ganzen Zeremonie bewahren die Tänzer einen ernsten Gesichtsausdruck, welcher durch niedergeschlagene Augen noch erhöht wird, und nur schlecht paßt für diese Schaustellung das Wort „Tanz" in der uns geläufigen Auffassung. Weit eher haben wir es mit einem religiösen Kultus zu thun, denn man bittet in den Gesängen die guten Geister um Regen, Brotfrucht, Fernhalten von Krankheiten und Kindersegen."

Das Versammlungshaus, vor dem dieser Tanz stattfand, ist ein Seitenstück zu dem Junggesellenhaus auf Neu-Guinea, welches jedoch auch auf den Karolinen vorkommt, da auch dort die unverheirateten Männer zusammen schlafen. Jedes Dorf besitzt ein die gewöhnlichen Wohnhäuser an Größe übertreffendes Gebäude, welches zu Versammlungen und Beratungen benutzt wird, aber auf einzelnen Inseln auch noch zu anderen Zwecken dient. Auf einigen Inseln sollen die Versammlungshäuser Eigentum wohlhabender Gemeindeangehöriger sein und nicht nur zu Versammlungen der Vornehmen, sondern auch als Herberge für Fremde benutzt werden. Auf Yap schlafen die jungen Männer in dem Versammlungshaus, dem Beibei oder Febei,

und auf Palau wird in diesen Häusern, welche dort Bai heißen, für die jungen Leute gekocht und durch eigens dazu bestellte Austeiler jedem seine Ration zugemessen, während die Familien ihre Speisen am eigenen Herde zubereiten. Die Versammlungshäuser sind stets solid aus Balken gebaut, die Außenseite der Balken mit Schnitzereien geschmückt, welche Bilder aus der Vorzeit des Volkes darstellen, und sowohl die Außen- als die Innenseite rot bemalt. Am Giebelende des Hauses befinden sich zwei große Thüren von Bambusgeflecht, und der Fußboden des Innenraumes besteht aus Brettern. Auf Palau befinden sich Häuser dieser Art, welche etwa 100 Fuß lang und 35 bis 40 Fuß breit sind. Die Wände, welche das hohe Bambusdach mit den überragenden Giebeln tragen, stehen etwas schief, so daß das Haus am Fußboden weniger breit ist als unter dem Dache. In Korror, dem Sitz des Königs Alba-Thule, steht ein Gemeindehaus, dessen Façade unter dem Giebel reich mit gemalten Reliefschnitzereien verziert ist. „Vor allem fällt uns die Gestalt eines Weibes in sitzender Stellung in die Augen, die trotz der rohen und etwas eckigen Schnitzerei bis in die Einzelheiten getreu der Wirklichkeit entsprechend ausgeführt ist. Den Hals schmückt die aus Menschenhaar geflochtene Kette, den linken Arm zieren 16 breite Schildpattringe; selbst die Tättowierung auf Vorderarm und Unterschenkel ist nicht vergessen, und nur das Grasröckchen fehlt. Sonne, Fische und ein europäisches Schiff lassen sich ebenfalls noch leicht erkennen; bei den weiteren Zeichnungen ist der Beschauer schon mehr auf die Phantasie angewiesen. Auch die Querbalken im Innern des Hauses sind verziert, doch scheint man auf ihnen mehr Aufzeichnungen von Begebenheiten verewigt zu haben. Das fremde Schiff im Hafen ist nur mit wenigen charakteristischen Schnitten angedeutet. Zu ihm wandeln die Eingeborenen: die Einen tragen Körbe auf dem Kopfe, die Anderen Bananenbündel oder zusammengebundene Schweine, beides an Stangen hängend, die auf den Schultern der Männer ruhen. Auf einer andern bildlichen Darstellung kehren sie mit Flinten, Pfeifen und anderen Geschenken beladen vom Schiffe zurück. Auffallend ist, wie charakteristisch mit wenigen Strichen der fremde Matrose von dem Insulaner unterschieden ist. Während nämlich bei diesem die Beine sich nach den Füßen hin verjüngen, ist die bekannte Matrosenhose unten weiter als oben dargestellt." Alles, was die Karolinier heute im Hausbau leisten, ist aber nur ein verhältnismäßig geringer Rest der Kenntnisse, welche ihre Vorfahren besaßen. Wir finden auf den Inseln Steinbauten aus alter Zeit, welche in höchstem Grade unser Staunen erregen. In Nanmatal befinden sich kolossale Steinbauten, welche mehr als eine Quadratmeile bedecken. In der über 30 Fuß hohen Außenmauer, welche aus gewaltigen Basaltstücken errichtet ist, befindet sich ein riesiges Thor, durch das man zu einer Terrasse emporsteigt. Hinter dem ersten, 10 Fuß dicken Steinbollwerk läuft ein Graben, und die dahinter liegende zweite Terrasse ist wieder mit einer Mauer versehen, auf deren Innenseite ein breiter Wall bis zu ihrer halben Höhe reicht. Ein halbverschütteter kleiner Eingang führt in den innern Raum, zu den sogenannten „Königsgräbern". „Aus demselben Material wie Mauern und Terrasse, von einem gewaltigen Brotfruchtbaum überschattet, dessen uralte Wurzeln den Bau mit eisernen Klammern zusammenhalten, erhebt sich die Steinzelle, denn eine Zelle ist es, in die man durch eine schmale Spalte kriecht." Halbdunkel herrscht in dem Raum, in welchen die Sonnenstrahlen nur durch die Spalten dringen, welche dadurch entstanden, daß die Korallenstücke, welche einst die Zwischenräume der das Dach bildenden Basaltsäulen ausfüllten, herabgestürzt sind. In dem Zwielicht unterscheidet man eine schmale Steinbank, welche rings an den Wänden angebracht ist, und entdeckt in dem Gerölle und Sand, welche den Boden bedecken, Bruchstücke von Schmuckgegenständen, Steinwaffen, Knochen, Schädel u. s. w.

Kubary war der Erste, der diese Zelle betrat. Er hatte, nachdem einige vorliegende Steine entfernt worden, den Eingang entdeckt und fand sich für seine Mühe reichlich gelohnt durch die Menge von Werkzeugen, Waffen, Schmuckgegenständen, Schädeln und Knochen, welche er im Innern vorfand. Die letzteren Funde veranlaßten ihn, diesen Bau und alle ähnlichen, die noch auf anderen Inseln vorhanden sind, für Begräbnisplätze zu erklären, Hernsheim dagegen bestreitet dies und vertritt die Ansicht, daß diese Bauten im Frieden als Versammlungshäuser, in Kriegszeiten als Festungen gedient haben. Wohl möge man angesehene Häuptlinge hier beerdigt haben, und im Kriege wurden auch jene, welche während der Belagerung den Tod

Faktorei von Hernsheim.

Die Tomil-Bai auf Yap.

Faktorei der Deutschen Plantagen-Gesellschaft

fanden, hier begraben, aber sicherlich seien diese Bauten nur zu dem Zwecke der Verteidigung und keineswegs als Begräbnisplätze errichtet worden — eine Ansicht, welche jedenfalls mehr Wahrscheinlichkeit für sich hat als die von Kubary vertretene. Auch die Insel Kusaie ist mit kolossalen Mauern bedeckt, welche bis 30 Fuß hoch und 15 bis 18 Fuß dick sind und im untern Teil aus abgerundeten Basaltblöcken bestehen, deren manche 4000 bis 5000 Pfund wiegen müssen. Längs der Außenseite der Mauer laufen schmale Gräben, welche in breite, zur Zeit der Flut für Kanoes befahrbare Kanäle münden, die mit dem Hafen in Verbindung stehen. Vergebens fragt sich der Beschauer, wie man solche Riesenblöcke, wie sie ohne Bindemittel hier aufeinander lasten, zur Stelle gebracht hat, ob man zu ihrem Transport große Flöße gebaut oder ob damals der die Insel bedeckende Urwald von breiten Straßen durchschnitten war. Diese Frage wird wohl nie beantwortet werden können. Mag daher die Bestimmung solcher Bauten welcher Art immer gewesen sein, so bleiben sie doch stets eine bewundernswerte Leistung, namentlich wenn man bedenkt, wie unvollkommen die Werkzeuge waren, welche den Erbauern zur Verfügung standen. Es erschien so unwahrscheinlich, daß die Eingeborenen derartige Bauten aufführen konnten, daß man sogar versucht hat, sie für Überreste einer von Spaniern angelegten Stadt zu erklären. Außerdem findet man noch große Hafenbauten, die teils gegen das Anschlagen der Wellen errichtet sind, teils schmale Meeresarme einschließen und in Kanäle verwandeln, welche künstliche Häfen bilden, in welche Boote einlaufen können. In der Bai von Angarard befindet sich ein $^1/_4$ Meile langer Steindamm, durch welchen das seichtere Binnenwasser von der Bai getrennt wird, und auch in Ulie und Palau hatte man durch große Steindämme künstliche Häfen errichtet.

In der Kunst des Hausbaues haben die Karolinier ihre Nachbaren auf den Marshall- und Gilbert-Inseln weit überholt. Das Material, das sie zum Hausbau verwenden, sind Steine, regelrecht zugehauene Baumstämme, Rohrstäbe, Pandanusblätter und Kokosfasern. Hohe Giebel verleihen den Häusern ein stattliches Aussehen, und namentlich die Häuser der „Könige" zeichnen sich durch Größe und solide Bauart aus. Das Haus des Königs Tokosa auf Kusaie besteht aus einem sorgfältig aufgeführten Steinunterbau, auf dem sich die starken Pfosten erheben, welche das riesige Pandanusdach mit dem hochragenden Giebel tragen. Feine Rohrstäbe, mit aus gefärbter Kokosfaser gewundenen Stricken zusammengebunden, bilden die Wände, und die Stricke sind so kunstvoll geschlungen, daß sie hübsche, verschiedenfarbige Muster bilden. Unmittelbar auf dem Steinunterbau befindet sich eine durch das überragende Dach gebildete Veranda, welche wegen der dort herrschenden Kühle der Lieblingsaufenthalt der Hausbewohner ist.

Einen schroffen Kontrast zu der hübschen Außenseite der Häuser bildet zuweilen das Innere, das ziemlich ärmlich aussieht. Nirgends sieht man einen Tisch, eine Bank oder irgend ein anderes Möbel, das als bequeme Ruhestätte dienen könnte, eine gewiß überraschende Erscheinung bei einem Volke, das im Bau von Häusern und Kanoes, in Flechtarbeiten und Schnitzereien so große Fortschritte gemacht hat wie die Karolinier. Bunt durcheinander gewürfelt liegen im Innern des Hauses die schlechten europäischen Gerätschaften, die auf dem Wege des Tauschhandels hierher gelangt sind. Lobend muß jedoch die Reinlichkeit hervorgehoben werden, die überall herrscht. In Ponape, Yap und Palau ist der Boden mit Rohrgeflecht bedeckt, in Ruk besteht er aus Gras, Kieseln oder Matten. Matten teilen den Innenraum in mehrere Zimmer. Im Hause des Häuptlings Nanamariki von Jokoits auf Ponape fand Hernsheim den ganzen Raum um die Feuerstelle durch Bambusgestelle in einzelne Abteilungen getrennt, die ihn lebhaft an Schafställe erinnerten, hier aber eine jede einer der 9 Frauen des Häuptlings nebst ihrer Nachkommenschaft als Wohnstube dienten.

Überall sind die Häuser zu Dörfern vereinigt, die sich meist durch anmutige Lage auszeichnen. Bananen und Kokospalmen breiten ihre Zweige über die hohen Giebel der Dächer und bilden einen kühlenden Schirm, wo nicht, wie auf den hohen Inseln, die Häuser an der Küste liegen, an der die frische Seeluft für Abkühlung sorgt. Gut gehaltene Straßen führen durch die Dörfer, und in manchen Dörfern liegt hier buchstäblich das Geld auf der Straße, allerdings Geld, das nur hier einen Wert hat, anderswo aber kaum Abnehmer finden dürfte, da es sogar die schwerfälligen Geldstücke des alten Sparta noch in den Schatten stellt.

Auf Yap dienen als Geld große Stücke kryſtalliniſchen Kalkſpats, welche wie Mühlſteine abgerundet und in der Mitte durchbohrt ſind (ſiehe Seite 145 und 161). Der Wert der einzelnen Stücke liegt in der vielen Arbeit, welche ihr Transport nach den Inſeln erforderte, da ſolche Steine nur in Palau gefunden werden, von wo man ſie in den ſchwachen Booten nach Yap bringt. In Palau ſelbſt dienen als Geld Rudon, Stückchen geſchmolzener Erde, Glas, Porzellan oder Email, in beſtimmten Formen geſchliffen und durchbohrt, doch es ſind nur noch alte Stücke dieſer Art vorhanden, da die Eingeborenen ſie nicht mehr verfertigen können. Als kleinere Münze dienen auch thalergroße Stücke kryſtalliniſchen Kalkſpats und an Schnüren aufgereihte Muſchelſchalen. Als Geld in unſerem Sinne ſind alle dieſe verſchiedenen Geldſtücke nicht zu betrachten, ſie ſpielen vielmehr eine ähnliche Rolle wie z. B. die Kaſchelotzähne in Viti und auf anderen Inſeln Polyneſiens, und werden entweder als Geſchenk verabreicht oder zur Zahlung von Bußen verwendet.

Im Handel vertreten noch immer das Geld die beliebteſten Tauſchmittel: eiſerne Werkzeuge und Eiſen, Meſſer, Pfeifen und Tabak, Flaſchen, Zeuge, geiſtige Getränke u. ſ. w., wofür die Eingeborenen Lebensmittel, Kopra, Geräte aller Art und die Erzeugniſſe ihrer Induſtrie hingeben. Sie waren, ſo weit die Nachrichten über ſie zurückreichen, ein Handelsvolk, das in der Südſee nicht ſeines gleichen hatte. Die Bewohner der niederen Inſeln in der mittleren Gruppe der Karolinen verſtanden frühzeitig Boote zu bauen, in denen ſie Seefahrten nach überraſchenden Entfernungen ausführten. Die zierlichen Fahrzeuge beſtanden aus einem ausgehöhlten Baumſtamm, deſſen Seiten man durch zuſammengebundene Planken vom Holz des Brotfruchtbaumes erhöht hatte, wobei man alle Fugen ſorgfältig verſtopfte. An der einen Seite des Bootes befand ſich ein Ausleger, der das Umſchlagen verhindern ſollte, an der andern war eine Platform angebracht, auf welcher man eine Hütte errichtete, in der die Waren und der Proviant aufgeſtapelt wurden. Die Planken wurden häufig mit zierlichen Schnitzereien und mit Muſcheln geſchmückt, der untere Teil des Bootes ſchwarz, der obere rot bemalt. Der bewegliche Maſt trug ein großes dreieckiges Segel, welches ermöglichte, 2 bis 5 Meilen in der Stunde zurückzulegen. Die uns ſchon von den Marſhall-Inſeln bekannten Medos waren auch hier in Gebrauch, und für ſehr große Strecken vorhanden, denn die Bewohner der einzelnen Karolinen trieben nicht nur untereinander Handel, indem ſie z. B. die Bodenerzeugniſſe der einen Inſel gegen Induſtrieerzeugniſſe einer andern austauſchten, ſondern ſie fuhren auch kühn hinaus in das offene Meer und entdeckten ſchon 1788 den Seeweg nach den Ladronen, wo ſich ſeitdem in Guahan alljährlich ganze Flotten einfanden, und in jüngſter Zeit ſind die Handelsſchiffe der Karoliner auch nach den Philippinen gelangt. Die Karoliner holten hauptſächlich Eiſen und eiſerne Geräte, und gaben dafür in Tauſch Boote und die verſchiedenen Erzeugniſſe ihres Kunſtfleißes: Gewebe aus Faſern der wilden Banane, welche, in Salzwaſſer aufgeweicht, einen ſtarken, gelbglänzenden Faden liefern, den man auf einer Art einfachen Webſtuhls verarbeitet, aus Gras oder Pandanusblättern geflochtene Matten und Körbe mit zuweilen recht geſchmackvollen Muſtern, Segel aus Pandanusblättern, Stricke aus Kokosfaſern, allerlei Geräte aus Holz, Schildpatt, Muſcheln, Kokosſchalen oder Steinen, zu deren Verfertigung ſie ſich, bevor die ſpaniſchen eiſernen Meſſer allgemein in Gebrauch kamen, nur der Muſcheln bedienten, wie denn anfangs ihre Beile auch nur aus Muſchelſchalen, ſelten aus Stein beſtanden. Die Eingeborenen von Palau brachten früher auch gebrannte irdene Töpfe in den Handel, welche jedoch jetzt vollſtändig durch eiſerne Töpfe verdrängt ſind.

Als ſich ſpäter europäiſche Kaufleute auf den Inſeln niederließen, entwickelte ſich raſch ein lebhafter Handel mit Trepang und Kokosöl, welches die Eingeborenen damals noch auf eine ſehr primitive Weiſe gewannen, indem ſie das Fleiſch der Nuß mit den Händen zerrieben und das Öl entweder ſelbſt ausfließen ließen oder es mit den Händen auspreßten. Ponape wurde ein Hauptſtapelplatz für den europäiſchen Handel, da ſich dort auch die Walfiſchfänger häufig einzufinden pflegten, um ſich mit Lebensmitteln zu verſehen.

Die Europäer, welche ſich auf den Inſeln des Handels wegen niederließen, waren überwiegend Deutſche, und gleichzeitig mit ihnen begannen dort proteſtantiſche und amerikaniſche Miſſionäre zu wirken, nachdem die

katholischen Missionäre aus Spanien nach vergeblichen Versuchen, auf den Inseln Fuß zu fassen, schon im vorigen Jahrhundert sich zurückgezogen hatten. Ein deutscher Konsul residierte bereits auf den Inseln, und fast der ganze Produktenhandel des Archipels befand sich in deutschen Händen, als die Reichsregierung im Jahre 1885 auf die Bitte der dort ansässigen Reichsangehörigen die Karolinen- und Palau-Inseln unter das Protektorat des Deutschen Reiches stellte.

Ein Einspruch irgend einer Macht war, da bisher keine offiziell von diesen Inseln Besitz ergriffen, kaum zu befürchten. Die einzige Macht, welche hier überhaupt in Betracht kommen konnte, war Spanien. Die Inseln waren durch Spanier entdeckt worden, aber im Laufe von Jahrhunderten hatte Spanien niemals offiziell Besitz von denselben ergriffen, hatte nie seine Flagge auf ihnen gehißt, die von ihm ausgesandten Missionäre hatten sich zurückgezogen, die spanische Regierung kümmerte sich seitdem gar nicht um die Inseln, und die dort ansässigen Kaufleute fanden ihrerseits nicht den geringsten Schutz. Nachdem der portugiesische Seefahrer Diego Roche oder de Rocha 1526 einige Karolinen-Inseln gesehen, entdeckte 1529 der von Ostindien nach Neu-Spanien segelnde Spanier Saavedra eine Gruppe, welche wahrscheinlich Ulitsi war. Fernere Kunde von den Inseln brachten 1543 Villalobos und 1565 Legaspi, welche wahrscheinlich die Palau-Inseln und einige der westlichen Karolinen entdeckten. Im Jahre 1579 stieß der Engländer Francis Drake auf seiner Fahrt durch den Stillen Ozean auf einige Inseln, welche er Diebs-Inseln nannte, die jetzige Makelotas-Gruppe im Süden von Yap, und 1595 wurde von Quirosa eine große Insel, wahrscheinlich Ponape, gesehen, in deren Nähe dann Lorenzo Barrito noch einige unbewohnte Inselchen entdeckte. Durch die Flotte Nassaus, welche nach spanischen Kauffahrern fahndete, wurden 1626 wieder zwei Inseln entdeckt, wahrscheinlich Yap und Fais, und etwa im Jahre 1686 fand Francesco Lezcano eine Menge Inseln, deren genaue Lage er zwar nicht zu bestimmen vermochte, von denen aber doch der Name, den er ihnen zu Ehren des Königs Karl II. gab, auf den ganzen jetzigen Karolinen-Archipel übergegangen ist und sich gegenüber der Benennung Philippinen, die man später einzubürgern suchte, behauptet hat. Die Festsetzung der Spanier auf den Philippinen führte schließlich zu genauerer Kenntnis der Karolinen, von denen 1705 durch den Spanier Serano die erste, allerdings noch sehr unvollkommene Karte angefertigt wurde. Fünf Jahre später errichteten Jesuiten auf einer kleinen Korallen-insel der Palau-Gruppe eine Missionsstation. Sie kamen, von Soldaten begleitet, von den Philippinen her, aber kaum gelandet, wurden sie von den Eingeborenen erschlagen. Nicht besser erging es zwei Missionären, welche 1731 auf Ulitsi eine Station errichteten: nach wenigen Monaten wurde die Mission überfallen und das ganze Personal niedergemetzelt.

Im Jahre 1804 besuchte noch Louis de Torres die Karolinen und versuchte mit den Eingeborenen Verbindungen anzuknüpfen, und 1816 gestattete der Gouverneur der Philippinen einem Häuptling von Lamoursek, sich auf einer der Mariannen niederzulassen, aber trotz aller Bemühungen, die Eingeborenen freund-schaftlich zu stimmen, blieb Spaniens Einfluß bis in die jüngste Zeit gleich Null. Auch die genauere Er-forschung der Inseln verdankt man nicht Spanien. Franzosen und Russen — Freycinet mit der „Urania", Duperrey mit der „Coquille", Dumont d'Urville mit der „Astrolabe", Lütke mit dem „Senjawin" u. a. — sind es, denen wir die ersten ausführlichen Nachrichten über die Inseln verdanken.

Obwohl nach alledem Spanien nie Hoheitsrechte auf den Inseln ausgeübt hat, bemächtigte sich doch, als die Absicht der Deutschen Regierung, die Karolinen unter ihr Protektorat zu stellen, bekannt wurde, der Spanier eine beispiellose Aufregung. Durch dem Königtum feindliche Elemente geschürt, machte sich dieselbe in einem Angriff auf die deutsche Gesandtschaft in Madrid Luft, und allgemein erscholl der Ruf, das bedrohte „Erbe der Väter", die Karolinen, mit den Waffen gegen die deutschen Räuber zu verteidigen. Nur der Ruhe, mit der die Deutsche Regierung von Anfang an den Fall auffaßte, war es zu verdanken, daß die Entscheidung über die Besitzansprüche auf die Karolinen nicht den Waffen, sondern einem Schiedsrichter überlassen wurde, als welchen zur allgemeinen Überraschung Fürst Bismarck den Papst vorschlug.

Der von Kardinal Jacobini, dem Staatssekretär des Papstes, am 22. Oktober den beiden Mächten überreichte päpstliche Vermittlungsvorschlag lautete: Die Entdeckung eines Teils der Karolinen und Palau

Das Steingeld der Karolinen-Inseln.

Inseln durch Spanien im 16. Jahrhundert und eine Reihe von Handlungen, welche die Spanische Regierung zu verschiedenen Zeiten auf diesen Inseln zum Wohl der Eingeborenen vollzogen hat, haben nach der Über-

zeugung der Spanischen Regierung und Nation ein Souveränetätsrecht geschaffen, das sich auf die Grundsätze des internationalen Rechtes stützt, die während dieser Zeit bei ähnlichen Verwickelungen angerufen und verfolgt worden sind. Wenn man die Gesamtheit der oben erwähnten Handlungen ins Auge faßt, deren Richtigkeit überdies durch verschiedene Schriftstücke in den Archiven der Propaganda bestätigt wird, so kann man den wohlthätigen Einfluß Spaniens auf die Bewohner dieser Inseln nicht verkennen. Außerdem muß man beachten, daß keine andere Regierung einen ähnlichen Einfluß auf dieselben ausgeübt hat. Und das erklärt die ständige Überlieferung, der man Rechnung tragen muß, und die Überzeugung des spanischen Volkes in bezug auf diese Souveränetät, eine Überlieferung und eine Überzeugung, welche vor zwei Monaten mit einem Eifer und einer Lebhaftigkeit zu Tage getreten sind, daß sie geeignet waren, für einen Augenblick den inneren Frieden und die freundschaftlichen Beziehungen der beiden Regierungen in Frage zu stellen. Andererseits haben sowohl Deutschland wie England im Jahre 1875 der Spanischen Regierung ausdrücklich erklärt, daß sie die Souveränetät Spaniens über die besagten Inseln nicht anerkennten. Die Kaiserliche Regierung meint im Gegenteil, daß nur die thatsächliche Besitzergreifung eines Gebietes das Recht der Souveränetät über dasselbe verleihe, daß aber eine derartige Besitzergreifung der Karolinen durch Spanien niemals stattgefunden habe. Diesem Grundsatz gemäß hat sie auf der Insel Yap verfahren, und wie es ihrerseits die Spanische Regierung gethan hat, erkennt der Vermittler in bezug hierauf gern an, daß die Kaiserliche Regierung nach bestem Wissen und Gewissen gehandelt hat. Infolge dessen und damit die abweichenden Anschauungen der beiden Regierungen kein Hindernis für eine ehrenvolle Regelung bilden, schlägt der Vermittler nach genauer Prüfung aller Verhältnisse vor, daß das neue Abkommen an die Form des Protokolls sich halte, welches hinsichtlich des Sulu-Archipels am verflossenen 7. März zu Madrid zwischen den Vertretern Großbritanniens, Deutschlands und Spaniens abgeschlossen wurde, und daß man folgende Punkte annehme: 1. Anerkennung der Souveränetät Spaniens über die Karolinen- und Palaos-Inseln. 2. Um diese Souveränetät wirksam zu machen, verpflichtet sich die Spanische Regierung, auf den genannten Inselgruppen sobald wie möglich eine geordnete Verwaltung einzurichten, mit einer Macht, welche stark genug ist, um die Ordnung und die erworbenen Rechte zu gewährleisten. 3. Spanien gewährt Deutschland volle und ganze Freiheit des Handels, der Schiffahrt und der Fischerei auf diesen Inseln wie auch das Recht, daselbst eine Schiffs- und Kohlenstation zu errichten. 4. Ebenso wird Deutschland die Freiheit zugesichert, Plantagen auf diesen Inseln anzulegen und landwirtschaftliche Niederlassungen in derselben Weise wie spanische Unterthanen zu errichten.

Auf Grund des päpstlichen Vermittelungsvorschlags kam endlich zwischen den beiden Mächten eine Verständigung zustande, welche in einem von den Gesandten Deutschlands und Spaniens, Herrn von Schloezer und Marquis de Molins, am 17. Dezember 1885 zu Rom unterzeichneten Protokoll ihren Ausdruck fand. Dieses Protokoll lautet:

Seine Exzellenz Marquis de Molins, Gesandter Sr. Kath. Majestät bei dem heiligen Stuhl und Se. Exzellenz Herr v. Schlözer, außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister Sr. Majestät des Königs von Preußen bei dem Heiligen Stuhl, in gehöriger Form bevollmächtigt zum Abschluß der Verhandlungen, welche die Regierungen von Spanien und Deutschland, unter der angenommenen Vermittelung Sr. Heiligkeit des Papstes in Madrid und Berlin gepflogen haben bezüglich der Rechte, welche jede der genannten Regierungen auf den Besitz der Karolinen- und Palaos-Inseln erworben haben kann, und in Erwägung der Vorschläge, welche Se. Heiligkeit gemacht hat, um einem gemeinsamen Einverständnisse zur Grundlage zu dienen, sind hinsichtlich der folgenden Artikel übereingekommen, gemäß den Vorschlägen des erlauchten Vermittlers:

1. Die Deutsche Regierung anerkennt die Priorität der Spanischen Okkupation der Karolinen- und Palaos-Inseln, sowie die Souveränetät Sr. Kath. Majestät auf denselben innerhalb der in Artikel 2 angegebenen Grenzen.

2. Die Grenzen sind gebildet durch den Äquator und den 11° n. Br. und den 133° und den 164° o. L. (Greenwich).

3. Die Spanische Regierung verpflichtet sich, um den Deutschen Unterthanen die vollständige Freiheit des Handels, der Schiffahrt und der Fischerei im Bereich der Karolinen und Palaos zu gewährleisten, auf jenen Inselgruppen analoge Bestimmungen anzuwenden, wie sie in den Artikeln 1, 2 und 3 des Protokolls, betreffend den Sulu-Archipel (Madrid, 11. März 1877), vorgesehen und in dem Protokoll vom 7. März 1885 wieder aufgenommen worden sind; nämlich:

1. Der Handel und der direkte Verkehr der Deutschen Schiffe und Unterthanen in allen Teilen jener Archipele, so wie das Recht des Fischfanges sind vollkommen frei, unbeschadet der Spanien in dem gegenwärtigen Protokoll zuerkannten Rechte, in Übereinstimmung mit den folgenden Deklarationen.

2. Die Spanischen Behörden können in Zukunft von den Schiffen und Unterthanen Deutschlands, welche frei nach den Karolinen oder Palaos gehen, oder von einem zum andern Punkte dieser Inseln, oder von einer derselben zu einem anderen Punkte der Welt, welche vorher oder nachher einen bestimmten Punkt der Archipele oder anderswo berühren, nicht verlangen, daß sie irgend welche Abgaben zahlen oder sich mit einer Erlaubnis jener Behörden versehen; die letzteren werden sich jeder Intervention und der Einschiebung von Hindernissen enthalten.

Man ist dahin übereingekommen, daß die Spanischen Behörden auf keine Weise und unter keinem Vorwand die freie Einfuhr und Ausfuhr aller Arten von Waren, ohne irgend welche Ausnahme, verhindern; ausgenommen von den okkupierten Punkten und in Übereinstimmung mit der Erklärung III., und ebensowohl an den von Spanien nicht thatsächlich okkupierten Punkten werden weder die Schiffe und Unterthanen Deutschlands, noch ihre Waren irgend einer Abgabe, Sanitäts- oder anderem Reglement unterworfen.

3. In den von Spanien okkupierten Punkten und auf den Karolinen und Palaos kann die Spanische Regierung Abgaben errichten, Sanitäts- oder andere Reglements, so lange die thatsächliche Okkupation der Punkte dauert, aber Spanien verpflichtet sich, dort die Behörden und Einrichtungen zu erhalten, welche notwendig sind, um den Bedürfnissen des Handels zu genügen und die erwähnten Reglements zu erfüllen.

Es versteht sich jedoch ausdrücklich, daß die Spanische Regierung, entschlossen an den okkupierten Punkten keine hindernden Reglements zu erlassen, die Verpflichtung übernimmt, an den betreffenden Punkten keine höheren Zölle und Abgaben zu erheben, als jene, welche in den Spanischen Tarifen oder in den Verträgen und Konventionen zwischen Spanien und irgend einer anderen Macht vorgesehen sind. Ebensowenig sollen an jenen Punkten außerordentliche Reglements, welche den Handel und die Deutschen Unterthanen betreffen, erlassen werden; die letzteren sollen in jeder Hinsicht dieselbe Behandlung wie die Spanischen Unterthanen erfahren.

Um Reklamationen zu vermeiden hinsichtlich der Ungewißheit über die von den Reglements betroffenen Punkte, wird die Spanische Regierung in jedem einzelnen Falle die thatsächliche Okkupation eines Punktes zur Kenntnis der Deutschen Regierung bringen; ebenso soll davon der Handel durch Kundmachung in den Zeitungen von Madrid und Manila unterrichtet werden. — Hinsichtlich der Tarife und Reglements an den Punkten, welche von Spanien besetzt sind oder besetzt werden, so wird stipuliert, daß dieselben nicht eher als acht Monate nach der Publikation in der amtlichen Zeitung in Madrid in Geltung treten.

Kein Deutsches Schiff und kein Deutscher Unterthan darf gezwungen werden, einen der okkupierten Punkte zu berühren, weder auf der Fahrt von, noch auf jener nach einem von Spanien nicht okkupierten Punkte, weder den Unterthanen noch den Waren sollen aus dem Umstande, daß sie nach nicht okkupierten Punkten gelangen, Lasten erwachsen.

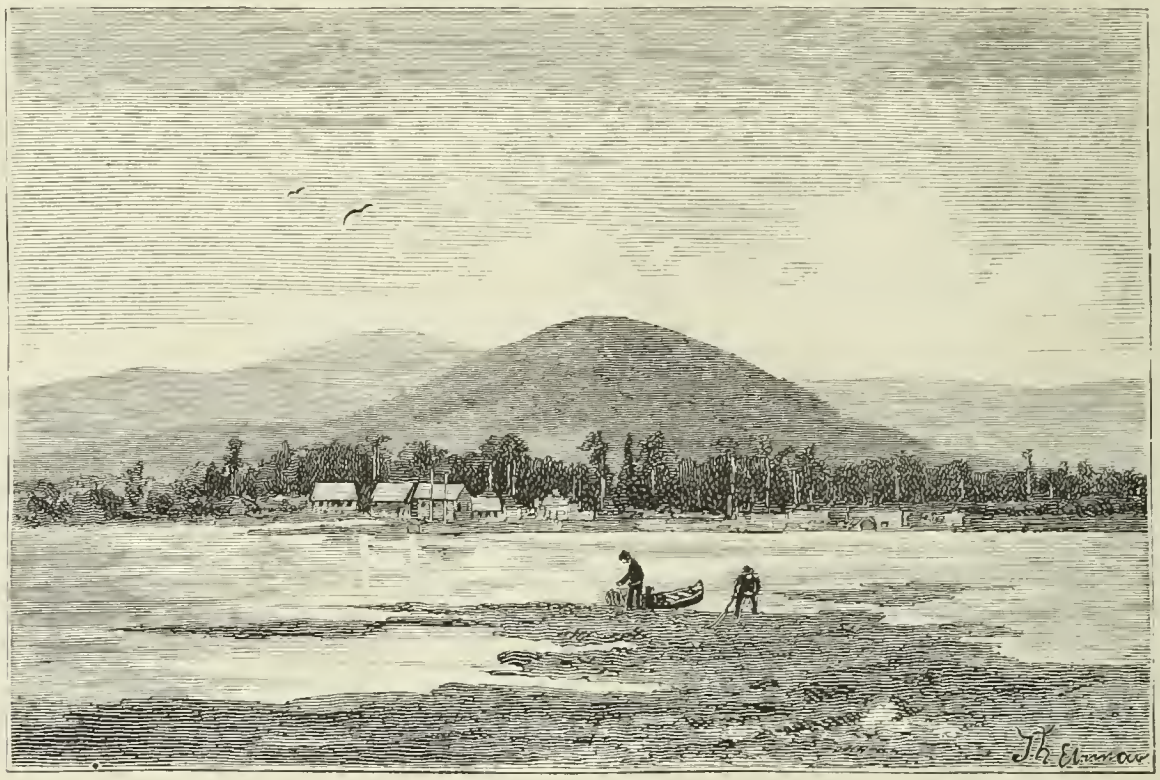
4. Die Deutschen Unterthanen haben vollkommene Freiheit, Sämereien zu erwerben und Pflanzungen anzulegen, Ackerbauetablissements zu errichten, jede Art Handel zu treiben, Kontrakte mit den Eingeborenen zu

schließen und den Boden zu exploitieren zu denselben Bedingungen wie die Spanier. Ihre erworbenen Rechte sollen geachtet werden.

Die Deutschen Gesellschaften, welche in ihrer Heimat die Rechte juristischer Personen genießen, und namentlich die anonymen Gesellschaften sollen auf demselben Fuß wie die erwähnten Unterthanen behandelt werden. Die Deutschen Unterthanen genießen hinsichtlich der Teilung unter den Personen und des Eigentums, Erwerbung und Übertragung des Eigentums, sowie in der Ausübung ihres Gewerbes dieselbe Behandlung und dasselbe Recht wie die Spanier.

5. Die Deutsche Regierung hat das Recht, auf einer der Karolinen- oder Palaos-Inseln eine Schiffsstation oder ein Kohlendepot für die Kaiserliche Marine zu errichten. Die beiden Regierungen werden sich gemeinsam über die Lage und die Verhältnisse dieses Etablissements verständigen.

6. Wenn die Regierungen von Spanien und Deutschland ihre Zustimmung zu dem gegenwärtigen Protokoll binnen acht Tagen, von heute an, nicht verweigern oder wenn sie demselben, vor Ablauf dieses



Ansicht von Apia.

Termins, durch ihre bezüglichen Vertreter zustimmen, so erlangen die gegenwärtigen Deklarationen unverzüglich Geltung. —

Der Schiedsspruch, der dem Ausgleich zwischen Deutschland und Spanien zugrunde lag, hatte als feststehende Thatsache angenommen, daß Spanien bereits Hoheitsrechte auf den Inseln ausgeübt habe und sich auch im faktischen Besitze der Inseln befinde. Daß dies nicht der Fall war, beweist ein nach dem Bekanntwerden der deutschen Ansprüche von der Madrider „Correspondencia" veröffentlichtes Regierungsdekret (ohne Datum), durch welches der General-Gouverneur der Philippinen zur Besitzergreifung der Karolinen- und Palau-Inseln ermächtigt wurde. In der von dem Gouverneur erlassenen Bekanntmachung heißt es ausdrücklich: „Von der Regierung Seiner Majestät ermächtigt, von den Karolinen- und Palau-Inseln thatsächlich Besitz zu ergreifen", was doch deutlich beweist, daß die Inseln bis dahin spanischer Besitz nicht waren. Die geplante „thatsächliche Besitzergreifung" war aber überdies bis zur Besitzergreifung der Inselgruppe durch Deutschland unausgeführt geblieben, jenes Dekret konnte also durchaus nicht das Beweismaterial zu Gunsten

Küstenansicht der Insel Mannai.

Spaniens vermehren. Als man endlich spanischerseits sich zum Handeln aufraffte, kam der Kommandant des zur Besitzergreifung ausgesandten deutschen Kriegsschiffes dem spanischen doch noch zuvor. In einem aus englischer Quelle stammenden, also daher gewiß nicht zu unseren Gunsten parteiisch gefärbten Bericht über die Vorgänge auf den Inseln heißt es: Am 20. Juli d. J. kam das Kriegsschiff „San Quentin" mit 2000 t Gehalt, von dessen Maste die königlich spanische Flagge wehte, bei den Karolinen-Inseln an, zu welchem Schiffe sich am nächsten Morgen der Transportdampfer „Corriedo" gesellte. Sehr rasch verbreitete sich das Gerücht, daß Gonap und die Karolinen-Gruppe in den nächsten Tagen von den spanischen Befehlshabern für Spanien in Besitz genommen werden sollte. Am 22. Juli wurde der Platz für die neue Niederlassung von den Spaniern markiert; dann ging man daran, Vorräte und Materialien von den Schiffen zu landen. Drei Tage später erschien das deutsche Kanonenboot „Iltis" und ging vor Anker; als man an Bord desselben ausfand, daß die Inseln noch nicht thatsächlich und förmlich von den Spaniern in Besitz genommen waren, traf man ungesäumt Vorbereitungen zur Landung. Des Kapitäns Boot und der erste Kutter des „Iltis" mit einer bewaffneten Mannschaft, welche die kaiserlich deutsche Flagge mit sich führte, wurden in Linie formiert und fuhren in größter Ruhe dem Ufer zu, um den Verdacht der Spanier nicht vorzeitig zu erregen. Bald war das Ufer erreicht, und in aller Geschwindigkeit erledigte man die hergebrachten Formalitäten, durch welche die Einverleibung der Inselgruppe in das Deutsche Reich ins Werk gesetzt wurde. Die Annexion des Karolinen- und Palau-Archipels war ein im Handumdrehen vollendetes Faktum; in der That, schon am Morgen des 26. Juli versammelten sich alle bedeutenderen Häuptlinge der Insel an Bord des „Iltis", woselbst sich eine imponierende und feierliche Zeremonie abspielte. Nachdem die Proklamation, welche die Annektierung aussprach, den Eingeborenen verdolmetscht war, wurde der Inhalt der Urkunde den versammelten Häuptlingen sorgfältig erklärt, welch Letztere ihrer großen Genugthuung Ausdruck darüber gaben, daß die deutsche Flagge über Gonap aufgehißt sei. Kapitän Hofmeier und seine Offizier beschenkten dann die versammelte Gesellschaft mit passenden Gaben, welches Kompliment die Häuptlinge am folgenden Tage dadurch erwiderten, daß sie durch ihre Untergebenen Feigen, Taro, Bananen, Geflügel und andere Leckerbissen an Bord des „Iltis" bringen ließen. Niemand glaubte, daß die spanischen Repräsentanten dem von Kapitän Hofmeier eingeschlagenen Kurse ruhig zusehen würden, und richtig, am 26. Juli sah man die spanische bandera (Flagge) gleichfalls im Morgenwinde flattern. Die sehr gewichtigen und nachdrücklichen Vorstellungen Kapitän Hofmeiers, welche er an die spanischen Befehlshaber richtete, sowie außerdem jedenfalls das eigene Gefühl der Letzteren — die sich sagen mußten, daß sie die Schritte, welche sie ihrerseits bei Zeiten hätten thun sollen, vernachlässigt hatten — bewirkten jedoch, daß die spanischerseits verantwortlichen Autoritäten Befehl gaben, die rot-gelben Streifen einzuholen, und alsbald retirierten die Spanier vom Schauplatze mit so viel Grazie, wie ihnen solches unter den völlig unerwartet gekommenen Umständen möglich war. Der „San Quentin" lichtete am Tage nach der Annexion die Anker und dampfte unverzüglich nach Manila ab.

Obwohl wir demnach unsern Verzicht auf die Karolinen mit vollem Recht als ein dem Weltfrieden gebrachtes Opfer bezeichnen dürfen, so können wir doch mit dem Ausgang der ganzen Angelegenheit immerhin zufrieden sein. Die Begünstigungen, welche Deutschland zugestanden wurden, sind so große, daß man wohl sagen kann, Spanien habe — wenigstens für die nächste absehbare Zeit — durch die Erwerbung der Karolinen nur Lasten übernommen, während Deutschland durch seinen Verzicht sich große Vorteile gesichert hat. Da der Archipel stets nur als Handels- und nie als Auswanderungsgebiet in Betracht kommen kann, ist es für uns schließlich gleichgiltig, ob über den Inseln die deutsche oder die spanische Flagge weht, wenn nur dem deutschen Kaufmann die Freiheit des Verkehrs gewahrt bleibt.

Spanien hat bereits Schritte gethan, um der übernommenen Verpflichtung, eine geordnete Regierung auf den Archipelen herzustellen, nachzukommen. Die Gouverneure desselben sollen höhere Seeoffiziere werden, denen zur Inspizierung der Inseln stets eine genügende Anzahl Schiffe zur Verfügung stehen wird. Der Gouverneur wird 2700 Pesos (10 800 Mark) Gehalt beziehen, der Sekretär 1200 Pesos (4800 Mark), der

Dolmetsch 600 und der Schreiber 150 Pesos. Jeder Archipel erhält 50 Mann Marine-Infanterie als Besatzung, einen Kaplan, einen Arzt und einen Praktikanten. An den Regierungssitzen sollen außer dem Gouverneurgebäude je eine Kaserne, eine Kapelle und ein Krankenhaus, sämtlich Holzbauten, errichtet werden, der Postdienst zwischen den Archipelen und den Marianen monatlich erfolgen, und zwar in der Art, daß in jedem Vierteljahr zweimal Staatsschiffe und einmal der bisherige Unternehmer den Postdienst besorgen.

England hat die Gelegenheit benutzt, auch seinen Staatsangehörigen auf den Karolinen- und Palau-Inseln Vorteile zu sichern. Am 8. Januar 1886 wurde in Madrid ein Dokument unterzeichnet, durch welches Spanien bestätigte, „daß alle Privilegien, Vorteile, Vergünstigungen und Zollbefreiungen, die auf den vorbesagten Inseln der Regierung oder den Unterthanen des Deutschen Reiches bewilligt worden sind oder bewilligt werden, unverzüglich und unbedingt auch der Regierung und den Unterthanen Großbritanniens bewilligt werden sollen."

Das Mißtrauen der Spanier scheint durch alle diese Vereinbarungen noch nicht beseitigt zu sein, denn bei den Instruktionen für die Gouverneure und anderen Beamten in den Archipelen soll besonders Gewicht auf die größte Wachsamkeit derselben gelegt werden, „damit nicht andere Mächte etwa die Interessen Spaniens schädigen". Die Gouverneure sollen deshalb verpflichtet sein, in bestimmten Zeiträumen ihren Verwaltungsbezirk zu bereisen, und es soll auch jederzeit genügendes Kriegsmaterial auf den Inseln in Bereitschaft gehalten werden.

Inbezug auf Deutschland sind jedenfalls derartige Befürchtungen ungerechtfertigt. Die großen deutschen Besitzungen in West-Melanesien und in Mikronesien, sowie die den beiden im Karolinen-Archipel thätigen deutschen Firmen gesicherte günstige Stellung genügen vollauf zur Wahrung unserer Interessen in diesem Teil der Südsee, und wir brauchen dort nicht an neuen Landerwerb zu denken. Viel mehr nimmt augenblicklich der östliche Teil der Südsee, Polynesien, unsere Aufmerksamkeit in Anspruch, wo es noch auf vielen Inselgruppen deutsche Interessen zu wahren giebt. Wir finden dort solche auf den Samoa-, Ellice-, Tonga- und Tokelau-Inseln und wenden uns zunächst der für unsern Handel wichtigsten unter diesen Gruppen, der Samoa-Gruppe zu.

Die zwischen 13° 31′ südl. Br. und 172° 45′ westl. L. zerstreute Gruppe der Samoa-Inseln hat einen Flächeninhalt von 2787 □Kilometer, ist also etwa 100 □Kilometer kleiner als das Herzogtum Meklenburg-Strelitz. Sie besteht aus 10 bewohnten Inseln, deren größte Sawaii (1707 □Kilometer) ist. Diesem kommen an Größe zunächst Upolu, das mit den benachbarten Inselchen 881 □Kilometer Flächeninhalt besitzt, Tutuila mit 139 und Tau mit 50,5 □Kilometer. Die übrigen Inseln Olosenga, Ofu, Annuu, Nutele, Manono und Apolima haben zusammen nur 9,5 □Kilometer Flächeninhalt. Die östlichen Inseln ausgenommen sind alle vulkanisch, die Vulkane zwar erloschen, aber die unterirdische Thätigkeit macht sich doch noch zuweilen durch leichte Erderschütterungen bemerkbar. Am 12. September 1866 erfolgte in der Nähe der östlichsten Inseln ein submariner Ausbruch, welcher 4 Wochen lang dauerte und auf meilenweite Entfernung die See in Wallung brachte. Daß auch auf den Inseln selbst die vulkanische Thätigkeit noch nicht lange erloschen ist, kann man auf Sawaii beobachten, unter dessen zahlreichen Vulkanen der höchste, der bei dem Dorfe Aopo sich erhebende Mnaberg, auf seinem Auswurfskegel Asche aufweist, welche vielleicht nicht älter als 100 Jahre ist. Ihren Vulkanen verdanken aber die Inseln die herrliche Vegetation, wegen welcher man sie mit vollem Recht die paradiesischen Südsee-Inseln genannt hat. Namentlich die Insel Upolu zeichnet sich durch Schönheit aus und entzückt schon von der See aus gesehen den Ankömmling. Ein bis zu 800 Meter ansteigender Gebirgszug durchzieht die Insel ihrer Länge nach, welcher durch die nach Nord und Süd bis an das Meer sich erstreckenden Ausläufer eine Menge malerischer Buchten bildet, die den dort zu Anker gehenden Küstenfahrzeugen und Seeschiffen sichern Aufenthalt gewähren. Die höchsten Gipfel, selbst die steilsten Abhänge und tiefsten Schluchten dieser Bergkette sind mit immergrünem tropischen Wald bedeckt; hier und da, hauptsächlich aber auf der Nordseite des östlichen Teiles der Insel, mit hellgrünen steppenartigen Grasflächen durchzogen. Majestätisch,

mit donnerähnlichem Krachen brechen sich die Wellen an den die Insel umgebenden und den Strand schützenden Korallenriffen, welche, an verschiedenen Stellen durchbrochen, den Schiffen Einfahrten in die Häfen und Ankerplätze offen lassen. Kommt man nun der Küste näher, so unterscheidet man die am Strand entlang stehenden Hütten der Eingeborenen inmitten von Kokospalmen und Bananenpflanzungen; plötzlich aber, nachdem das Schiff wieder eine der hervorragenden Landzungen passiert, wird hoch oben in den Bergen ein Wasserfall sichtbar. Es ist der Vaisigago, welcher hier in einem Fall von ungefähr 80 Meter sich herniederstürzt, um im Hafen von Apia zu münden. Der Lotse, ein Amerikaner, hat das Schiff zu Anker gebracht, unseren Augen aber ist ein idyllisches Bild sichtbar geworden, welches zu betrachten der Naturfreund nicht müde wird. Eine halbmondförmige Bucht, von der einen Seite durch Mulinuu-Point, von der andern durch Matautu-Point gebildet, wird durch den sich im Hintergrund erhebenden, mit üppigem Wald bewachsenen Apia-Berg vorteilhaft abgeschlossen, auf dessen Spitze ein großes hölzernes Kreuz errichtet ist, welches dem Seemann als vorzügliches Seezeichen dient. Ganz besonders hebt sich die auf einem Vorberge erbaute französische Missionsstation hervor. Wirft man einen Blick auf die den Strand umsäumenden Häuser der Europäer, so wähnt man, vor sich eine Schachtel Spielzeug aufgestellt zu sehen, so niedlich nehmen sich die meistens nur aus Dach und Erdgeschoß bestehenden Wohnungen aus. Die Dächer, vielfach aus Wellblech oder Schindeln, werden von dazwischenstehenden Kokospalmen und Brotfruchtbäumen überragt."[31]) Der hübsche Platz zählt etwa 900 Einwohner, deren weißgetünchte Häuschen meist in größeren oder kleineren Gruppen beisammenstehen, zuweilen aber auch durch weite Gärten und Plantagen von einander getrennt sind. Hier und da erhebt sich auch zwischen den Häuschen noch eine kreisrunde Hütte oder das niedrige Zelt eines eingeborenen Kanaken. Was aber den Ankömmling am meisten entzückt, das sind die prächtigen Palmenhaine, welche die ganze Insel bedecken. Einer der schönsten zieht sich ostwärts von Apia bis zu dem kleinen Orte Wailele. Er wird kurzweg „der Palmengang nach Wailele" genannt und enthält die schönsten Palmen, welche hier in auffallend regelmäßigen Reihen stehen, schlank und stattlich in die Höhe ragend und ihre buschigen Kronen majestätisch in die Lüfte streckend.

Schon von Ferne sehen wir über den Häusern am Strande die deutsche Flagge wehen, und sobald wir den Fuß aufs Land setzen, befinden wir uns auf deutschem Boden, auf dem Grundstück der Deutschen Handels- und Plantagen-Gesellschaft. Ein weit ausgedehnter Gebäudekomplex liegt vor uns. Von der Landungsbrücke werden die schwer beladenen Lowries nach dem Lagerhause gerollt, wo all die Tausende von Gegenständen aufgestapelt sind, mit welchen von hier aus die einzelnen Faktoreien der Gesellschaft versorgt werden. Hinter dem Lagerhause liegt ein verhältnismäßig großes, mit Wellblech gedecktes hölzernes Gebäude, neben welchem ein hoher eiserner Schornstein aus einem Kesselhause emporsteigt. In dem letztern ist eine Dampfmaschine aufgestellt, welche mehrere Baumwollreinigungsmaschinen in Bewegung setzt. Weiterhin liegt das Pulvermagazin, gleichfalls ein mit Wellblech gedecktes Holzgebäude. Die zum Versand bereiten getrockneten Kokosnußkerne sind in dem Koprahause aufgestapelt. Das Hauptgebäude der Faktorei, im Jahre 1874 nach chilenischer Art erbaut, ist mit allem Komfort ausgestattet, den man in Europa zu finden gewöhnt ist. „Im Innern befinden sich zwei große, durch den Speisesaal von einander getrennte freie Plätze, welche durch Anpflanzungen tropischer Gewächse prächtige Gärten bilden. Ringsherum, außen wie innen nach den Gärten, ist das Gebäude von Veranden umgeben." Hier wohnt der Vorsteher der Niederlassung mit dem gesamten Personal. Nahe dem Wohnhause liegt das Detaillager, in dem sich auch das Kontor befindet. Auch dort herrscht stets reges Leben, denn die der Arbeit abholden Samoaner, welche nicht wissen, wie sie den Tag verbringen sollen, pflegen sich auf dem großen Grasplatz vor dem Lagerhause ein Rendez-vous zu geben oder die im Laden ausgestellten Gegenstände zu mustern. Etwas abseits von diesen Gebäuden befindet sich der Zimmerplatz der Faktorei, wo Bretter und Balken aller Größen lagern und die ans Land gezogenen Boote

[31]) H. Ahner, Erinnerungen aus Samoa. Deutsche Kolonial-Zeitung, 1885, 18. Heft, Seite 574.

ausgebessert werden. Ein ausrangiertes Schiff ist hier auf den Strand gezogen und dient als Kohlenlager. Einige Schritte weiter, und wir erreichen den europäischen Stadtteil, in dem sich die Häuser der Händler befinden. Überraschend groß ist die Zahl der Wirtshäuser, die sich hier befinden, und die durch die geringe Bevölkerung kaum erhalten werden könnten, wenn sie nicht an den Mannschaften der vielen hier anlegenden Schiffe gute Kundschaft fänden. Hier befinden sich auch die verschiedenen Konsulate und die katholische Kirche, ein massiver, mit einem Turm versehener Bau, neben ihr die Wohnung des französischen Bischofs und seiner Priester.

Eine Fähre bringt uns an das andere Ufer des hier mündenden Vaisigágo (sprich: Vaisigango), zu den Gebäuden der zweiten hier ansässigen deutschen Firma Ruge & Ko., welche in derselben Weise angelegt sind wie jene der Deutschen Handels- und Plantagen-Gesellschaft, mit dem einzigen Unterschied, daß hier das zur Reinigung der Baumwolle dienende Gebäude entfällt, da Ruge & Ko., welche keine Plantagen besitzen, Baumwolle nicht exportieren.

Riesenbaum auf Upolu.

Die eigentlich samoanische Stadt, Sowalolo genannt, liegt auf der langgestreckten Halbinsel Mulinuu. Dort wohnen nur Eingeborene, dort ist der Sitz des Königs der Samoa-Inseln. Die drüben in Matautu ansässigen Europäer pflegen an Sonntagen gern Ausflüge nach der Halbinsel zu unternehmen, deren Haine von Kokospalmen, Brotfruchtbäumen und Bananen zu Spaziergängen einladen.

Zu letzteren haben allerdings die Eingeborenen viel mehr Lust als die Europäer. Schon nach wenigen Stunden Aufenthalts in Upolu hat jeder Fremde erkannt, daß die Bevölkerung der Insel sich in zwei große Gruppen teilt, deren eine fleißig arbeitet, während die andere jeder Arbeit, auch der geringsten, sorgsam aus dem Wege geht. Die Samoaner, ein schön gebauter, kräftiger Menschenschlag, sind wie geschaffen zur Arbeit, aber sie sind durch nichts zu ihr zu bewegen, obwohl ihnen Intelligenz durchaus nicht abzusprechen ist. Ihr fruchtbarer Boden liefert ihnen mühelos was sie brauchen, um ihren Lebensunterhalt zu decken und die begehrten europäischen Artikel einzutauschen, und durch Fischfang, die Zucht von Schweinen und Hühnern, welche sie an die Fremden verkaufen, verdienen sie sogar noch mehr als sie brauchen. Diese Abneigung der Ein-

geborenen gegen jede schwere Arbeit hat früh dazu geführt, Arbeiter von anderen Südsee-Inseln nach Samoa zu verpflanzen, um durch sie die Plantagen bestellen zu lassen. Auf anderen Inseln, wo die Natur nicht so reichlich für den Menschen gesorgt hat, können die Eingeborenen nicht den ganzen Tag bloß mit spielen, singen, tanzen, essen, trinken und schlafen hinbringen wie die Samoaner, und solche Leute, namentlich die Eingeborenen der Salomon-Inseln und Neu-Hebriden, waren stets willig, sich als Arbeiter für Samoa anwerben zu lassen. Wir finden daher auf Samoa neben der eingeborenen Bevölkerung noch eine an 1000 Seelen zählende fluktuierende Bevölkerung von Südsee-Insulanern, deren Heimat die Fidschi- und Salomon-Inseln, die Inseln des Bismarck-Archipels u. s. w. sind. Zu diesen kommen dann noch etwa 2 Dutzend Chinesen, 20 Nordamerikaner und 300 Europäer. Etwa die Hälfte der letzteren sind Engländer, der Rest — ausgenommen einige wenige Franzosen und als amerikanische Bürger geltende Skandinavier — sind Deutsche.

Alle Weiße, welche sich auf den Inseln aufhalten, beschäftigt der Plantagenbau oder der Handel. Der vulkanische Boden der Inseln vermag eine Menge Produkte zu liefern, welche zu den begehrtesten des Weltmarktes gehören. Die Baumwolle liefert jährlich zwei Ernten, und man findet auf jedem Strauch Blüten und Kapseln zugleich, so daß die Ernte lange Zeit hindurch dauert. Ein Acker (0,405 ha) liefert durchschnittlich 100 Pfund reine Baumwolle, zuweilen aber auch fast das Doppelte, und die als Sea-Islands-Wolle in den Handel kommende Baumwolle zeichnet sich durch große Feinheit aus. Nächst der Baumwolle spielt auf den Inseln die wichtigste Rolle die Kokosnuß, welche die geschätzte Kopra liefert. In den Kokospflanzungen wird der Boden aufs äußerste ausgenutzt, da man den Raum zwischen den einzelnen Stämmen anfangs mit Baumwolle bepflanzt, später aber, wenn die Bäume größer werden, als Viehweide benutzt. Ein Acker Kokospalmen liefert etwa 2500 Nüsse, aus denen eine halbe Tonne Kopra gewonnen wird, und etwa 6000 Nüsse liefern eine Tonne Kokosfaser. Eine Verwertung der Milch und der Schalen der Kokosnüsse findet bisher nicht statt.

Zu diesen beiden Hauptprodukten der Inseln gesellen sich Bananen, Brotfruchtbäume, Arrowroot, Yams, Taro und Mais, von denen die drei letzteren hauptsächlich die Nahrung der Arbeiter bilden. Versuche, Kaffee, Kakao und Vanille anzupflanzen, haben die befriedigendsten Resultate ergeben. Der Theestrauch liefert auf Upolu bereits im dritten Jahre 2 bis 3 Pfund Blätter und trägt 30 Jahre lang. Auch mit der Zimmtstaude sind Versuche angestellt worden, welche befriedigt haben. Die Ananas wächst in großen Mengen wild, ebenso Orangen und Zitronen, und unter den letzteren ist die große Art, deren Schale zur Zitronatbereitung verwendet wird, sehr zahlreich vorhanden. In Überfluß wachsen ferner auf den Inseln die Mangofrucht, Alumme- und Custardäpfel, Guaven, die herben peruanischen Pflaumen, die Butterfrucht, Tomaten und eine apfelartige Frucht, welche Vi genannt wird. Außerdem wachsen Indigo und Bambus in Menge wild, bilden jedoch keinen Ausfuhrartikel. Von Holzarten sind zu erwähnen das von den Eingeborenen zu Waffen verarbeitete Eisenholz und das Sandelholz, das auf einzelnen Inseln in solcher Menge vorhanden ist, daß man es nach anderen als Brennholz ausführt. Trotz ihres Reichtums an Baumarten fehlt den Inseln gutes Bauholz, welches aus Amerika eingeführt wird.

Eine reiche Ausbeute liefert auch das Meer: den in China vielbegehrten Trepang, große Mengen Perlmutter, wovon 5 Pfund in rohem Zustande auf Samoa 1 Mark kosten, und Fische, welche sowohl in Netzen gefangen, als mit Pfeilen oder Speeren erlegt werden.

Die reichen Schätze, welche die Inseln bergen, harrten aber lange auf den unternehmenden Mann, der sie heben sollte. Ein Hamburger Handlungshaus sollte endlich der Bahnbrecher werden. Die seit mehr als 100 Jahren bestehende Firma Godeffroy — von einem französischen Emigranten gegründet — besaß bereits in den fünfziger Jahren eine große Handelsflotte und unterhielt Agenten sowohl in Kotschin als in Valparaiso und an anderen Orten der Küste Süd-Amerikas. Der Godeffroysche Agent in Valparaiso fand bei einem Besuch auf Tahiti Gelegenheit, den hohen Wert dieser Inseln kennen zu lernen, und auf seine Veranlassung errichtete die Firma eine Agentur zuerst auf den Tuamotu, dann auf Samoa. Auf der letztern Gruppe fand das Haus Godeffroy zwar schon Engländer vor, die Gebrüder Hort und Brander, welche auf

Tahiti Faktoreien besaßen, aber diese waren dem mit großen Mitteln arbeitenden Hamburger Hause nicht gewachsen und wurden bald völlig zurückgedrängt. Das Haus Godeffroy griff zu dem der Trägheit der Eingeborenen gegenüber einzig und allein richtigen Mittel, die Fruchtbarkeit der Inseln in großem Maßstabe auszunützen: es erwarb von den Eingeborenen Land und legte auf demselben selbst Plantagen an, die es durch Arbeiter, welche von anderen Inseln geholt wurden, bestellen ließ. Der Grund und Boden hatte auf Samoa damals keinen großen Wert, der Acre kostete durchschnittlich nur 75 Cents, welche überdies in Waren, Gewehren, Pulver, Stoffen u. s. w. erlegt wurden, an denen die Firma noch verdiente, und so kam es, daß sie in kurzer Zeit auf Upolu, Sawai und Tutuila große Strecken des fruchtbarsten Landes ihr eigen nannte. In gleicher Weise dehnte das Haus Godeffroy von seinem Hauptsitz auf Samoa seine Verbindungen allmählich über die anderen Samoa-Inseln und über die Tokelau-, Ellice-, Kingsmill-, Gilberts-, Marshall- und Karolinen-Gruppe aus und erwarb einen so großen Grundbesitz, daß die Godeffroys nicht mit Unrecht die Könige der Südsee genannt wurden.

In wenigen Jahren erwarb die Firma ein Areal von 100 000 bis 120 000 Acres oder etwa 52 000 Hektaren, welche teils an der Küste, teils auf dem hohen Tafelland im Innern der Inseln lagen. Ein Heer von Angestellten aller Grade besorgte die Verwaltung. In Apia unterhielt das Haus schon im Jahre 1872 einen Direktor, einen Kassierer, 11 Handlungsgehilfen, einen Hafenmeister, 2 Ingenieure, 10 Zimmerleute, 2 Böttcher, 4 Plantagenverwalter, einen Arzt und einen Feldmesser, und außer diesen ständig Angestellten wurde zeitweise noch eine große Zahl von Angehörigen der verschiedensten Nationen beschäftigt.

Immer weiter dehnten sich die Verbindungen des Hauses Godeffroy aus, und bald war keine Insel, deren Bevölkerung den Weißen nicht durchaus abhold war und für den Handel geeignete Produkte besaß, ohne eine Faktorei des unternehmenden Hauses. Im Westen besaß es 1200 Hektaren Land im Karolinen- und Palau-Archipel, auf den Marshall-Inseln Stationen in Dschalut, Ebon und Namurik, in Maloelab und Mulgrave, Agenturen in Neu-Britannien und Neu-Irland, in der Gilberts-Gruppe auf Apaiang, Taritari, Makin, Maraki, Tarawa, Maiana, Nonouti, Tapoteouea, Onoatoa, Peru, Nukunau, Arorai und Tamana, im Ellice-Archipel besaß es die Insel Nukufetau, Stationen auf Vaitupu und Nanomea, dann Nukumono, Oatafu, Takaafo, im Tonga-Archipel auf Futuna, Niue und Wallis, und Agenturen auf den Neuen Hebriden.

Überall hatte das Haus Godeffroy Land erworben, um selbst Plantagenbau treiben zu können, und die Pflanzungen bei seinen Faktoreien gehörten zu den blühendsten der Südsee. Das Geheimnis des Erfolges lag hier zum großen Teile in der guten, geradezu musterhaften Behandlung, welche die von anderen Inseln eingeführten Arbeiter auf den Godeffroyschen Plantagen fanden. Schon bei der Anwerbung der Leute ging das Haus Godeffroy anders vor als die Plantagenbesitzer in Australien und auf den übrigen Südsee-Inseln. Gewaltsame Entführung der Eingeborenen kam selbstverständlich niemals vor, die Agenten des Hauses waren vielmehr streng angewiesen, keine Arbeiter wider ihren Willen und ohne Zustimmung ihrer Häuptlinge und Verwandten nach den Plantagen zu bringen. Mit jedem wurde ein schriftlicher Kontrakt geschlossen, durch den er sich in der Regel für die Dauer von 3 bis 5 Jahren verpflichtete, täglich 9 Stunden, von 6 bis 11 Uhr morgens und von 12 bis 4 Uhr nachmittags, in den Plantagen zu arbeiten. Die Firma übernahm dagegen die Verpflichtung, für Kost und Wohnung ihrer Arbeiter zu sorgen, ihnen anfangs 1 Dollar, wenn sie fleißig waren und sich anstellig erwiesen, 2 Dollars monatlich Lohn zu zahlen und sie nach Ablauf der Dienstzeit kostenfrei in ihre Heimat zurückzubefördern. Die Versprechungen wurden nicht nur getreulich erfüllt, sondern seitens der Firma noch viel mehr geleistet als sie bei Abschluß der Verträge versprochen hatte. Während die Arbeiter auf vielen anderen Plantagen wie Sklaven behandelt und nachts in engen Räumen eingeschlossen wurden, fanden sie auf den Godeffroyschen Plantagen ihr Nachtlager in großen, luftigen Schuppen und erhielten zur Kost Schweinefleisch, Brotfrucht, das hoch geschätzte Maisbrot, Yams, Taro, Paradiesfeigen, Kokosnüsse und Melonen, von den beiden letzteren soviel als sie verlangten. Man zwang sie zu keiner längern Arbeitszeit als vereinbart worden, und der Sonntag war auch für sie ein Ruhetag. Erkrankte ein Arbeiter,

so fand er ärztliche Pflege, für welche er ebensowenig wie für die Medikamente etwas zu bezahlen hatte. Den Arbeitern war auch erlaubt, ihre Familien mitzubringen, was andere Plantagenbesitzer nicht gestatteten. Hier zeigte sich aber, daß dasjenige, was diese für eine unbequeme Last hielten, ein unermeßlicher Vorteil für den Arbeitgeber war, da durch das Familienleben gar manche Übelstände beseitigt wurden, welche man auf anderen Plantagen schwer empfand.

Sogar englische Reisende und Schilderer der Südsee-Inseln konnten nicht umhin, die überraschenden Erfolge, welche die Beamten Godeffroys bei ihren Arbeitern erzielten, anzuerkennen und ihre Landsleute aufzufordern, das Hamburger Haus sich zum Muster zu nehmen. Die Kingsmill-Insulaner, schreibt H. B. Sterndale, stellen bei Ankunft auf den Ländereien der Herren Godeffroy ein Abbild der niedrigsten Stufe von Südsee-

Straße in Apia.

Wilden dar. Nach ihrer Ankunft werden sie bequem untergebracht, anständig gekleidet, gut genährt und zu geregelter und friedlicher Arbeit herangebildet. Sie kommen schmutzig, faul und wild an; nach sechs Monaten Pflanzerarbeit gleichen sie nicht mehr denselben Wesen, und beim Ablauf ihrer Kontrakte sind sie soweit vorgeschritten, daß sie ebenso ungeeignet sind zur Gemeinschaft mit ihren wilden Brüdern in der Heimat, wie sie es ehemals für die Berührung mit der zivilisierten Welt erschienen.

Sterndale war lange Zeit hindurch Beamter von Godeffroy und hatte daher Gelegenheit, die wohlthätigen Folgen des auf den Plantagen befolgten Systems genau kennen zu lernen. Er bezeichnet es als einen großen Vorteil für die gesamte Plantagenwirtschaft, „wenn das von den Herren Godeffroy befolgte System allgemein bekannt und angenommen würde.

Die Kosten, welche der Firma aus der guten Verpflegung und durch den zweimaligen Transport der Arbeiter erwuchsen, waren allerdings nicht unbedeutend, aber die Auslagen verzinsten sich vortrefflich. Der Transport eines Arbeiters nach Samoa kostete 212½ Mark, der Rücktransport nach Ablauf der Dienstzeit 63 Mark 75 Pfennig. An Lohn erhielt der Arbeiter jährlich 102 Mark; die Kosten der Ernährung betrugen für jeden jährlich etwa 90 Mark, und das Erbauen einer Hütte für 20 Mann mit 9×5½ Meter Flächeninhalt, sowie die dazu gehörige Kochhütte kosteten je etwa 100 Mark. Demnach kosteten den Unternehmer 20 Arbeiter während einer dreijährigen Kontraktszeit die ansehnliche Summe von 17 245 Mark, aber der weitaus größere Teil derselben floß nach Ablauf des Kontraktes in die Taschen des Unternehmers zurück. Der Arbeiter kaufte zunächst alles, was er während seines Aufenthaltes auf den Plantagen brauchte, im Waren-

Kriegskanoe der Samoaner.

lager der Firma. Er verausgabte jährlich etwa 12 Mark für Tabak, 24 Mark für Kleidungsstücke, 16 Mark für Schlafdecken und 10 Mark für verschiedene andere Gegenstände. Es blieben ihm also nach Ablauf seiner Dienstzeit noch 120 Mark, aber auch diese nahm er nicht in die Heimat mit, sondern verwendete sie zu Einkäufen bei seinem Herrn. Er kaufte einen verschließbaren Kasten (chinesisches Fabrikat), Kleidungsstücke, namentlich abgelegte deutsche Uniformen, die bei den Eingeborenen sehr beliebt sind, Äxte, Messer, Spiegel, Tabak u. s. w., denn er durfte nicht mit leeren Händen nach Hause kommen, nicht bloß seine Angehörigen, sondern auch seine Freunde erwarteten, daß er jedem irgend ein Geschenk mitbringen werde. So ging der Rest des verdienten Geldes auf, und wenn der Arbeiter sich einschiffte, besaß er in der Regel kein Geld mehr. Sein letztes Geldstück war in die Hände der Godeffroyschen Beamten zurückgewandert. Wenn dann der Arbeiter sein Heimatdorf betrat, war oft schon in wenigen Stunden der ganze Verdienst von 3 Jahren in

anderen Händen. Der gutmütige Insulaner hatte alles, was er mitgebracht, an Verwandte und Freunde verteilt. Der Ankömmling aber, der jahrelang mit seiner Familie von Hause abwesend war, fand nicht einmal ein Obdach vor. Die Hütte, welche er früher bewohnt, war verfallen, seine Pflanzungen verwildert. Vielleicht hatte sich auch während seiner Abwesenheit ein anderer auf seinem Grund und Boden niedergelassen. Da hieß es nun, tüchtig zugreifen, zunächst eine neue Hütte, dann ein Boot bauen, denn in der nächsten Zeit mußte hauptsächlich der Fischfang ihn und seine Familie ernähren. So erwartete den heimkehrenden Arbeiter in der Regel ein schwerer Kampf ums Dasein, und es war daher leicht erklärlich, daß er sich bald nach den Fleischtöpfen Samoas zu sehnen begann und ungeduldig der Ankunft eines Schiffes entgegensah, welches Arbeiter holen sollte. Solche, die bereits einmal auf den Plantagen gearbeitet hatten, wurden selbstverständlich lieber angeworben als Neulinge, die erst zur Arbeit abgerichtet werden mußten, und so pflegten sich denn in der Regel dieselben Arbeiter wieder einzufinden. Außer der Not, mit der sie daheim zu kämpfen hatten, trieb sie zum abermaligen Verlassen der Heimat auch noch das Verlangen nach verschiedenen Genüssen, an welche sie sich während ihres Aufenthaltes auf den Plantagen gewöhnt hatten und die sie nun nicht entbehren mochten. Namentlich der Tabak war für sie ein Lebensbedürfnis geworden, und hauptsächlich seinetwegen suchten sie wieder Anstellung auf den Faktoreien.

Naturgemäß mußte dies dazu führen, daß viele nach Ablauf der Kontraktszeit auf die Heimkehr verzichteten, mit ihren Familien auf der fremden Insel blieben und dort eine neue Heimat fanden. Durch den langen Verkehr mit Weißen zivilisierter geworden, fanden sie ohnehin kein Gefallen mehr an der Lebensweise ihrer Landsleute. Die Thätigkeit der Missionäre blieb auch nicht ohne Erfolg, mancher Plantagenarbeiter ließ sich mit seinen Angehörigen taufen, und so entstand allmählich auf Samoa eine kleine christliche Gemeinde, deren Angehörige von den verschiedensten Südsee-Inseln stammten, hier aber einträchtig nebeneinander lebten. Ein von englischen Missionären ausgebildeter Rarotonganer ist heute der Prediger dieser Gemeinde, welche auch ihre eigene Kirche besitzt. Dieselbe ist zwar nur ein sehr primitives Gebäude, in elliptischer Form ein Stockwerk hoch gebaut, das Dach aus Zuckerrohrblättern hergestellt, der Boden im Innern mit Kies und Matten bedeckt, aber für seine Zwecke genügt es vollkommen. Mit untergeschlagenen Beinen sitzen dort die Gemeindeangehörigen auf dem Boden und lauschen den Worten ihres Lehrers mit einer andächtigen Aufmerksamkeit, deren man die vor nicht langer Zeit noch Halbwilden kaum für fähig gehalten hätte.

Der Firma Godeffroy brachte daher das von ihr befolgte System auch noch den Vorteil, daß es ihr nie an der genügenden Anzahl geschulter und erprobter Arbeiter fehlte, aber trotz des Aufgebotes so vieler Arbeitskräfte war sie doch immer noch vorzugsweise Handelsgesellschaft. Von ihrem großen Grundbesitz in der Südsee war nur ein verhältnismäßig kleiner Teil, etwa 2300 Hektaren, angebaut, und der Ertrag dieser Plantagen genügte nicht, um den ganzen Ausfuhrbedarf zu decken. Nur ein geringer Teil der zur Ausfuhr gelangenden Produkte kam von den eigenen Plantagen der Firma. Nur durch großen Kapitalaufwand war es möglich, sich völlig vom Handel zu emanzipieren, denn dazu war nötig, mindestens noch 20 000 Hektaren unter Kultur zu bringen. Während einer Reihe von Jahren hätte das aufgewandte Kapital tot gelegen und keine Zinsen getragen, da Baumwollpflanzungen zwar schon nach einem Jahre, Kaffee dagegen erst nach 3, und die Kokospalme sogar erst nach 5 Jahren Früchte zu tragen beginnt. Die Firma Godeffroy blieb daher immer noch Konkurrentin der andern deutschen Firma, Ruge & Ko., wenigstens im Koprahandel, da die letztere, wie schon erwähnt, keine Baumwolle exportierte. Der Eintausch der Naturprodukte gegen europäische Waren, den sie nicht entbehren konnte, zwang auch die Firma Godeffroy, auf vielen Inseln Zweigstationen mit Warenlagern zu unterhalten, welche in gewissen Zeiträumen von dem Hauptdepot auf Samoa mit frischen Vorräten versorgt wurden.

„In den europäischen Warenlagern auf den Südsee-Inseln findet man begreiflicherweise eine große Manigfaltigkeit von Artikeln, die natürlich alle dem örtlichen Bedürfnis angepaßt sind. Da findet man zunächst Bekleidungsstoffe und fertige Kleider, als: schwarze Missionsröcke in Lustre, Hosen in Tuch oder Lustre, leichte

weiße Hosen und Jackets, Ledergürtel, zum Teil mit Taschen und Messerscheiden, Shirting zu Hemden, ganz leichte Stoffe zu Moskitonetzen, gefärbte und gedruckte (besonders großgemusterte) Kattune zu Frauenoberkleidern (aus einem Stück bestehend und bis an die Hüften reichend) und zu Lava-Lavas für die Männer in allen Farben außer in Grün, verschiedene leichte Wollstoffe, einige teurere Waren für den Bedarf der weißen Frauen, fertige Hemden von „Hemdentuch" mit leinenen Einsätzen, Kragen, wollene Hemden, Taschentücher, billige Damenshawls und wollene Decken; ferner für den Schiffs- und Hausbedarf: Seile, Leinen, Segeltuch und Werg, Nägel, Schrauben und Bleche aller Art, Fischhaken von den kleinsten bis zum größten Haifischhaken, Draht, Mastbäume, Glasscheiben, Steingut in englischen Mustern, Pinneberger Töpfe, Schüsseln und Pfannen, sächsische emaillierte Blechwaren, Leim, Pinsel und Bürsten, Harburger Kämme, venezianische und böhmische Glasperlen, vergoldete Fingerringe, Uhrketten, Petroleumlampen, und -Laternen, Regenschirme, einfarbige und für die Eingeborenen solche mit verschiedenfarbigen Feldern, Harmonikas und Maultrommeln, Blechbüchsen, Kurzwaren verschiedener Art, Wasserfilter und Wasserkühler aus Ton, Schlösser, Gewehre und Munition, Schreibmaterialien; dann an Werkzeugen und Maschinen: Äxte, Messer in verschiedenen Formen bis zum 38 cm langen Buschmesser, Scheeren, Schlosser-, Schmiede-, Tischler- und Zimmermannswerkzeuge, tragbare Schmiedeherde, Maisschäl- und Maisschrotmaschinen für Handbetrieb, Coirmaschinen zur Gewinnung der Kokosnußfasern, Lokomobilen; dann verschiedene Droguen und Chemikalien, wie Waschblau und Stärke, Firnisse und Farben, Soda und Seife, billige wohlriechende Öle, die die Eingeborenen auf manchen Inseln benutzen, um sich, besonders bei Festen und Tänzen, den ganzen Körper zu parfümieren, kleine Apothekereinrichtungen, in denen besonders auf Fieberanfälle, Dysenterie, Rheumatismus und Husten, sowie auf leichte Verwundungen und Hautausschläge Rücksicht genommen ist; Getränke in großer Zahl, namentlich: Gin, Rhein- und Bordeauxweine, worunter leider viel schlechtes Fabrikat, dem die Verfertiger dazu oft noch durch nachgemachte Etiketten einen höhern Wert anzudichten versuchen, Whiskey und Brandy, Liköre, deutsches Lagerbier auf Flaschen (Apia verbraucht und vertreibt davon jährlich etwa 100 000 Flaschen), Essig, Sodawasser, Portwein und Sherry (meist Kunstprodukt); schließlich Nahrungsmittel, meistens Konserven, und zwar: Fische, Gemüse und Früchte (namentlich amerikanische), Salzfleisch in Fässern, Schiffszwieback bis zu den feinsten Wurzener Fabrikaten (besonders Albertcakes), Thee und Kaffee (von London kommend), Zucker (von Sidney oder von den Fidschi-Inseln).[32])

Leider war von all diesen Waren nur ein kleiner Teil deutschen Ursprungs. Die Ursache dieser befremdlichen Erscheinung mochte jedoch weniger in der geringen Vertrautheit der deutschen Fabrikanten mit den Bedürfnissen des Südsee-Marktes zu suchen sein, als in der mangelhaften Verbindung mit Deutschland. Wenn eine regelmäßige und bequeme Verbindung zwischen Samoa und Deutschland bestand, hätten gewiß schon damals deutsche Fabrikate sich den Markt erobert; da sie fehlte, waren die Godeffroyschen Geschäftsleiter häufig gezwungen, ihre Lager durch Bezug englischer Waren aus Australien zu ergänzen, obwohl die Waren in Deutschland ebenso gut und ebenso billig zu erlangen waren wie in England.

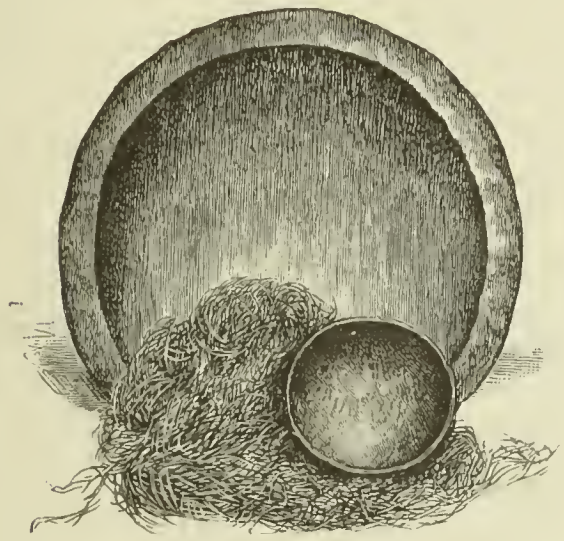
Allmählich wurden die Godeffroys durch kluge Ausnutzung der Verhältnisse die größten Grundbesitzer auf den Inseln, die „Könige der Südsee", auf deren wachsenden Einfluß alle anderen Nationen mit Neid blickten. Trotzdem ruhte ihr Besitz auf ziemlich unsicheren Grundlagen. „Der Grund und Boden war früher ausschließlich im Besitz der Häuptlinge; diese erlaubten ihren Leuten, sich auf den ihnen zugehörigen Ländereien anzusiedeln und Lebensmittel nach Bedarf zu bauen. Als Entschädigung dafür wurden dem Häuptling allerhand Eßwaren geliefert; diese nahmen überhaupt von den Erzeugnissen, was ihnen begehrenswert erschien, und betrachteten alles, was auf ihren Ländereien von dem gemeinen Manne geerntet wurde, gewissermaßen als ihr Eigentum. Aus diesen Besitzverhältnissen haben sich später, als Europäer durch Kauf sich Grund und Boden erwarben, viele Streitigkeiten entsponnen. Der Hauptanlaß, Land zu veräußern, war

[32]) Die Wirtschafts- und Handelsverhältnisse der Fidschi-, Tonga- und Samoa-Inseln. Auszug aus dem „Geschäftlichen Bericht über die Reise nach den Südsee-Inseln" (Manuskript) von M. J. Bahse. — Aus allen Weltteilen, 1881, Seite 178.

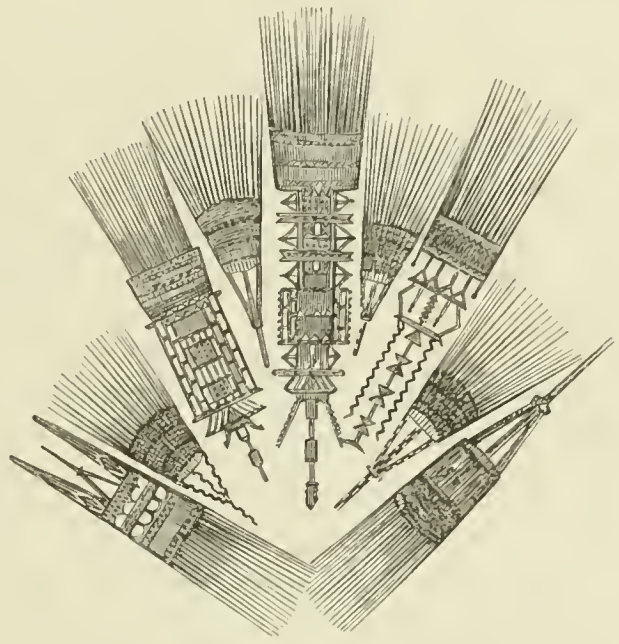
gewöhnlich das Bedürfnis, sich Mittel zu verschaffen, um in Kriegszeiten Gewehre und Munition kaufen zu können; später, wenn das gekaufte Land von den Europäern in Besitz genommen wurde und Pflanzungen daselbst angelegt werden sollten, kam es gewöhnlich mit den dort angesiedelten Eingeborenen zu Streitigkeiten; in vielen Fällen weigerten sich diese, den Platz zu räumen. Hielt man ihnen vor, daß der oder jener Häuptling dieses Land verkauft habe, so wurde meistens darauf erwidert, daß der Verkäufer kein Recht gehabt, dasselbe zu veräußern. Die Leute waren der irrigen Ansicht, daß sie sich durch jahrelanges Bewohnen des Grundstücks das Eigentumsrecht erworben hätten. Bei dem Mangel an schriftlichen Urkunden hielt es schwer, bei Ankauf von Land den wahren und rechtmäßigen Eigentümer unter den Eingeborenen herauszufinden, man mußte sich vielfach auf mündliche Überlieferungen und Aussagen älterer Leute verlassen. Bei Beschluß eines Handels wurden nun allerdings von seiten der Europäer durch ihren betreffenden Konsul beglaubigte Käufe ausgefertigt. Ebensoviel Differenzen kommen auch bezüglich der Grenzen vor, diese werden gewöhnlich durch Fußsteige oder durch Steinwälle gebildet; einzelne durch ihre Größe oder Gattung besonders auffällige Bäume oder Baumgruppen dienen wohl auch als Grenzmarken. Da nun alle derartige Grenzzeichen für die Dauer nicht geschaffen und nach Verlauf von Jahren nicht mehr erkenntlich sind, so nimmt es nicht Wunder, wenn bei Inangriffnahme der Ländereien zum Zweck der Kultivationen sich Differenzen herausstellten. Wurde ein Stück Land gekauft, so hieß es einfach: es liegt da oder dort, und es verging mitunter geraume Zeit, ehe zu einer Vermessung, welche auch nur primitiver Art war, für dortige Verhältnisse und dem geringen Wert der Grundstücke angemessen immerhin genügend, geschritten werden konnte." Die Hauptschuld an diesen Übelständen traf die Zerfahrenheit der politischen Verhältnisse, welche seit Menschengedenken auf Samoa geherrscht hatte. Es gab eine Menge Häuptlinge auf den Inseln, und darunter manche sehr angesehene, aber keiner hatte jemals mehrere Jahre hindurch eine Oberhoheit über alle Inseln des Archipels ausgeübt. Zuweilen gelang es zwar dem Einen oder Andern, mehrere Häuptlinge zur Anerkennung seiner Oberhoheit zu zwingen, aber sobald diese sich wieder stark genug fühlten, den Kampf aufs Neue aufzunehmen, schüttelten sie das Joch ab und erkämpften ihre Freiheit.

Aus den endlosen Wirren auf den Inseln waren schließlich doch zwei Königsfamilien hervorgegangen: die alte Königsfamilie Tupua und die neue Malietoa. Der Name der letztern taucht zum erstenmal während eines Krieges zwischen Samoa und Tonga auf. Ein Häuptling, der damals die tonganischen Seeräuber von Upolu vertrieb, erhielt dafür den Ehrennamen Malietoa d. i. tapferer Hahn. Ihn erkannten fortan Sawaii, Manono, Apolimo und der mittlere Teil von Upolu als König an, während der Rest des Archipels zu der Tupuafamilie hielt. Ein späterer Malietoa unterwarf sich noch den Rest von Upolu, und sein Nachfolger Tawita herrschte sogar bis 1840 längere Zeit hindurch über ganz Samoa. Er war der einzige Fürst, von dem bekannt ist, daß er über den ganzen Archipel geherrscht hat. Nach dem Tode seines Sohnes (1859) wurde die königliche Würde zwischen dem Prinzen Laupepa und seinem Oheim Pea geteilt, und dieses Doppelkönigtum bestand bis 1868, in welchem Jahre die fremden Kolonisten die Einführung einer neuen Verfassung mit einem einzigen König als Staatsoberhaupt durchsetzten. Infolgedessen kam es zu einem Bürgerkrieg, in welchem viele Dörfer zerstört wurden, aber keiner der beiden Teile vergriff sich an den Missionären und Kolonisten, welche für neutral galten. Erst im Jahre 1873 gelang es den Konsuln, einen Ausgleich zustande zu bringen. Die Regierungsgewalt wurde zunächst einem Kollegium von 7 Männern, der sogenannte Taimua (d. i. die, welche vorangehen, als Führer dienen), anvertraut, und als 1875 Laupepa aus der Familie Malietoa auf den Thron erhoben wurde, blieb die Taimua bestehen, und es wurde bloß ihre Mitgliederzahl um 7 vermehrt. Auf den Inseln herrschte nun Friede, bis im Jahre 1873 der amerikanische Oberst Steinberger als Kommissar seiner Regierung nach Samoa kam. Er war beauftragt, über die Hilfsquellen der Inseln Bericht zu erstatten, benutzte aber seinen Aufenthalt, um für ein amerikanisches Protektorat Propaganda zu machen. Die Vereinigten Staaten hatten schon 1872 den guten Hafen Pago-Pago auf Tutuila erworben und waren nicht abgeneigt, von der ganzen Inselgruppe Besitz zu ergreifen. Steinberger fand zwar auf Samoa für seine

Pläne kein williges Gehör, wirkte aber nach seiner Heimkehr doch unverdrossen für die Annexion der Inseln, auf welchen er am 1. April 1875 mit einem Empfehlungsschreiben des Präsidenten Grant abermals erschien. Er brachte Geschenke des Präsidenten für den König und die vornehmsten Samoaner mit, darunter auch 4 Kanonen und eine Gatling-Mitrailleuse, und nun gelang es ihm rasch, großen Einfluß zu erlangen. Er gewann das Vertrauen des Königs, und wurde schließlich sein Premierminister. Da er auch beim Volke beliebt war, entwarf er mit einem andern Amerikaner namens Bartlett, der sich General nennen ließ, den Plan, Malietoa zu entthronen und die Gewalt an sich zu reißen. Durch eine Reihe von ihm erlassener Gesetze, eine völlig neue Verfassung, war bereits der Boden für die Umwälzung vorbereitet und Steinberger hatte sich einen bedeutenden Anhang erworben, ohne daß der König die ihm drohende Gefahr ahnte. Als ihn endlich auf Samoa ansässige Europäer auf dieselbe aufmerksam machten, war es zu spät. Steinberger erfuhr, was vorging, bemächtigte sich rasch entschlossen der Person des Königs und ließ ihn auf Sawaii von seinen Anhängern bewachen. Der Staatsstreich war gelungen, und wahrscheinlich würde Steinberger seine Absicht erreicht haben, wenn nicht zufällig in Apia ein englisches Kriegsschiff, die „Barracoota", vor Anker lag. Die Konsuln waren nicht gesonnen, die Revolution auf Samoa sich ungehindert vollziehen zu lassen, und veranlaßten



Trinkschale aus Kokosnuß.



Fächer.

den Kapitän der „Barracoota" zum Einschreiten. Das Kriegsschiff fuhr nach Sawaii, landete Mannschaft und befreite den dort gefangen gehaltenen König, den es nach Apia zurückbrachte. Gestützt auf die Fremden, ging nun Malietoa Laupepa gegen Steinberger und seinen Anhang energisch vor. Steinberger wurde verhaftet, als Friedensstörer für immer von den Inseln verbannt und nach Neuseeland gebracht.

Die einzige Revolution, welche Samoa bisher erlebt hatte, war ohne Blutvergießen beendet, aber obwohl bald nach Steinbergers Verbannung auch sein Helfershelfer Bartlett von den Inseln entfernt wurde, indem man ihm auf Verwendung seiner Freunde freie Rückfahrt nach Amerika bewilligte, kamen die Inseln doch noch nicht zur Ruhe. Die Anhänger Steinbergers versuchten immer wieder, die Vereinigten Staaten zur Annexion der Gruppe zu veranlassen, ohne jedoch ihre Absicht zu erreichen. Im Jahre 1877 reiste der Häuptling Mamea als Abgesandter der Taimua nach Amerika, um den Vereinigten Staaten das Protektorat über Samoa anzutragen. Er wurde sehr freundlich aufgenommen, aber zur Übernahme des Protektorats fand er die Regierung in Washington nicht geneigt. „Man erzählte sich nach seiner Zurückkunft, daß seine Mission nur darin bestanden habe, die angenehmen Seiten des amerikanischen Lebens recht zu genießen, was

er in der ausgedehntesten Weise benutzt haben mag." Die Vereinigten Staaten nutzten ihrerseits die ihnen günstige Stimmung zum Abschluß eines Meistbegünstigungsvertrages aus, der am 17. Januar 1878 unterzeichnet wurde.

Weder in Amerika, noch auf den Inseln ruhten die Bestrebungen für eine Annexion der Inseln, und schon wenige Wochen später machte der amerikanische Konsul Griffin einen neuen Versuch, die Inselgruppe für die Vereinigten Staaten zu erwerben. Seine Erklärung, daß er sie unter den Schutz der Vereinigten Staaten stelle, stieß aber auf so energischen Einspruch seitens der Konsuln Deutschlands und Englands, daß die Regierung in Washington sich veranlaßt sah, ihn von seinem Posten abzuberufen. Von einem Protektorat der Vereinigten Staaten war nicht mehr die Rede, dagegen wurde Samoa bald darauf in einen ernsten Konflikt mit Deutschland verwickelt. Die deutsche Regierung fand sich nämlich, da die samoanische früher gegebene Versprechungen nicht hielt, veranlaßt, zur Wahrung ihrer Rechte einzuschreiten. Ein am 5. Juni 1877 abgeschlossener Vertrag sicherte den auf Samoa ansässigen Deutschen volle Neutralität und Schutz für ihr Besitztum, und Samoa hatte sich außerdem verpflichtet, keiner andern Regierung Vorzüge zu gewähren, welche nicht gleichzeitig auch Deutschland zuteil würden. Die Nichteinhaltung dieses Vertrages, wegen welcher Deutschland vergeblich wiederholt reklamierte, hatte schließlich zur Folge, daß das deutsche Kriegsschiff „Ariadne" die Häfen Falealili und Saluafata auf der Insel Upolu mit Beschlag belegte. Nun gab allerdings die samoanische Regierung nach, und am 24. Januar 1879 wurde ein Freundschafts- und Meistbegünstigungsvertrag unterzeichnet, welcher allen Anlaß zu den gerechten Beschwerden Deutschlands beseitigte. Während für den Hafen von Apia allen Nationen die Freiheit des Verkehrs gesichert wurde und dort alle vollkommen gleichgestellt sein sollten, räumte Samoa Deutschland im Hafen Saluafata eine bevorzugte Stellung ein. Es sollte allein berechtigt sein, dort eine Station anzulegen, allerdings ohne Beeinträchtigung des freien Verkehrs der anderen Nationen. Infolge dessen hob Deutschland die Beschlagnahme der beiden Häfen wieder auf und gab dieselben frei.

Der für Deutschland vom Konsul Weber und Kapitän von Werner, für die Samoa-Inseln von Tuia und Lemana, Mitgliedern der Taimua, und dem Unterstaatssekretär Meisake unterzeichnete Vertrag bestimmte im 1. Artikel, daß ohne Unterschied der Person und des Ortes stets Friede und Freundschaft zwischen Deutschen und Samoanern herrschen solle. Der 2. Artikel enthielt Bestimmungen über den Schutz der Person und des Eigentums, der dritte sicherte den Deutschen in Samoa und den Samoanern in Deutschland freie Religionsübung und ihrem Kultus entsprechende Totenbestattung zu. Artikel 4 räumte den deutschen Staatsangehörigen volle Handelsfreiheit auf allen Inseln ein, und Artikel 5 gestand der deutschen Regierung das Recht zu, ihre Kriegsschiffe in jeden Hafen Samoas einlaufen zu lassen, überdies aber im Hafen von Saluafata alle Einrichtungen zu treffen, welche ihr im Interesse ihrer Schiffe nötig erscheinen würden, dort eine Kohlenstation zu errichten u. s. w. Die Oberhoheit der samoanischen Regierung über den Hafen sollte dadurch nicht beeinträchtigt werden. Artikel 6 sicherte den Deutschen das Recht, jeden Teil von Samoa zu bereisen, sich dort niederzulassen, Grundeigentum zu erwerben, Handel und Gewerbe zu treiben, und umgekehrt dasselbe Recht den Samoanern in Deutschland. Die folgenden Artikel 7 bis 9 enthielten Bestimmungen über Gerichtsbarkeit, Steuern, Munizipaleinrichtungen, Polizeiverordnungen u. s. w. Der 10. Artikel enthielt den Verzicht der samoanischen Regierung auf das Recht, Monopole zu errichten, und die Verpflichtung derselben, keiner andern Nation irgend ein Vorrecht zuzugestehen, durch welches die Deutschen benachteiligt werden könnten, und im folgenden Artikel wurde ausdrücklich hervorgehoben, daß Deutschland stets und in jeder Beziehung den meistbegünstigten Nationen auf Samoa gleichgestellt sein solle. Die beiden Schlußartikel 12 und 13 enthielten dann noch Bestimmungen über die Ratifikation des Vertrages und das Inkrafttreten desselben.

Große Verdienste um die Befestigung der deutschen Stellung auf Samoa hat sich der Konsul Theodor Weber, ein Hamburger, erworben. Er kam in den sechziger Jahren nach Samoa und wurde schon nach kurzer Thätigkeit im Godeffroyschen Geschäft mit der Leitung der Faktorei in Apia betraut. Die groß-

artige Ausdehnung der Verbindungen des Hauses Godeffroy und der jetzigen Handels- und Plantagen-Gesellschaft ist in erster Reihe sein Verdienst, denn von ihm ging der Anstoß zur Festsetzung auf den verschiedenen Inselgruppen aus, von ihm wurden Schiffe nach völlig unbekannten Inseln gesandt, von ihm an den Orten, wo man freundliche Aufnahme fand, Agenturen errichtet, von ihm schließlich die großen Landankäufe vollzogen und der Plantagenbetrieb in Gang gebracht. Seine spätere Ernennung zum deutschen Konsul war daher ein sehr guter Griff, denn eine geeignetere Persönlichkeit war wohl kaum zu finden als Herr Weber, welcher mit den Verhältnissen genau vertraut war und bei Streitigkeiten zwischen Deutschen und Samoanern stets wußte, wie den letzteren am leichtesten beizukommen und ihre Schliche und Intriguen zu durchkreuzen seien. Er hat manchen Konflikt verhindert, der unvermeidlich schien, und sein Werk ist wohl auch zum nicht geringen Teile der Deutschland so günstige Vertrag, welcher im Jahre 1879 mit der Taimua geschlossen wurde.

Mitten in diesem erfreulichen Aufschwung traf aber die deutschen Interessen, nicht nur auf Samoa, sondern in der ganzen Südsee, plötzlich ein schwerer Schlag, der von den verhängnisvollsten Folgen für unsern Südseehandel werden konnte. Das Haus Godeffroy hatte einen so großen Umsatz erzielt, daß alle Konkurrenten mit Neid auf seinen Reichtum und seine blühenden Plantagen blickten, aber mehrere verunglückte Spekulationen im Verein mit den ungünstigen, allen Handel lahmlegenden Zeitverhältnissen brachten die große Firma in eine bedrängte Lage, aus der sie sich nicht mehr herauszuarbeiten vermochte. Sie sah sich schließlich gezwungen, all ihren Besitz in der Südsee in die Hände einer Aktiengesellschaft zu übergeben, welche den Namen „Deutsche Südsee-Handels- und Plantagen-Gesellschaft" annahm, aber auch dieser Schritt brachte ihr keine Rettung. Aktien im Betrage von 5 Millionen Mark mußten untergebracht werden, und es fanden sich nicht genug Abnehmer für dieselben. So war der völlige Zusammenbruch der Firma nicht mehr aufzuhalten. Für den deutschen Südseehandel war er ein so schwerer Schlag, daß die Reichsregierung sich veranlaßt fand, helfend einzuschreiten, aber auch ihre Bemühungen, den deutschen Handel in der Südsee zu stützen, führten zu keinem befriedigenden Ergebnis. Die Reichsregierung legte dem Bundesrat eine Vorlage zur Begutachtung vor, welche sich auf die Übernahme einer Zinsengarantie durch das Reich für eine ins Leben zu rufende Südsee-Gesellschaft bezog, und sie fand auch im Bundesrat das beste Entgegenkommen, aber im Reichstage scheiterte der Plan an dem hartnäckigen Widerspruch der großen Mehrzahl der Abgeordneten. Das „Gesetz wegen Garantie der Zinsen einer Südsee-Plantagen- und Handels-Gesellschaft wurde abgelehnt.

Der schwere Schlag, der damals den deutschen Handel traf, ist heute verwunden, und dieser hat einen neuen Aufschwung genommen, den man nach dem Fall des Hauses Godeffroy wenigstens in so kurzer Zeit nicht erhoffen konnte. Die zahlreichen blühenden Niederlassungen, welche wir heute auf fast allen Archipelen vorfinden, sind ein glänzender Beweis für die Lebens- und Entwickelungsfähigkeit des deutschen Handels. Es bleibt zwar unbedingt zu beklagen, daß erst Jahre vergehen mußten, bevor die deutsche Reichsregierung in die Lage kam, den Faden dort anzuknüpfen, wo er im Jahre 1879 zerschnitten wurde, und durch eine energische Kolonialpolitik so viel als möglich nachzuholen, was schon seit Jahren vollbracht sein konnte, aber andererseits ist doch nicht zu leugnen, daß die größere Freiheit, welche dem deutschen Handel gewahrt blieb, auch ihre Früchte getragen hat. Die Übernahme einer Zinsengarantie seitens des Reiches hätte nicht stattfinden können, ohne daß die Regierung sich einen dauernden Einfluß auf die Geschäftsgebahrung der Gesellschaft sicherte. Durch eine solche mehr oder minder bureaukratische Überwachung wäre aber die Freiheit des Handelns in einer Weise eingeschränkt worden, die für das Unternehmen nicht von Vorteil sein konnte. Nachdem die Krisis glücklich überstanden, kann trotzdem unser Urteil über die damalige Opposition gegen die ersten Anzeichen einer deutschen Kolonialpolitik nur insofern milder lauten, als man zugestehen muß, daß man sich damals in Deutschland gar nicht darüber klar, was man eigentlich wollte.

In Samoa stand nämlich mehr auf dem Spiele als der Besitzstand des Hauses Godeffroy. Es war nicht bloß Ehrensache des deutschen Volkes, die Position auf Samoa zu behaupten, sondern es war auch vom nationalökonomischen Standpunkt von der allerhöchsten Wichtigkeit, daß die Besitzungen des Hauses Godeffroy

in deutschen Händen blieben. Die ganze Zukunft des deutschen Handels in der Südsee war durch den Anteil bedingt, den die Deutschen sich dort an der Ausbeutung von Grund und Boden sicherten. Sah man ruhig zu, wie ein großer Landkomplex nach dem andern in fremde Hände überging, dann gab man die dauernde sichere Grundlage für die Entwickelung unserer Handelsinteressen auf. Die Erwerbung großen Grundbesitzes auf irgend einer Insel durch Angehörige eines andern Staates mußte, wie die Erfahrung lehrte, früher oder später zur Annexion führen, und dann war die unausbleibliche Folge, daß der deutsche Handel trotz seiner dominierenden Stellung eine ganz andere Rolle spielen mußte als früher. Durch die Ablehnung der Samoa-

Samoanischer Häuptling.

Vorlage seitens des Reichstags war die Liquidierung der projektierten deutschen Seehandelsgesellschaft bedingt, und hierdurch war nun gleichzeitig die Beschaffung größerer Betriebsmittel für Plantagenunternehmungen vereitelt. Als dann die rekonstruierte Deutsche Handels- und Plantagen-Gesellschaft ihre Thätigkeit begann, verfügte sie nicht über so große Mittel, um sich in neue Unternehmungen einlassen zu können, und mußte sich daher vorläufig darauf beschränken, das Bestehende zu erhalten und allmählich weiter zu entwickeln.

Wenn man nicht heute noch unablässig Gelegenheit hätte, die Opposition gegen die deutsche Kolonialpolitik zu beobachten, so würde man kaum begreifen können, wie damals das zur Sicherung der deutschen

Interessen auf Samoa Nötige so wenig Verständnis finden konnte. Hier handelte es sich doch nicht um eine „Sandbüchse", wie man von gewisser Seite Angra Pequena getauft hat, sondern um ein herrliches, fruchtbares Inselreich, eine der kostbarsten Perlen der Südsee, welches für unsern Handel von hohem Werte war. Die Inselgruppe hat aber nicht bloß wegen ihrer Fruchtbarkeit, sondern auch wegen ihrer geographischen Lage eine große Wichtigkeit sowohl für unsere Handels- als unsere Kriegsflotte. Ein Blick auf die Karte zeigt uns Samoa inmitten eines Gewirrs von tausenden kleiner Inseln so günstig gelegen, daß von dort die Küsten

Brotfruchtbaum.

Nord- und Süd-Amerikas einerseits, Neu-Seeland und Australien andererseits, nach Norden hin Japan, China und die Inseln Ost-Asiens mit Leichtigkeit in kurzer Zeit zu erreichen sind. Diese günstige Lage Samoas wird in nächster Zeit, wenn der Panamakanal vollendet sein wird, noch an Bedeutung gewinnen. Wir werden dann zweifellos Samoa nicht nur einen Kreuzungspunkt aller Dampferlinien und Telegraphenkabel, sondern überhaupt den Mittelpunkt des ganzen Südseehandels werden sehen.

Der Wert der Inseln wird aber noch durch einen Vorzug vor anderen Südsee-Inseln bedeutend erhöht: durch das herrliche Klima. „Die trockene Jahreszeit," schreibt Ahner, „welche dem Europäer am zuträglichsten

und angenehmsten ist, beginnt mit dem Monat Mai. Die Temperatur, welche nach von mir oberflächlich angestellten Beobachtungen als mittlere Jahrestemperatur etwa 22° R. beträgt, sinkt in den Monaten Juni und Juli früh vor Sonnenaufgang bis auf 13 bis 14° R. herab. Taubildungen kommen während dieser Zeit fast täglich vor, diese sind immerhin so stark, daß es doch einiger Zeit bedarf, ehe die Feuchtigkeit des Grasbodens von der rasch emporsteigenden tropischen Sonne verdunstet ist. Die Wetterlage ist in der trockenen Jahreszeit wenigen Wechseln unterworfen. Es verläuft fast ein Tag wie der andere unter gleichen Witterscheinungen. Von Sonnenaufgang bis gegen 8 Uhr vormittags herrscht gewöhnlich vollkommene Windstille, alsdann aber beginnt der Südostpassat einzusetzen; anfangs nur als leichter Luftzug wahrnehmbar, nimmt derselbe von Minute zu Minute an Stärke zu und erreicht gegen Mittag 1 Uhr seine volle Kraft. Schon 3 Uhr nachmittags wird er indessen wieder flauer und ruhiger, um gegen Sonnenuntergang wieder in Windstille überzugehen, wie am Morgen. Abends 8 Uhr setzt der Landwind ein, welcher sich als ein gleichmäßig starker Luftzug von dem Gebirge in der Richtung nach dem Meere zu wehend bemerkbar macht. Nach Mitternacht ist die Landbrise am stärksten, erreicht aber bei weitem nicht die Kraft des am Tage wehenden Passats. Wenn man sich nur einige Seemeilen von der Küste entfernt, so ist man schon an der Grenze der Region des Landwindes angekommen. Das Gebiet desselben erstreckt sich nur einige Meilen seewärts. Auf offener See weht in dieser Jahreszeit der Südost-Passat konstant Tag und Nacht. Um nun den Landwind mit Vorteil benutzen zu können, halten sich Küstenfahrzeuge und Boote, welche einen östlichen Kurs steuern, nachts möglichst dicht unter Land. Die Erscheinung der wechselnden Land- und Seewinde finden wir auch in anderen, meist hohen und felsigen, heißen Küstenländern. Während das Meerwasser, als schlechter Wärmeleiter, nach Untergang der Sonne seine am Tage erreichte Temperatur beibehält und die darüber lagernden Luftschichten gleichmäßig erwärmt, kühlt sich dagegen das Land, sobald keine Sonnenstrahlen mehr auf dasselbe einwirken, rasch ab. Es entwickelt sich nun eine Zirkulation in den Luftschichten; in den oberen Regionen strömt die warme Seeluft nach dem erkalteten Gebirge, dort senkt sie sich, abgekühlt und schwerer geworden, in die Thäler und strömt als Landwind dem Meere zu; sobald nun am Tage das Gebirge von den Sonnenstrahlen wieder stark erwärmt worden ist, wird die dann kühlere Meeresluft als Seewind dem Lande zufließen. Wenn man auch die Zeit von Mai bis Oktober als trockene Jahreszeit bezeichnet, so ist damit noch nicht gesagt, daß während dieser Periode gar keine Niederschläge erfolgen. Einzelne Regenschauer führen immerhin oft genug der reichen Vegetation die nötigen Wassermengen zu. Der Passatwind treibt ununterbrochen einzelne Wölkchen nach dem Gebirge; von diesem aufgehalten, verdichten sie sich zu schwerem, schwarzem Gewölk, welches dann häufig in den Stunden zwischen 3 und 4 Uhr nachmittags seinen Regen über das Gelände ausgießt. Der Gebirgskamm ist fast den ganzen Tag über in Wolken gehüllt, und nur früh vor dem Einsetzen des Passats, nachdem vorher der Landwind alle Dünste dem Meere zugetrieben hatte, treten die Berge, sich in scharfen Konturen am klaren, tiefblauen Himmel abgrenzend, deutlich hervor. Das nahe Ende der trockenen Jahreszeit macht sich bemerklich durch öfteres Vorkommen von Unregelmäßigkeiten in den bisher bestandenen Witterungsverhältnissen. Der Passatwind verliert an Stärke, verändert seine Richtung und setzt häufig einzelne oder mehrere Tage, einer empfindlich drückenden Windstille Platz machend, aus, um immer seltener zu wehen und schließlich ganz auszubleiben. An dessen Stelle beobachtet man nun unregelmäßige Winde, meist westlicher und nordwestlicher Richtung; schwere mit Wasserdampf gesättigte Wolken ziehen heran; häufig von elektrischen Entladungen begleitet, ergießt sich der Regen. Die Regenzeit hält bis Mitte April an; dann beginnt wieder der angenehme Passat zu wehen. Vielfach begegnet man unter dem Publikum der irrigen Ansicht, daß während der Dauer der Regenzeit in den Tropen ein unaufhörlicher Regenfall stattfindet. Dies ist keineswegs der Fall; selbst in der Regenzeit sind helle, sonnige Tage nicht selten; es vergehen mitunter sogar 14 Tage, ohne daß ein Tropfen Regen fällt. Die Luft ist allerdings während der Dauer der Regenzeit stets mit Wasserdämpfen aufs reichlichste gesättigt; Schimmelbildungen an Lederwaren und anderen Gegenständen lassen im Speicher manches verderben. In diese Zeit fallen auch die auf westlicher gelegenen Inselgruppen so verheerend auftretenden Orkane.

Die Samoa-Inseln haben weniger davon zu fürchten, sie liegen außerhalb ihrer Bahn. Es gehört zu den Seltenheiten, wenn ein Teil dieser Stürme die Inseln berührt, gewöhnlich wird dann die Insel Sawaii und der westliche Teil Upolus mehr davon betroffen als die östlicher gelegenen Inseln. Kokospalmen und Baumwollpflanzungen leiden allerdings dann stark. Auf den Organismus der hier lebenden Europäer hat dieses Klima durchaus keine schädliche Einwirkung. Europäer, welche in Samoa 20 und noch mehr Jahre lebten, befanden sich noch im Besitz völliger Gesundheit und erreichten ein hohes Alter; wiewohl während der Regenzeit leichte Fälle von Malaria und Ruhr vorkommen, so nehmen diese Krankheiten doch keinen schlimmen Charakter an. Die Sterblichkeit unter der europäischen Bevölkerung ist eine sehr geringe."

Von der Elephantiasis, welche unter den Eingeborenen grassiert, werden zwar zuweilen auch Europäer befallen, jedoch nur solche, welche länger als 15 Jahre auf den Inseln gelebt haben. Die Kinder der Eingeborenen, mitunter auch Erwachsene, leiden sehr unter einem Lupani genannten bösartigen Hautausschlag, welcher durch Übertragung des Eiters ansteckend wirkt, doch ist die große Reinlichkeit der Samoaner eine Bürgschaft dafür, daß diese Krankheit nie eine große Ausbreitung erlangt. Die Frauen pflegen die Kinder täglich in Seewasser zu baden und achten sorgfältig auf Reinhaltung der eiternden Wunden, so daß die Gefahr der Ansteckung sehr vermindert wird. Von diesen beiden Krankheiten abgesehen, hat der Europäer zum mindesten nicht mehr Gefahren für seine Gesundheit zu fürchten als in den gesundesten Gegenden seiner Heimat — selbstverständlich vorausgesetzt, daß er mäßig lebt und namentlich sich dem Branntweingenuß nicht hingiebt.

Zu allen diesen Vorteilen und guten Eigenschaften Samoas gesellt sich noch eine freundliche liebenswürdige Bevölkerung. Auch die Samoaner waren nach dem Zusammenstoß mit Lapérouse gleich anderen Südsee-Insulanern in übeln Ruf gekommen und galten als Wilde und Kannibalen, aber als man sie näher kennen lernte, zeigte es sich bald, wie falsch man sie beurteilt hatte und daß der Fall Lapérouse, als auf einem Mißverständnis beruhend, nicht zu ihren Ungunsten gedeutet werden dürfe. Die Samoaner sind vielmehr ein harmloses Völkchen, der Grundzug ihres Charakters Gutmütigkeit, und kaum ein anderes Volk ist so zu ununterbrochener Heiterkeit und Fröhlichkeit geneigt wie sie. Gesang und Tanz sind ihre Lieblingsbeschäftigungen, und selbst um die Mittagszeit, wenn die Sonnenstrahlen senkrecht herniederbrennen und überall Ruhe herrscht, hört man noch hier und da aus einem Hause den gedämpften Schall eines Liedes. Sobald die Sonne dem Versinken nahe ist, beleben sich alle Straßen, und auf dem Malae, dem mit Sand bestreuten Vorplatz vor den Häusern, sammeln sich Gruppen von Jünglingen und Mädchen, von alten Leuten und Kindern. Die Einen tauschen die Erlebnisse des Tages aus, andere scharen sich um den Vorsänger, die Kinder springen lustig umher. Wenn inmitten des Kreises der sitzenden Zuhörer der Vorsänger sein Lied, das jene im Chor begleiteten, beendet hat, beginnt der Tanz. „Der Chor, die Tänzer bereit sehend, ändert den Gesang und fängt im Takte des gewöhnlichen Tanzes ein Lied an, anfangs langsam und leise, stufenweise lebhafter und lauter. Der Tänzer erhebt seine Arme, und um sein Haupt Kreise ziehend, schlägt er den Takt mit den Fingerspitzen. Seine Füße bewegen sich ohne den Boden zu berühren, er scheint ihn von sich abstoßen zu wollen. Er erhebt sich in höhere, überirdische Regionen, seiner Tänzerin, der er die Seite zukehrt, noch nicht gewahr. Sie schlägt ebenfalls leise den Takt mit den Fingern, und ihre Füßchen stoßen gleich ihm den Boden ab. Beide schweben einem höhern Gebiete zu . . . und hier werden sie sich gewahr. Der Ausdruck des Gesichtes des Tänzers, jede Bewegung seiner Glieder, seines ganzen Körpers drücken ein Erstaunen und Entzücken aus. Sie, wie eine Göttin, bleibt gleichgiltig; ja, um sich des Eindringlings zu erwehren, flieht sie, den kleinen Mund spöttisch verziehend, ihm aus dem Wege. Er fürchtet sie zu verscheuchen und sucht sie durch Flehen anzulocken. Er steht unbeweglich, durch jede Geberde seines Körpers das Bitten ausdrückend, streckt sehnsüchtig seine Arme aus, bewegt sie vor dem Antlitz, Abwesenheit andeutend, drückt seine Brust, um sie vor dem Zerplatzen zu schützen, bittet und fleht. Und siehe, bewältigt durch solch Übermaß des Gefühls, lächelt die Tänzerin anmutig. Mit gesenktem Blicke, mit nach hinten gebeugtem Haupte streckt sie ihre sinkenden Arme ihm entgegen . . . sie ergiebt sich! Der berauschte Tänzer glaubt noch nicht seinen Augen. Rückwärts gebogen steht er mit auf-

gerissenem Auge unbeweglich, einem Stein gleich, jedoch nur einen Augenblick! Schon rast er in einem chaotischen Netze von Sprüngen und Grimassen wie ein vom Speer getroffener Fisch. Er ist schon neben ihr . . . aber der Unvorsichtige! Anstatt das sich darbietende Glück zu ergreifen, beginnt er der Willigen bittere Vorwürfe ihres Zauderns halber zu machen. Er droht ihr mit dem Finger, er schüttelt den Kopf, verdreht die Augen . . . und wie er sich ihr endlich nähern, sie ergreifen will, entweicht sie ihm wie ein vom Winde hinweggerissener Nebel und flieht höhnisch lächelnd nach der andern Seite des Kreises zum unendlichen Ergötzen der Zuschauer, die die zauberische Verführerin nicht genug loben und über das Unglück des ungeschickten Bewerbers sich nicht genug freuen können." [33]) In dieser Weise geht das Spiel noch lange fort, der Tänzer ermüdet nicht in seinen Bewerbungen, bis die Schöne sich endlich besiegt fühlt und sich von ihm umschlingen läßt. In wildem Wirbel fliegen sie nun dahin, immer rascher wird der Tanz und steigert sich endlich zu leidenschaftlicher Raserei. Mit Entzücken verfolgen die Zuschauer die Bewegungen des schönen Paares, alles um sich her vergessend, völlig in das Anschauen des Tanzes versunken, und wenn das Paar endlich erschöpft innehält, ertönt Händeklatschen von allen Seiten, und man umringt es, um es wegen der bewiesenen Gewandtheit zu beglückwünschen.

Die ganze Sorglosigkeit des Samoaners, der keine schwere Arbeit und keinen mühevollen Kamf ums Dasein kennt, prägt sich in solchen Schauspielen aus. Mit gleicher Leidenschaft werden noch andere Spiele getrieben, wobei oft ganze Dörfer Wettkämpfe aufführen. So setzen sich zuweilen zwei Parteien einander gegenüber nieder und versuchen eine an einem Faden befestigte Apfelsine, welche in rotierende Bewegung versetzt wird, mit spitzen Stäbchen zu durchbohren. Sehr beliebt ist der Taubenfang, eine Belustigung, die den Häuptlingen vorbehalten ist. Die Teilnehmer an derselben finden sich jeder mit einem abgerichteten Lockvogel auf einem mit Gebüschen eingefaßten Platze ein und lassen dort ihre Vögel frei. Zu den umherschwirrenden Locktauben gesellen sich bald wilde, welche die Häuptlinge aus ihrem Versteck mit Netzen, die an 10 bis 12 Meter langen Bambusrohren befestigt sind, einzufangen suchen. Wieder andere belustigen sich damit, daß sie leichte Lanzen aus Hibiscusholz über eine 25 Meter entfernte Linie hinaus zu werfen suchen. Wem dies 50 mal nach einander gelingt, der ist Sieger.

An den meisten allgemeinen Belustigungen beteiligen sich beide Geschlechter gemeinsam. Die Frauen führen hier überhaupt ein viel angenehmeres Leben als auf allen anderen Inseln Polynesiens. Sie werden hoch geachtet, die Arbeit, die sie zu verrichten haben, ist gering. Besonders zärtlich ist das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern, und die Zärtlichkeit der ersteren gegen die letzteren artete früher zuweilen so aus, daß sie im höchsten Grade nachteilige Folgen hatte. Die vor Einführung des Christentums allgemein übliche Behandlung der Kinder im ersten Lebensalter war so unzweckmäßig, daß reichlich zwei Drittel der Kinder gestorben sein sollen. Die immer noch häufigen Todesfälle unter Kindern in den ersten Lebensjahren lassen darauf schließen, wie reiche Ernte der Tod früher hielt, umsomehr, da man es in den zahlreichen Kinderkrankheiten stets der Natur überließ, sich selbst zu helfen, und nie Arzneien anwandte. Unter den Torturen, welche kleine Kinder zu überstehen haben, ist nicht die geringste die Sitte, sofort nach der Geburt ihren Kopf mit flachen Steinen zu belegen und ihn mehrere Tage durch dieselben pressen zu lassen, damit er die für schön geltende Form erhalte. Als schön gilt nach samoanischen Begriffen eine kurze, abgerundete Kopfform, wie sie durch das Belegen mit Steinen erzielt wird, während eine vorstehende Stirn und ein ausgewölbter Hinterkopf als häßlich gelten. In gleicher Weise wie der Kopf wird auch die Nase von der liebenden Mutter solange bearbeitet, bis sie die gewünschte Form angenommen hat. Die Mutter preßt die Nase des Kindes immer wieder mit der Hand nieder, um zu verhüten, daß sie gerade bleibe wie die unseren oder das Kind etwa gar eine Adlernase bekomme, denn das sind, wie die Samoaner sagen, „isu wa" (Kahnnasen) welche das Gesicht verunstalten. Die Mutter säugt das Kind oft Jahre lang, „damit es recht kräftig werde", trägt es anfangs

[33]) J. C. Kubary, Aus dem samoanischen Familienleben. „Globus", 1885, Nr. 6, Seite 87.

an der Seite über einer der Hüften, es mit einen Arm an sich drückend, und wiegt oft schon ziemlich große Kinder noch auf ihrem Schooß. Verweichlicht werden aber die Kinder trotz aller Zärtlichkeit der Eltern niemals, die Mutter badet vielmehr tagtäglich mit ihrem Kind in der See und dehnt und reckt ihm dabei alle Glieder aus, um es recht behend und geschmeidig zu machen. Die Kinder beiderlei Geschlechts laufen während der ersten Lebensjahre völlig nackt umher, und später schlafen Knaben und Mädchen mit den Erwachsenen in demselben Raum, aber die Sittlichkeitsverhältnisse geben doch zu keiner Klage Anlaß — im Gegenteil zeichneten sich die Samoanerinnen stets durch ihre Keuschheit aus. Bei der Erziehung der Mädchen wird besonders darauf gesehen, daß sie lernen, einem Mann zu gefallen, und die größte Sorgfalt wird daher ihrem Unterricht im singen und tanzen gewidmet. Der Knabe dagegen folgt frühzeitig dem Vater zu allen Arbeiten, die derselbe verrichtet, er lernt Yams und Bananen pflanzen, beim fischen Speer und Netz gebrauchen, Baumstämme fällen

Junger samoanischer Häuptling.

und zu Kanoes aushöhlen und all die verschiedenen Geräte und Werkzeuge verfertigen, welche der Samoaner zu seinen wenigen Beschäftigungen braucht: Speere und Angeln, Schnüre u. s. w.

Wenn ein junger Samoaner das heiratsfähige Alter erreicht hatte, kaufte ihm früher sein Vater eine Frau. Bei den vielen Fehden auf den Inseln kam es aber sehr häufig vor, daß ein liebendes Paar keine Möglichkeit zu seiner Vereinigung sah, weil unversöhnlicher Haß ihre Eltern trennte. In einem solchen Falle griff der junge Mann zur Selbsthilfe, zur Awánga, der Brautentführung. Beim Tanze hatte er Gelegenheit gefunden, die Geliebte um ein Stelldichein in der nächsten Nacht zu bitten. Sie kam, und seinen Bitten und Vorstellungen gelang es, sie zur Flucht zu bewegen. Kubary hat eine reizende Schilderung einer solchen Brautentführung entworfen: „Ein Zuckerrohrfeld ist des Nachts ein sicherer Versteck für zwei Liebende. Niemand wird sie hier in der Zeit der Geister und Gespenster stören. Unser Pärchen weiß es, und unbesorgt um einen

Lauscher kann man sie sprechen hören. „Du weißt, Lilomajava, daß meine Eltern Dich hassen; uns bleibt nur die „Awanga" über." — „Wann und wo, meine kamaikai (Herrin)?" — „Wenn der Mond um diese Zeit über diesem Felde steht, wirst Du mich am Bache treffen. Sei aber vorsichtig, denn die Unserigen haben scharfe Augen." — „Ah, meine Herrin, bis zu dieser Zeit werden noch drei lange Nächte vergehen müssen. Warum nicht gleich? Die morgende Sonne kann uns schon in Palauli finden. Meine Leute sind bereit, die See ist ruhig, der Wind ist günstig. O komm! komm! . . ." Sie schweigt, aber ihr Arm windet sich kräftiger um seinen Naken. Er erhebt sich wie ein Riese und einem Pfeile gleich eilt er mit seiner süßen Bürde durch die wogenden Halme. Sie sind verschwunden. Laß uns an den Meeresstrand gehen. Es herrscht hier vollkommene Stille . . . kaum unterbrochen von dem leisen Geräusch der den weißen Sandstrand benetzenden Flut. Nur aus der Ferne schallt das grimmige Tosen der am Riffe zerschellten Brandung. Die kühle Landbrise bewegt die herabhängenden Palmwedel kaum. Die Natur ruht aus. Auch am Strande des nachbarlichen Dorfes herrscht Stille, aber auf dem weißen Sande bewegen sich dunkle Gestalten. Ein Toumalua, das einheimische Reisekanoe wird ins Wasser hinuntergeschoben. Die dunkeln Gestalten sind verschwunden, ein aufrechtes dreieckiges Segel entfaltet sich und dem Strande entlang gleitend entschwindet es dem Blicke. Erst aus weiter Ferne erreicht uns der gedämpfte Schall eines Tritonshornes, dieser Schall begleitet das glückliche Liebespaar der Küste entlang, deren aus dem Schlafe gestörten Bewohnern etwas Besonderes anzeigend. Er eilt ihm voraus nach Palauli, wo die Liebenden den Zorn der Eltern vorübergehen lassen wollen. Am nächsten Morgen Aufruhr in beiden Dörfern. Die Freunde des glücklichen Bräutigams durchschreiten ihr Dorf und rufen aus: Awánga!! Awánga!! Die schöne Tánetási und der tapfere Lilomajáva sind Awánga!! Awánga!! Awánga!! Die stolzen Eltern der Braut hören mit verbissener Wut die öffentliche Ausrufung, die das Schicksal ihrer Tochter besiegelt. Während einiger Zeit böses Blut auf beiden Seiten. Die alten Väter vermeiden sich, die jungen Männer betrachten ihre Keulen und Speere, die hauptsächlichste Rolle spielen aber die Zungen. Nach ein paar Wochen legt sich alles, und die Eltern schicken ihrer Tochter eine weiße Matte, als Zeichen der Verzeihung. Das Paar, das sich bis jetzt noch fremd blieb, kommt zurück. Es wird die „feiainga" vorgenommen und die weiße Matte, mit Spuren der Würdigkeit der Braut, wird gegen einen Teil der Aussteuer ausgetauscht. Der andere wird bei der ersten Niederkunft ausgehändigt."

Die Hochzeit fand früher stets auf dem Malae statt, doch ohne alle religiösen Zeremonien. Die Brautleute beschenkten einander und ihre Verwandten, der Bräutigam gab der Braut Speisen und Geräte, sie ihm Stoffe und Matten. Als Beweis, wie streng auf Sittenreinheit gesehen wurde, mag die Prüfung gelten, deren sich jede Braut vor der Hochzeit zu unterziehen hatte und deren Folge, wenn sie nicht befriedigend ausfiel, die Tötung des Mädchens durch ihre eigenen Eltern und Brüder war.

Große Feierlichkeiten fanden statt, wenn der Malietoa heiratete. Der Faletele, der große Platz in der Mitte des Dorfes, war für die Feier nach Möglichkeit geschmückt und ganz mit Matten belegt. Die Braut wurde unter einen reich geschmückten Brotfruchtbaum geleitet und ließ sich dort nieder. Sie trug das Stirnband, welches nur Häuptlingstöchter tragen dürfen, Perlenschnüre und Kränze waren um ihren Hals gewunden und bedeckten den unbekleideten, aber mit Kokosöl gesalbten Oberkörper, während ein Tapatuch feinster Sorte ihre Hüften umschlang. Dem Brotfruchtbaum gegenüber stellten sich festlich gekleidete Frauen auf, welche ein Lied zum Preis des Malietoa und seiner Vorfahren anstimmten, worauf 8 Jungfrauen einen Tanz ausführten, während die Braut nach dem Takte, den 3 ältere Frauen mit Holzstäbchen auf einer Matte schlugen, die Thaten ihrer Vorfahren besang. Nach Beendigung dieser Zeremonie wurde die Braut in feierlichem Zug zum Hause des Malietoa geleitet.

Obwohl keine religiösen Zeremonien bei der Eheschließung stattfanden, wurde doch eine wirkliche Ehe streng von einem unehelichen Beisammenleben geschieden. Das unumgängliche Erfordernis der erstern war, daß der Mann die Frau in sein Haus aufnahm; geschah dies nicht, so waren die Kinder unehelich. Polygamie war gestattet, doch nahmen in der Regel nur die Vornehmen mehrere Frauen. Diesen stand das Recht zu,

jedes Mädchen niedern Standes als Frau in ihr Haus zu nehmen, aber sie waren auch berechtigt, dasselbe jederzeit zu verstoßen, ohne diesen Schritt begründen zu müssen, während die Verstoßene nicht wieder heiraten durfte.

Diese Verhältnisse beruhten auf den politischen Zuständen Samoas und der Gliederung der Bevölkerung in zwei streng von einander geschiedene Klassen, in Gemeine und Vornehme, welche letztere wieder in mehrere Unterabteilungen zerfielen. Die Grundlage aller staatlichen Einrichtungen war die Familie, welche unter einem gewählten Haupte (Tulafale) stand. Zur Vermehrung der Macht und des Ansehens der Familie konnte diese Würde auch einem der Familie nicht Angehörigen übertragen werden. Mehrere Familien bildeten ein Dorf und besaßen gemeinsam das zu öffentlichen Versammlungen, aber auch zu Vergnügungen und als Herberge für Fremde dienende große Gemeindehaus, das Faletele. Das Oberhaupt des Dorfes war der einer bevorrechteten Familie angehörige Häuptling, der Alii, dessen Würde erblich war. Er hatte Anspruch auf gewisse Leistungen der Gemeindemitglieder, welche ihm ehrfurchtsvoll begegnen mußten, aber seine Macht war sehr beschränkt, da er die einzelnen Tulafale in allen wichtigen Angelegenheiten zu Rate ziehen mußte und ohne ihre Zustimmung nichts unternehmen durfte. Mehrere Dörfer bildeten einen Bezirk, der einem Vorsteher, Tupu, unterstand, aber dessen Macht war ebenso beschränkt wie jene der Dorfhäuptlinge, da auch sie an einen Beirat gebunden waren. Durch Vereinigung mehrerer Bezirke entstanden Distrikte, denen Häuptlinge, Tui (Könige), vorstanden, ebenfalls in allen wichtigen Angelegenheiten von den Tupu abhängig. Die Tui von Sawaii waren die angesehensten, und die Tamafainga und Malietoa von Sawaii und Upolu konnten gewissermaßen als Repräsentanten der ganzen Nation gelten. Niemand durfte sich diesen vornehmsten Häuptlingen anders als auf den Knieen rutschend nahen, ihre vornehmsten Unterthanen trugen sie auf den Schultern von Ort zu Ort, und alle überboten sich in Ehrfurchtsbezeigungen, aber trotzdem war auch die Macht dieser Häuptlinge sehr beschränkt. Bis hinab zu dem kleinsten Gemeinwesen entschied überall eine Versammlung von Vertretern, welche meist erst nach langen Debatten, für deren Leitung es bestimmte Vorschriften gab, einen Beschluß faßten. Es war ein Regiment von Vornehmen, welche zwar Oberhäupter anerkannten, die Macht derselben jedoch so viel als möglich einzuschränken suchten.

Für den Verkehr der Europäer auf den Inseln, und ganz besonders für unsere Stellung auf denselben sind diese Verhältnisse, insofern sie den Grundbesitz beeinflussen, von hoher Wichtigkeit. Die Ländereien gehören der Gesamtheit des Faletele, aber das Familienhaupt ist der eigentliche Erbherr und hat die entscheidende Stimme sowohl bei der Verteilung von Land an Familienmitglieder, als auch bei anderweitiger Verfügung über den Familienbesitz. In neuerer Zeit haben jedoch die ursprünglichen Landessitten manche Änderung erfahren, das „Legitimitätsprinzip" ist erschüttert, und jedes männliche Familienmitglied maßt sich das Recht an, Familienländereien zu verkaufen. Dadurch ist jene große Unsicherheit in den Besitzverhältnissen geschaffen worden, welche gegenwärtig auf Samoa herrscht, da der Käufer bei dem völligen Mangel von Grundbüchern nie weiß, ob derjenige, der ihm Land verkauft, auch zum Verkauf berechtigt ist und nicht vielleicht demnächst ein anderer auftritt, der das Grundstück als sein Eigentum reklamiert. Die Deutschen besitzen augenblicklich auf Upolu 120 000 Acres (à 0,4047 ha), auf Sawaii 80 000 Acres, einige tausend Acres auf Tutuila, wovon etwa 72 000 Acres bewirtschaftet werden und überwiegend mit Kokosbäumen bepflanzt sind. Der gesamte deutsche Besitz umfaßt etwa 130 000 Acres. Die Amerikaner besitzen 60 000 Acres, die Engländer aber haben vor kurzem alle ihre Konkurrenten überflügelt und fünf Sechstel von Sawaii an sich gebracht, so daß sie heute über 250 000 Acres verfügen.

Dieser Umschwung in den Besitzverhältnissen auf Samoa, durch welchen es England gelang, auf den Inseln wieder festern Fuß zu fassen, hat sich auf folgende Weise vollzogen. „Mit der Firma W. Mc. Arthur & Ko. war vor einiger Zeit ein Herr Cornwall auf Sawaii in Geschäftsverbindungen getreten. Zufolge gegenseitiger Vereinbarungen bezog er mehrere Jahre hindurch größere Posten Waren von ersterer Firma, für welche er teils samoanische Produkte lieferte, teils auch Wechsel — im Betrage von ca. 20 000 Pf. St. p. a.

— acceptierte. Die Letzteren wurden von der Firma W. Mc. Arthur & Ko. bloß begeben, alsdann von ihr selbst eingelöst. Nachdem sich auf diese Weise das englische Haus durch mehrjährigen Geschäftsverkehr seinen sawaiischen Kunden einigermaßen verpflichtet hatte, verlangte es zur Sicherung seines Guthabens Garantien, die durch zweimal erfolgte Verpfändung größerer Ländereien geleistet wurden; erst 600 Acres im geschätzten Werte von 6000 Pf. St., alsdann ein weiteres Gebiet, dessen Wert man auf 4 Pf. St. pro Acre abschätzte. Die Konten der Firma W. Mc. Arthur & Ko. sind recht kompliziert und zeigen deutlich die Tendenz, möglichst viele Vorteile aus der qu. Geschäftsverbindung zu ziehen; so z. B. erfuhren alle Warenremittierungen zuvor einen 10prozentigen Abzug, und dann erst wurde das Ergebnis der Sendung zu gleichen Teilen zwischen Verschiffern und Consignatairen geteilt. Für die Zufuhr von Arbeitern ferner — für ein Spottgeld verdungene Insulaner — wurde der sawaiische Händler so hoch wie nur denkbar belastet. Als man so den Geschäftsfreund „fest" gemacht hatte, wurde demselben der Kredit gekündigt, und da Zahlungen in der Höhe der Forderungen nicht erfolgen konnten, wurde sein Land — gleichviel, ob verpfändet oder nicht — beschlagnahmt und zur Versteigerung gebracht. Da des zweifelhaften Besitztitels wegen Niemand ein

Haus auf den Tonga-Inseln.

Gebot wagte, war dasjenige des Advokaten der englischen Firma das erste und letzte; derselbe erstand für die geradezu lächerlich niedrigen Preise von resp. 300 Pf. St. 15000 Acres, 100 Pf. St. 10000 Acres und 200 Pf. St. 20 englische Quadratmeilen. Selbstverständlich hat die englische Firma diese beträchtlichen Länderstrecken auch nicht annähernd ihrem wirklichen Werte entsprechend bezahlt."

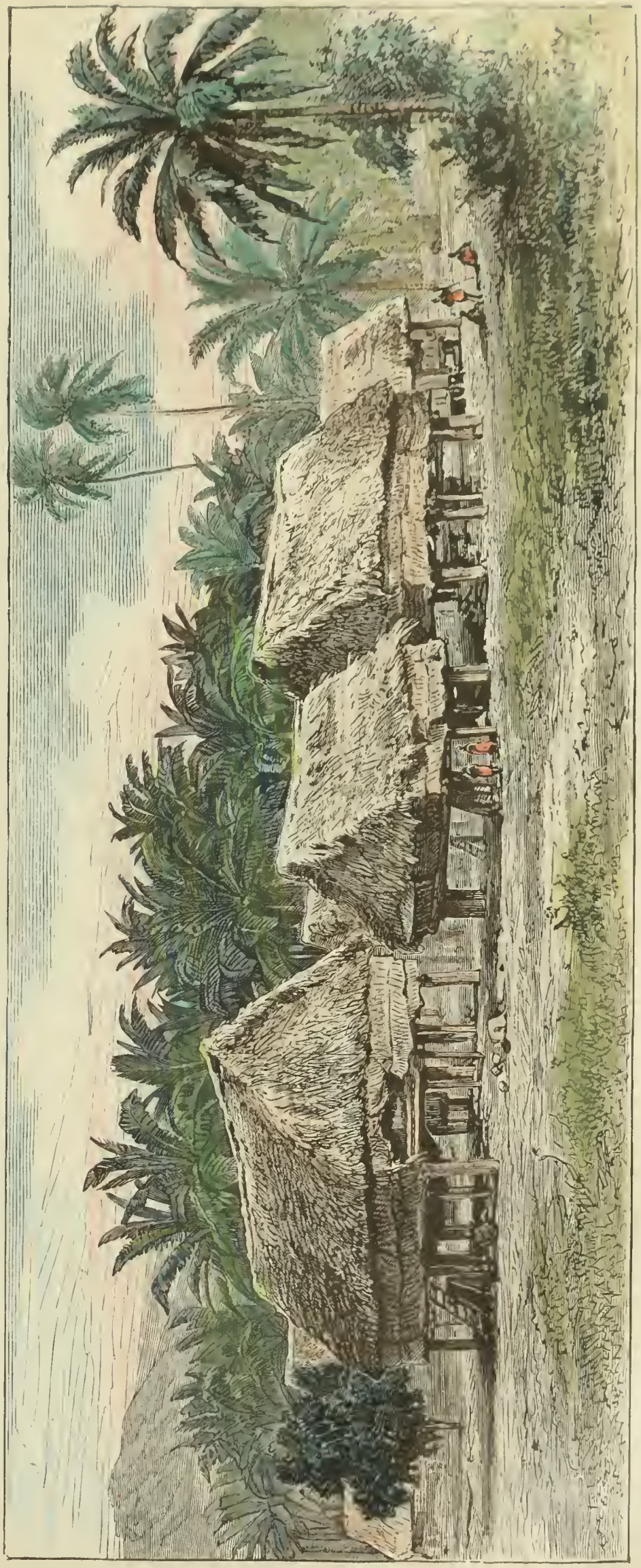
Von diesem großen Besitz, den die Firma Arthur & Ko. erworben hat, ist aber ein großer Teil streitiger Boden, auf welchen von anderen Ansprüche erhoben werden. Die Firma hat das Land „nicht von den ursprünglichen Grundeigentümern erworben, sondern von präsumptiven sekundären Eigentümern, welche ihre Besitztitel nicht vervollständigt und den ursprünglichen Besitzern, von denen sie ihre Ansprüche herleiteten, nicht Genüge geleistet hatten." Das Übergewicht, welches die Engländer dadurch erlangt zu haben scheinen, kann daher nicht schwer in die Wagschale fallen, umsoweniger, da dem großen deutschen Grundbesitz auch die Größe des deutschen Handelsverkehrs entspricht, was man von dem englischen nicht sagen kann.

Welch großen Aufschwung der deutsche Handel auf Samoa während der letzten Jahre abermals genommen hat, zeigt ein Vergleich der Zahlen, welche uns die Konsularstatistik über Ein- und Ausfuhr bietet.

Nach denselben betrug Deutschlands Handelsverkehr mit den Samoa- und mit den Tonga-Inseln an Einfuhr 1873: 1 268 000, 1875: 1 620 000, 1877: 1 587 420 Mark, an Ausfuhr 1 152 000, 2 005 000 und 2 503 400 Mark.

Diese Angaben, obwohl auf glaubwürdigen Berechnungen beruhend, entsprechen aber bei weitem nicht dem wahren Umfang des deutschen Handels. Nach offiziellen englischen Quellen betrug im Jahre 1875 die Gesamteinfuhr Samoas 4 824 148 Mark, die Gesamtausfuhr 5 337 900 Mark. Die großen Zahlen wurden durch den bedeutenden Handel geschaffen, welcher von Samoa aus mit anderen Inselgruppen der Südsee getrieben wurde, und da gerade dieser Handel sich hauptsächlich in deutschen Händen befand, so ist es klar, daß die obigen deutschen Konsulatsangaben, welche diesen Südseehandel nicht berücksichtigten, weit hinter der Wirklichkeit zurückblieben.

Dabei ist nicht außer Acht zu lassen, daß eine genaue Handelsstatistik für Samoa überhaupt nicht möglich ist, da Zollämter nicht existieren und auch anderweitige Quellen für unbedingt sichere Information nicht vorhanden sind. Die Konsulatsangaben hängen vollständig von dem guten Willen der Kaufleute und den Mitteilungen anderer Konsuln ab. Nach denselben betrug im Jahre 1882 der Umsatz des Gesamthandels der Samoa-, Tonga- und anderer benachbarter Inseln 303 931 Dollars Einfuhr und 693 969 Dollars Ausfuhr, im Jahre 1883 aber 424 039 Dollars Einfuhr und 718 174 Dollars Ausfuhr. An der



Samoanische Häuser.

Einfuhr waren Deutschland mit 247 793, Amerika mit 130 731, England mit 45 515 Dollars beteiligt, an der Ausfuhr Deutschland mit 698 274, Amerika mit 14 000, England mit 5900 Dollars. Auf den Samoa-Inseln kamen in diesem Jahre 92 deutsche Schiffe mit 19 296 Tonnen Gehalt an. Von den eingeführten deutschen Waren wurden von Apia nach den Tonga- und anderen Südsee-Inseln Waren im Werte von 179 059 Dollars ausgeführt, so daß für den Verbrauch Samoas für 68 734 Dollars Waren verblieben. An der deutschen Ausfuhr war Samoa mit 254 471 Dollars beteiligt.

Die Einfuhr war in Wirklichkeit viel größer als hier angegeben, denn namentlich die Einfuhr von Waffen und Kriegsmunition dürfte viel zu niedrig angegeben sein. Anderseits muß die im Verhältnis zur Einfuhr sehr geringe Steigerung der Ausfuhr auffallen, doch diese war die Folge einer Mißernte, da durch einen Orkan die Kokosplantagen sehr verwüstet wurden.

Für das Jahr 1884 ergaben sich nach einer offenbar sehr parteiisch gefärbten englischen Berechnung folgende Zahlen für den Handelsverkehr der Inseln:

Schiffe		Reisen	Tonnen	Einfuhr in Pf. St.	Ausfuhr
Britische	20	42	9073	10 982	3590
Deutsche	17	—	10 830	57 126	64 658
„ (in Apia eingelaufene)	14	144	7790		
Nordamerikanische	7	—	1852	18 720	2000
„ (nach und von den Südsee-Inseln)	21	—	869		

Diese Zahlen zeigen deutlich genug, was von der englischerseits verbreiteten Behauptung zu halten ist, daß der deutsche Südseehandel abnehme, während jener der anderen Nationen sich ausbreite. Ergiebt sich doch aus diesen Zahlen, daß die deutsche Einfuhr mehr als fünfmal so groß war wie die englische, und daß die englische und amerikanische Ausfuhr gegenüber der deutschen gar nicht in Betracht kommen kann. Von der amerikanischen Konkurrenz, welche hauptsächlich Bauholz und Proviant einführt, ist, so lange sie nicht mit anderen Artikeln auf dem Markte erscheint, nichts zu befürchten. Einen Einfluß auf die Preisverhältnisse haben jedoch auch die Amerikaner ausgeübt, da sie nicht nur Waren billiger zu liefern begannen, sondern auch den Einkaufspreis der Kopra von $^3/_4$ Cent auf $1^1/_2$ Cent für das Pfund in die Höhe trieben.

Immerhin ist es nötig, den Vorgängen auf Samoa unsere stete Aufmerksamkeit zuzuwenden, denn die Inselgruppe ist und bleibt der Schlüssel unserer Stellung in Polynesien. Wenn die Feindseligkeiten zwischen den Parteien der Malietoas und Tupuas die Fortdauer eines selbständigen Königreiches unmöglich machen sollten und irgend eine Macht zu Herstellung geordneter Zustände das Protektorat übernehmen müßte, dann dürfte es nur Deutschland sein, unter dessen Schutz das Inselgebiet der glänzenden Zukunft, die seiner nach Eröffnung des Panamakanals harrt, entgegengehen würde.

Was auf Samoa erst angestrebt wird, ein enger, freundschaftlicher Anschluß an Deutschland, das ist auf den benachbarten Tonga-Inseln schon seit einem Jahrzehnt erreicht, da der König dieser Gruppe bereits im November 1876 einen Freundschaftsvertrag mit Deutschland geschlossen und sich zugleich unter den Schutz des Deutschen Kaisers gestellt hat.

Der Archipel ist nicht groß, obwohl er mehr als 150 Inseln umfaßt. Das Gesamtareal beträgt nur 997 □ Kilometer (18,1 □ Meilen), also wenig mehr als Schwarzburg-Rudolstadt (13,83 □ Meilen). Ihrer Bildung nach zerfallen die Inseln in zwei parallele Ketten, deren westliche aus bergigen waldbedeckten Inseln vulkanischen Ursprungs besteht, während die östliche durch niedrige Eilande aus Madreporenkalkstein gebildet wird, die sich jedoch von den übrigen Koralleninseln der Südsee dadurch unterscheiden, daß ihr Boden nicht unfruchtbar, sondern mit üppiger Vegetation bedeckt ist. Der Archipel gliedert sich in fünf Gruppen: Tonga,

Nomuka, Kotu, Haabai und Haafuluhao. Die Tonga-Gruppe enthält die größte und wichtigste aller Inseln, das 422 □Kilometer große Tongatabu d. i. das heilige Tonga. Außer dieser gehört zu der Gruppe noch das 171 □Kilometer große Eua und eine Menge kleiner Inseln, von denen die meisten sich an der Nordküste von Tongatabu befinden. An der Nordküste dieser Insel liegt auch die hübsche Hauptstadt Nukalofa, von Kokospalmen und Brotfruchtbäumen umgeben. Dort residiert der König der Tonga-Inseln, dort befinden sich die Regierungsgebäude, die Häuser der fremden Kaufleute u. s. w. Riffe umgeben die ganze Insel, und ein vor der Nordküste liegendes Barrièreriff bildet an der Westseite der kleinen Insel Vangaimotu den besten Hafen der Gruppe, der jedoch schwer zugänglich ist. Die Insel bringt einen freundlichen Eindruck hervor, ist aber, da ihr bedeutendere Erhöhungen fehlen, nicht so malerisch wie die anderen Tonga-Inseln. „Die Grundlage der Insel ist Korallenkalk, der an der Süd- und Ostküste in steilen, niedrigen Abhängen am Strande aufsteigt, während die Nordküste flach, sandig und mit dichter Vegetation bedeckt ist, hinter der erst die Felder beginnen; überall ist der Boden eine Schicht fruchtbarer Pflanzenerde, die tiefer in Thon übergeht und deren Fruchtbarkeit die schöne Vegetation und die Pflanzungen erklärt, welche das Innere bedecken.“ Die Insel Eua dagegen besitzt Hügel und kleine Berge von Madreporenkalkstein, die mit schönem Wald bedeckt sind, aber sie ist weniger angebaut als Tongatabu. Die Nomukagruppe, 15 Meilen von Tonga entfernt, besteht aus der Insel Nomuka (3 bis 4 Meilen Umfang) und vielen kleinen, von Riffen umgebenen Inseln. Die Kotugruppe besteht nur aus kleinen Inseln, deren größte Haafeva ist. Viel bedeutender ist die Haabaigruppe, welche mehr als 40, darunter 5 große Inseln enthält. Die Inseln bilden eine Kette, welche im Süden mit den Inselchen Alefa und Otutolu beginnt, worauf Uiha, Lefuka, Foa, Nukunamu, Haano folgen. Die übrigen liegen so dicht beieinander, daß man bei Ebbe über die Riffe von einer zur andern gelangen kann. Die größte und zugleich fruchtbarste der Gruppe ist das 2 Meilen lange und $^1/_2$ Meile breite Lefuka mit mehreren durch die Riffe geschützten Ankerplätzen. Westlich von dieser Kette liegen noch mehrere, zum Teil unbewohnte kleine Inseln. Von der ganzen Gruppe sind nur 18 Inseln bewohnt, alle eben und niedrig, der Boden mehr mit Sand gemischt als in den übrigen Gruppen, aber doch fruchtbar. Zwölf Meilen nördlich von Haabai liegt die Gruppe Haafuluhao, aus der 9 Meilen im Umfang messenden Hauptinsel Wawau und einer Menge kleiner Inseln bestehend, nächst Tongo die größte Gruppe dieses Archipels, dessen bester Hafen sich auf Wawau befindet. „Wawau gleicht zwar im ganzen den südlicheren Inseln und ist wie sie eben, allein doch in der Gesammterhebung höher, im Durchschnitt an 100 Meter hoch, und auch die Hügel über der Ebene sind bedeutender, das Gestein Korallenkalk; alles das macht die Insel abwechselnder gebildet und malerischer als die übrigen. Der Boden besteht aus Pflanzenerde und Thon und ist reich und ergiebig, mit schöner Vegetation und mit Pflanzungen bedeckt. Die Küsten sind überwiegend aus hohen, steilen Kalkfelswänden gebildet, besonders an der Nordseite, wo auch das Land am höchsten ist.“ Die meisten übrigen Inseln der Haafuluhaogruppe sind von so vielen Riffen umgeben, daß sie von Seefahrern sorgfältig gemieden werden. Am Südstrande von Wawau liegt eine kleine schöne Insel, Koloa genannt, und Niuatabu ist der Schauplatz von Byrons Romanze „The Island“. Auf dieser Insel befindet sich die von dem Dichter geschilderte Höhle, in welche man nur durch tauchen gelangen kann, da das Meer den Eingang bedeckt. Ein junger Häuptling soll in der Höhle seine Geliebte, welche mit ihrer ganzen Familie zum Tode verurteilt worden, so lange verborgen haben, bis er die nötigen Vorbereitungen vollendet hatte, um mit ihr und seinen Angehörigen nach den Fidschi-Inseln zu entfliehen.

Westlich von diesen 5 Inselgruppen liegt noch eine vulkanische Inselkette, die gleichfalls zu dem Archipel gehört: die Gruppe Kotu mit der über eine Meile im Durchmesser erreichenden Insel Tofua, deren höchster Punkt 854 Meter mißt, die kleine Insel Kao, die nur aus einem 1524 Meter hohen Berg besteht, der 546 Meter hohe Pik der Insel Late, die Inseln Funualei und Toku. Zwischen Tonga und Samoa liegen noch einige Inseln, welche politische Dependenzen von Tonga sind. Auf Niafu, welches 1200 bis 1500 Einwohner zählt, residiert der Kronprinz des Tonga-Reiches. Die Insel ist eine der merkwürdigsten des Ozeans. Schwarze vulkanische Felsen umrahmen die Küsten, aus tiefem Meer emporsteigend. Den Krater des Vulkans, der die

Insel bildet, füllt ein See von fast 1 Meile Durchmesser, „der von der Höhe übersehen, mit seinem stillen, blauen, von lieblichem Grün umgebenen Spiegel in seltsamem Gegensatz zu den an die schwarzen Lavafelsen donnernden Wogen des Ozeans steht." In dem See liegt auf einer Halbinsel am Westende ein nackter Ausbruchskegel mit einem Krater auf seiner Spitze, und südlich davon drei kleine Inseln. Der Vulkan ist noch thätig, aber die letzten Ausbrüche sind nicht aus dem Krater, sondern aus den ihn umgebenden Bergen gekommen. Zu den Merkwürdigkeiten von Niafu gehört noch die Kaiser Wilhelms-Höhle, in welche man nur zur Ebbezeit einfahren kann, da zur Zeit der Flut das Meer wie bei der Höhle von Ninatabu den Eingang versperrt. Die Höhle soll lebhaft an die berühmte blaue Grotte von Capri erinnern und die eindringenden Lichtstrahlen prächtige Farbeneffekte erzeugen.

Von Tonga ist ferner die kleine Gruppe Nina abhängig, welche aus zwei durch einen schmalen Kanal getrennten Inseln, Tafahi und Ninatobutabu, besteht. Beide sind vulkanischen Ursprungs, die erstere, welche aus einem spitzen, über 600 Meter hohen Berge besteht, dicht bewaldet, letztere niedrig und von großen Riffen umgeben. Die ganze Gruppe hat etwa 1000 Einwohner, wovon drei Viertel auf Ninatobutabu entfallen. Die Bevölkerung ist arm und lebt hauptsächlich vom Fischfang.

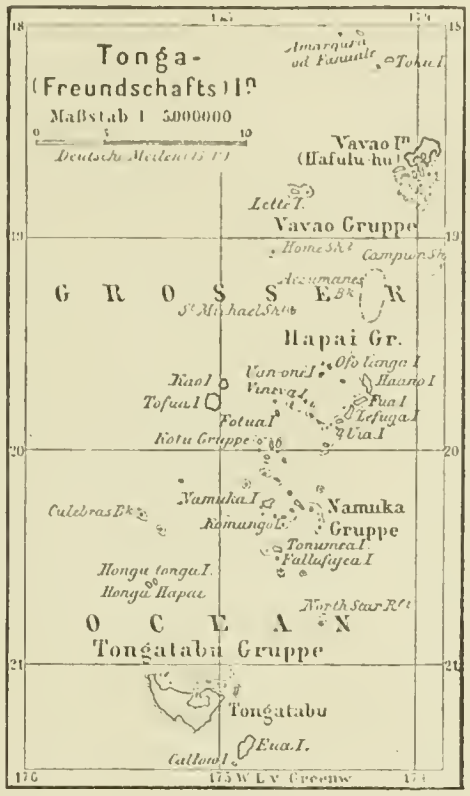
Die Eingeborenen des Archipels sind den Samoanern nahe verwandt. Verschiedene Sagen lassen bald sie von den Samoanern, bald diese von ihnen abstammen. Die Missionäre haben ihre Zahl auf 50 000 geschätzt, was stark übertrieben ist, denn die Bevölkerung erreicht höchstens 20 000 bis 25 000 Seelen. Die Tonganer sind große, kräftige Leute von hell kastanienbrauner Farbe, und ihre Gesichtszüge zeigen große Ähnlichkeit mit jenen der Europäer. Eine adlerartige, doch vorn häufig abgeflachte Nase, schöne schwarze Augen, ein wohlgeformter Mund und schwarzes, oft gelocktes Haar verleihen ihnen ein gefälliges Aussehen. Ihre Freundlichkeit und Gefälligkeit gegen Fremde hat Cook veranlaßt, die Inseln „Freundschafts-Inseln" (Friendly Islands) zu benennen, und der Charakter der Eingeborenen rechtfertigt vollkommen diese Benennung. Die späteren häufigen Feindseligkeiten gegen Europäer können nicht als Gegenargument angeführt werden, da diese erwiesenermaßen nur Racheakte für den Insulanern durch Europäer zugefügtes Unrecht waren. Rachsucht ist allerdings den Tonganern nicht fremd, denn ein hervorstechender Zug ihres Charakters ist auch Stolz, Ehrgefühl und Freiheitsliebe, und wenn diese verletzt werden, kann auch der friedselige Tonganer sich in einen zu fürchtenden Feind verwandeln.

Die Angelsachsen der Südsee, wie man die Tonganer genannt hat, waren schon zu Cooks Zeiten ein seefahrendes Handelsvolk, obwohl ihre Inseln ihnen kein Schiffbauholz lieferten und sie dasselbe von den Fidschi-Inseln holen mußten, aber sie verstanden auch die Waffen zu führen, Speere, Schleudern und Keulen, auch die Bogen der Papuas, welche sie auf den Fidschi-Inseln kennen lernten. Unstreitig sind sie eines der begabtesten Völker Polynesiens und haben seit der Berührung mit den Europäern erstaunliche und rasche Fortschritte gemacht. Ein auf so festen Grundlagen ruhendes Staatswesen wie das tonganische ist heute in der ganzen Südsee nicht mehr vorhanden, und an Bildung dürfte auch kein anderes polynesisches Volk den Tonganern gleichkommen.

Es hat trotzdem lange gedauert, bevor die Missionäre auf den Inseln Fuß fassen konnten. König Finau ließ die meisten, die auf Tonga landeten, sofort töten, weil, wie er sagte, die christlichen Lehren mit seinen Ideeen von absoluter Herrschaft unvereinbar waren. Erst im Jahre 1845 trat eine Wendung zum Bessern ein. Georg Tubou, der damals über Hapai herrschte, trat gleichzeitig mit seinem auf Tonga herrschenden Großonkel Josiah Tubou zum Christenthum über, was zur Folge hatte, daß die heidnischen Häuptlinge sich von ihnen lossagten. In vielen Schlachten siegreich, zwang sie aber Georg zur Unterwerfung und gewann die Herzen der Besiegten durch seine Milde. Nach König Josiahs Tode (1845) ging die Königswürde auf Georg über, der nun über den ganzen, seit dem Ableben Finaus unter dessen Söhne geteilten Archipel herrschte. Allgemeine Anerkennung erlangte er jedoch erst nach schweren Kämpfen, da im Jahre 1851 einige Häuptlinge durch französische Missionäre sich zu einem Aufstand bewegen ließen, der erst nach 5 Monaten unterdrückt wurde.

König Georg blieb auch jetzt seiner von Anfang an verfolgten Politik treu und verzieh den Aufrührern, indem er eine allgemeine Amnestie erließ. Ungehindert konnte er nun an die Ausführung des großen Reformwerkes gehen, durch welches er sein Reich der europäischen Kultur erschließen wollte. Mit der Einsetzung eines Gerichtshofes im Jahre 1838 und der Abfassung eines Gesetzbuches, dem das auf Tahiti geltende zum Vorbild diente, begannen die Reformen. Diesen folgten Bestimmungen über die Regelung des Verhältnisses der Unterthanen zum Herrscher und die Befreiung des Volkes von den drückenden Lasten, welche der König mit 57 Häuptlingen beraten hatte. Die Abschaffung der Sklaverei wurde ausgesprochen. Die Leibeigenen erhielten das von ihnen bisher bebaute Land als Erbpächter, die des Pachtgutes nur dann verlustig gehen sollten, wenn sie den Pachtzins nicht zahlten. Der König verzichtete auf sein Recht, unbezahlte Leistungen von seinen Unterthanen zu fordern, dagegen ordnete ein neues Steuersystem die Beiträge, welches jeder Staatsangehörige zu leisten hatte. Jeder Tonganer, der das 16. Lebensjahr überschritten hatte, sollte ohne irgend welche Rücksicht auf seinen Stand und sein Vermögen 6 Dollars jährlich Steuer zahlen.

Diese Reformen fanden im Jahre 1875 ihre Krönung durch Erlaß einer der englischen nachgebildeten Verfassung, welche der König selbst ausgearbeitet hatte. Sie trägt das Datum des 4. November 1875, ist jedoch später abgeändert worden. Der König, der die Verfassung bei seinem Regierungsantritt beschwören muß, hat einen aus den Gouverneuren der einzelnen Inseln, den Ministern und obersten Justizbeamten gebildeten Rat zur Seite. Die aus 40 Mitgliedern bestehende gesetzgebende Kammer wird zur Hälfte vom König ernannt, zur andern Hälfte alle 5 Jahre vom Volk gewählt. Das aktive Wahlrecht besitzt jeder Steuerzahler, der das 21. Lebensjahr überschritten hat. Die vom König ernannten Mitglieder, die Pairs, vererben ihre Würde auf jenen Sohn oder sonstigen Verwandten, der ihren Grundbesitz erbt, und wenn eine Frau die Erbin ist, tritt ihr Gatte oder Sohn in das Parlament; in Ermangelung solcher kann sie, da Frauen kein Wahlrecht besitzen, einen Stellvertreter ernennen. Der in Nukalofa tagenden Kammer obliegt die Entscheidung in allen finanziellen Angelegenheiten und die Beschlußfassung über Krieg und Frieden. Der König ist oberster Kriegsherr und übt das Recht der Begnadigung aus. Er verfügt über ein vollständig nach europäischer Weise einexerziertes Heer, das aus 500 Mann Garde und Artillerie (6 Bronzekanonen und 2 eiserne Geschütze) besteht. Ein Deutscher, ein Engländer und ein Amerikaner haben die Truppen ausgebildet, und die Leistungen derselben können als recht befriedigend bezeichnet werden. Die Truppen tragen als Kopfbedeckung weiße Helme, die Garde rote, die Artillerie blaue Uniform. Im Kriegsfalle ist jeder Tonganer zum Waffendienst verpflichtet, aber dieses Volksheer erhält keine Uniform, jeder zieht in seiner gewöhnlichen Kleidung ins Feld und hat auch für seine Bewaffnung Sorge zu tragen, wobei die Wahl der Waffen ihm vollständig überlassen bleibt.



Die große Masse der Eingeborenen baut zwar nach wie vor leichte Hütten aus Bambusrohr und Palmblättern, welche man mit Vorliebe zwischen Bäumen und Gebüschen anlegt, aber der König und die Vornehmen besitzen Häuser von englisch-australischer Bauart, hübsche Villen, in deren Innerem ein nicht geringer Luxus entfaltet ist. Eines der prächtigsten Gebäude ist die Residenz des Gouverneurs von Wawau. Das gesamte Baumaterial und die ganze Einrichtung desselben ist teils von anderen Inseln, teils aus Europa, Australien oder Amerika importiert worden. Prächtiges Tafelwerk bedeckt die Wände der Zimmer, deren

Fußboden parkettiert ist, der große Speisesaal inmitten des Hauses hat nach beiden Seiten hin Fenster aus farbigem Glas, und die Einrichtung ist nicht bloß kostbar, sondern verrät auch guten Geschmack. Im Palaste des Königs fällt dem Besucher sofort ein lebensgroßes Bild unseres Kaisers auf, ein Geschenk desselben, welches S. M. Korvette „Bismarck" nach Tonga brachte. Das Bild hat den guten Tonganern nicht geringe Verlegenheiten bereitet, denn kein Zimmer war hoch genug, um das Bild, welches Kaiser Wilhelm zu Pferde darstellt, aufzunehmen. Man mußte es daher unterdessen in der Vorhalle aufhängen, bis ein zu seiner Aufnahme geeigneter Anbau vollendet wurde.

Von der Verbreitung, welche das Christentum gefunden hat, zeugen die vielen Kirchen, die man sowohl auf Tongatabu als auch auf den anderen Inseln findet, und die teils von Protestanten, teils von Katholiken errichtet wurden, denn beide Konfessionen zählen auf den Inseln Bekenner. Die große Kirche, welche sich auf dem höchsten Hügel von Tongatabu erhebt, hat die für dortige Verhältnisse riesige Summe von 200 000 Mark gekostet, obwohl sie nur aus Holz und Palmblättern erbaut ist. Die Säulen aus hartem Holz, welche die hohe Wölbung tragen, mußten von weither nach der Insel gebracht werden, da diese kein brauchbares Bauholz besaß, und das ganze Gebäude hat eine Größe und einen Umfang, wie ihn vorher kein Bau auf den Inseln erreichte. Das Innere der an den Längsseiten offenen, aus einem Schiff und zwei Flügeln bestehenden Kirche ist völlig schmucklos, enthält aber eine hübsche Kanzel und eine große Orgel. Achthundert Personen finden in der Kirche Platz, und eine große Zahl kann noch, vor den das Dach stützenden Säulen der Seitenfronten stehend, deutlich den Prediger auf der Kanzel vernehmen. Für uns ist diese Kirche von besonderem Interesse dadurch, daß sie ihre Entstehung neben der Opferwilligkeit der Samoaner dem Entgegenkommen einer deutschen Firma verdankt. Das auf Tonga ansässige Haus Godeffroy streckte das zum Bau der Kirche erforderliche Geld vor und erhielt es nach und nach in Kopra zurückgezahlt. Die Bausumme wurde seitens der Tonganer durch eine freiwillige Kopfsteuer aufgebracht, indem jeder Eingeborene jährlich Kopra im Werte von 10 Mark beisteuerte, bis die Kirchenschuld abgetragen war.

Solche Züge lassen bereits erkennen, daß die Kultur, welche wir auf den Inseln vorfinden, keine sich auf Äußerlichkeiten beschränkende ist, sondern tief im Volke Wurzel gefaßt hat. Es hat wohl schwere Kämpfe gekostet, bevor es dem König gelang, die gewünschten Verbesserungen durchzuführen, da er in seinem Eifer für Verbreitung der Zivilisation oft zu weit ging, aber allmählich drang das Verständnis für die Verfassung und für die ganzen Reformen in immer weitere Schichten des Volkes. Überall tritt das Bestreben zutage, die noch vorhandenen Unterschiede zwischen Tonganern und Weißen auszugleichen, und namentlich die vornehmen Kreise bemühen sich, die Sitten und Gewohnheiten des englischen high life nachzuahmen. Im Hause eines vornehmen Tonganers wird sich der Europäer in seine Heimat versetzt glauben und kaum hier und da durch irgend etwas daran erinnert werden, daß sein Wirt ein Südsee-Insulaner ist, dessen Vorfahren vor noch gar nicht langer Zeit als Wilde galten. Bei den offiziellen Diners, welche der Gouverneur von Wawau in seiner prachtvollen Villa veranstaltet, ist die Tafel mit dem feinsten Leinen gedeckt und Silbergeschirr und kostbare Glasgefäße prangen auf denselben. Auch für die leiblichen Genüsse ist vortrefflich gesorgt, denn der Gouverneur hat einen Chinesen zum Koch, der seine Kunst gründlich versteht, und auch sein Kellermeister, ein Neger, versteht seines Amtes so gut zu walten, wie nur irgend einer seiner weißen Kollegen.

Die alten Sitten der Tonganer sind deshalb von unserer Kultur nicht völlig verwischt worden. Den Gast zu ehren, läßt der Tonganer auch heute noch gern von jungen Mädchen einen Tanz vor ihm aufführen, wie dies früher in den heidnischen Zeiten zu geschehen pflegte, und nur solche Tänze, welche mit dem Christentum nicht gut vereinbar waren, sind in Vergessenheit geraten. Gleich allen Polynesiern liebt auch der Tonganer Tanz, Musik und Gesang. Bei den Ula genannten Tänzen pflegten sie reich geschmückt zu erscheinen, den Körper mit dicken Lagen Zeug umwickelt. Von Musikinstrumenten kannten sie den Fangofango, eine Bambusflöte, welche mit der Nase geblasen wurde, eine aus 10 dünnen Bambusstücken zusammengesetzte Panflöte, die

Muschelтrompete und eine große Trommel, aus einem hohlen Baumstamme verfertigt, das sogenannte Lali, welches jetzt die Stelle der Kirchenglocken vertritt und die Gemeinde zur Kirche ruft, wie es früher das Zeichen zum Beginn der heidnischen Festlichkeiten gab. Ihre Lieder, deren sie eine große Menge besitzen, dienen wie auf Samoa auch zur Begleitung des Tanzes. Die meisten sind lyrische Dichtungen, doch giebt es auch Romanzen, und die Lieder haben sowohl einen bestimmten Rhythmus als Reime. Die Tonganer sind sämtlich für Naturschönheiten sehr empfänglich, und in der Einsamkeit einer schönen Gegend entsteht manches tief empfundene Lied. Dichter und Sänger standen im alten Tonga in hohem Ansehen. Wie sehr sie dasselbe verdienten, zeigt das folgende Lied, welches Humboldt mitteilt:

„Wir saßen plaudernd über Wawau Tua Liku, da sprachen zu uns die Weiber: Laßt uns wandern nach Liku, den Untergang der Sonne zu schauen; lasset uns auf das Zwitschern der Vögel horchen und die Klage der Turteltaube! Wir wollen Blumenkränze pflücken am Abhange bei Matato. Wir wollen bleiben und verteilen die uns von Liko One gebrachten Speisen. Wir wollen baden im Meer, dann uns waschen im süßen Wasser Wau Aakas, salben mit wohlriechendem Öle; wir wollen Kränze flechten und die Blumen winden, die wir pflückten von Matato. Stehend unbeweglich am Abhang bei Ana Manu, starren wir atemlos hinunter in die Ferne des Meeres, in die Tiefe. Wie unser Gemüt sinnet, rauscht von den hohen Toabäumen in den Ebenen des Inlandes der mächtige Wind zu uns her. Mein Gemüt erweitert sich, wie ich schaue die Brandung in der Tiefe, die sinnlos strebende, zu durchbrechen den festen Felsen. O wie glücklich ist unser Weilen hier gegen unser Weilen auf Mua! Es ist Abend, lasset uns gehen zum Orte! Horch! es tönt her von den Sängern! Bereiten sie einen Tanz, zu begehen die Nacht auf dem Grabplatz zu Tanea? Dahin lasset uns wandern! Sollten wir nicht gedenken unseres früheren Zustandes, als der Krieg noch nicht zerrissen hatte unser Land? Wehe! ein furchtbar Ding ist der Krieg. Schauet hin! Wüst ist das Land und getötet grausam der Menschen Menge. Wohnsitzlos sind die Häuptlinge, schleichen nicht mehr einsam beim Mondlicht zu ihren Geliebten. Brechet ab euer Sinnen! Es sind Wünsche! In Krieg ist unser Land. Das Land Viti hat hergebracht den Krieg in unser Land Tonga; nun müssen wir handeln wie sie. Lassen wir fahren das schwermütige Sinnen! Morgen vielleicht sind wir tot. Wir wollen uns bekleiden mit der Tschikula, anlegen die Tapa, die Stirn schmücken mit vollen Jale-Kränzen und den Hals umwinden mit weißen Humiblumen, zu zeigen unsere Sonnenbräune. Höret das Preisen des Volkes! Zu Ende gehet der Tanz und sie verteilen das Mahl unseres Festes. Lasset uns morgen nach Mua zurückkehren! Wie zudringlich sind diese Männer! Sie bitten um unsere Blumenkränze, die Worte ihrer Schmeichelrede lauten also: Schön sind unsere Frauen von Liku, reizend ist ihre sonnengebräunte Haut, ihr Duft gleich dem blumigen Abhang Matalokos und Weilnas; mich verlangt zu gehen nach Liku; morgen, morgen lasset uns wandern dahin!

Trotz ihrer großen Vorliebe für Vergnügungen und Belustigungen sind die Tonganer nicht so arbeitsscheu wie die Samoaner. Für den Handel zeigen sie viel Neigung und haben sich frühzeitig mit ihm beschäftigt. Heereszüge, welche sie auf großen Doppelkähnen unternahmen, machten sie mit fern gelegenen Inseln bekannt, und sie waren lange Zeit in der Südsee wegen ihrer Wikingerfahrten gefürchtet. Mit keiner der Inselgruppen, auf welche sich ihre Kenntnis der See erstreckte, haben sie aber so lebhaft Handel getrieben wie mit den Fidschi-Inseln, von denen sie ihr Schiffbauholz holten und wo sie auch eigene Werften besaßen, auf denen sie nach dem Muster der Fidschi-Kähne ihre Fahrzeuge bauten. Seitdem das Christentum unter ihnen Verbreitung gefunden, sind sie auch mit europäischen Kaufleuten in Verbindung getreten, deren Niederlassung König Georg, in richtiger Erkenntnis des Wertes der Handelsverbindungen, nach Kräften begünstigte. Alle Weißen sind heute auf Tonga den Eingeborenen vor dem Gesetze gleichgestellt, und nur die Chinesen sind von dieser Begünstigung ausgeschlossen. Um eine Überflutung des Arbeitsmarktes durch dieselben zu verhindern, wird auch streng darauf gesehen, daß sie sich nicht in größeren Massen auf den Inseln einfinden.

In einer einzigen Beziehung sind die Europäer auf Tonga beschränkt: Land dürfen sie nicht erwerben. Der obenerwähnte Baker, dessen Einfluß die wichtigsten Reformen zu verdanken sind und der als Ratgeber

des Königs die Umwandlung Tongas in einen zivilisierten Staat geleitet hat, wollte die Eingeborenen gegen eine europäische Invasion schützen, welche früher oder später ihren Untergang zur Folge haben mußte, und er veranlaßte ein Gesetz, welches jedem Tonganer verbietet, an Europäer Land zu verkaufen. Die Tonganer sollten, wie es in ihrer Verfassung heißt, nicht in die See hinausgetrieben werden. Auch die Verpachtung von Land an Fremde ist ohne vorherige Anzeige bei der Regierung nicht gestattet. Die Durchführung des Verbots der Landverkäufe ist übrigens wesentlich dadurch erleichtert, daß die Häuptlinge die alleinigen Grundbesitzer sind und ihren Grund und Boden, wie es die Verfassung vorschreibt, nie verkaufen, sondern stets nur auf 21, 50 oder 99 Jahre verpachten. So ist Tonga vor jenen Streitigkeiten bewahrt geblieben, welche auf Samoa und anderen Inselgruppen der Übergang großer Landstriche in den Besitz von Europäern und Amerikanern zur Folge hatte, und die Inseln haben sich ihre Selbständigkeit zu wahren vermocht — zum nicht geringen Ärger der Engländer, welche es Baker nicht vergeben können, daß er als wesleyanischer Missionär die wahren Interessen der Insulaner höher stellte als die englischen Handelsinteressen. Baker kannte seine Landsleute und die unersättliche Ländergier Albions, und da er es mit den Tonganern ehrlich meinte, hatte er dem König geraten, sich unter den Schutz des Deutschen Kaisers zu stellen, um einer Annexion seines Reiches durch England vorzubeugen. Dieser Schritt erregte in Australien einen Sturm der Entrüstung, Baker wurde für einen Hochverräter und geheimen Agenten Deutschlands erklärt und die wesleyanische Konferenz berief ihn ab. Baker aber, der an König Georg einen festen Rückhalt hatte, brach allen gegen ihn gerichteten Intriguen dadurch die Spitze ab, daß er auf seine Stelle als wesleyanischer Missionär verzichtete und sich dadurch dem Einfluß der ihm feindlichen Partei entzog. Der König bewahrte ihm das Vertrauen, das er ihm bisher entgegengebracht hatte, und schützte ihn auch später, als durch die Missionäre einige Häuptlinge aufgestachelt wurden, die Entfernung Bakers von seinem Posten eines obersten Ratgebers des Königs zu erzwingen, indem sie, als eine an den König gerichtete Bitte unbeachtet blieb, eine Petition an die Königin von England aufsetzten. Ohne Bakers Fürsprache hätten die Häuptlinge ihr Unternehmen mit dem Tode gebüßt, denn König Georg hatte sie während seiner Abwesenheit verhaften lassen und sie waren schon als Hochverräter zum Tode durch den Strang verurteilt, als Baker von Neu-Seeland zurückkam und ihre Begnadigung zu Gefängnishaft erwirkte.

Europäer haben augenblicklich nur etwa 1000 Acres Land auf den Inseln gepachtet, um es zu Plantagenanlagen zu benutzen. Etwa 300 Acres, welche die Deutsche Handels- und Plantagen-Gesellschaft auf Tongatabu inne hat, sind unter Kultur und teils mit Baumwolle, teils mit Kaffee bepflanzt. Außerdem werden auf ihnen 500 Stück Großvieh gezüchtet. Die Herren Parker Bros. haben die Insel Eua gepachtet und züchten dort etwa 15 000 Schafe, bisher mit schlechtem Resultat, da infolge schlechter, nachlässiger Verwaltung die Räude große Verbreitung gefunden hat. Viel befriedigender ist der Stand der deutschen Plantagen. Die Tonga-Inseln eignen sich sehr gut zur Anlage von Baumwollplantagen, und die deutsche Firma gewinnt hier eine Baumwolle, welche an Qualität den besten Südsee-Sorten nicht nachsteht. Der Ertrag der Kulturen ist zwar bisher noch kein großer — etwa 30 Tons Baumwolle und 40 Tons Kaffee —, aber er steigert sich doch von Jahr zu Jahr, und unter der tüchtigen Leitung, deren sich alle Unternehmungen der Plantagen-Gesellschaft erfreuen, werden auch ihre Plantagen auf Tonga in nicht zu ferner Zeit ein sehr einträgliches Unternehmen werden.

Auch im Handel behauptet Deutschland hier eine hervorragende Stellung. Nach der Schiffsstatistik der Inseln liefen im Jahre 1883 ein

Deutsche Schiffe	17	mit	4161	Tons Gehalt
englische	28	„	3112	„ „
amerikanische	1	„	160	„ „
norwegische	1	„	560	„ „
zusammen	47	mit	7993	Tons Gehalt

Für die Ein- und Ausfuhr auf den Tonga-Inseln ergaben sich in dem genannten Jahre folgende Zahlen:

Von bezw. nach		Einfuhr in Reichsmark	Ausfuhr in Reichsmark
Deutschland	Waren	200 000	1 200 000
	Geld	280 000	—
England und seine Kolonien	Waren	1 200 000	500 000
	Geld	20 000	200 000
Nordamerika	Waren	200 000	—
	Geld	280 000	—
Andere, nicht näher bezeichnete Länder		100 000	—
zusammen		2 100 000	1 900 000

Die ziemlich bedeutende Geldeinfuhr, welche sich zum weitaus größern Teile in deutschen Händen befindet, war von jeher den Engländern ein Dorn im Auge. „Deutschland," äußert sich darüber der »New Zealand Herald«, „monopolisierte seit manchen Jahren fast den ganzen Handel der Südsee-Inseln. Da die deutschen Kaufleute fanden, daß man die minderwertigen Dollars (oder Pesos) von manchen der südamerikanischen Republiken weit unter ihrem Nominalwerte erhalten könne, so verschafften sie sich bedeutende Quantitäten derselben (bolivianische, chilenische u. s. w.) und führten nach und nach die Dollarmünzen als ihr Zahlungsmittel in den verschiedenen Teilen der Südsee ein. Dem allgemein bekannten Wesen des Kurantgeldes entsprechend, wird eine verschlechterte oder minderwertige Ausprägung die Münzen von größerem Feingehalt bald vom Markte vertreiben. Die chilenischen Pesos, obschon sie nominell 4 s wert sind und zu diesem Kurse auf den Südsee-Inseln durchgehends angenommen werden, haben nach dem internationalen Kurse einen reelen Wert von nur 3 s 1½ d. Die Folge davon ist, daß alles eingeführte englische Geld von den Deutschen, die indessen fortfahren, chilenisches Geld in großen Mengen zu importieren, sofort aufgekauft und aus dem Lande verschifft wird. Die deutsche Firma will indeß beim Geschäftsverkehr en détail nur ihr eigenes, importiertes chilenisches Kurantgeld auf dem Zahltisch sehen, anderes Geld nimmt sie nur mit bedeutendem Abzug. Eine englische oder andere Firma, welche nach England oder den Kolonien Geld zu remittieren wünscht, ist, da dort eine Bank oder ein anderes ähnliches Institut nicht existiert, ganz der Gnade der deutschen Firma anheimgegeben und muß sich mit Bezug auf Wechsel mit derselben arrangieren (welche auszustellen die Deutschen sich aber oft weigern), und zwar mit 5 bis 15, manchmal sogar mit 20% Diskont; gezogen werden die Wechsel auf 90 Tage nach Sicht. Selten kann man solche zu dem niedrigen Satze von 5% erhalten, und nur dann, wenn es der deutschen Firma sehr um Barzahlung in irgend einer Münzsorte zu thun ist."

Bis zum Jahre 1880 kursierten nämlich auf Tonga die verschiedenartigsten Münzen, englische, französische, amerikanische, von letzteren hauptsächlich Dollars von Chile und Bolivia, welche die Deutschen in Umlauf brachten. Da die Annahme dieser Dollars schließlich auf einzelnen Inseln verweigert wurde, veranlaßten die deutschen Kaufleute den König Georg zu einer gesetzlichen Regelung des Münzwesens. Eine königliche Proklamation vom 3. August 1880 bestimmte, daß fortan auf Tonga nur folgende fremde Münzen als gesetzmäßiges Zahlungsmittel zu gelten hätten: 1) alle englischen Gold- und Silbermünzen, 2) alle französischen Goldmünzen und Fünffrankstücke, 3) alle Goldmünzen, die Dollars, Halb- und Viertel-Dollars der Vereinigten Staaten, 4) die chilenischen und mexikanischen Dollars und Halb-Dollars.

Englischerseits betrachtet man als einziges Mittel, um den bestehenden „Übelständen" im Geldwesen (welche jedoch außer den Engländern niemand empfindet) abzuhelfen, die Errichtung einer Bank auf Tongatabu, damit man nicht mehr von der deutschen Firma abhängig sei. Eine Bank war schon früher einmal von der Regierung von Tonga ins Leben gerufen worden, die „Bank of Tonga", sie wurde jedoch bald ge-

schlossen — „wahrscheinlich infolge eines von den Deutschen ausgeübten Druckes", sagt unsere englische Quelle. Wie wenig verläßlich jedoch solche Quellen sind, zeigt die Behauptung dieses Korrespondenten des »New Zealand Herald«, daß die Deutschen, welche bisher den Handel fast vollständig in den Händen hatten, seit neuerer Zeit „rapid beiseite geschoben werden und bald nur wenig oder gar keinen Einfluß im Lande haben werden". Die bedeutenden Zahlen, mit welchen der deutsche Handel in der Ein- und Ausfuhrstatistik vertreten ist, wiederlegen dies zur Genüge.

Zur Ausfuhr gelangen Kopra, Kaffee, Baumwolle, Arrowroot, Orangen, Zitronen, Bananen, Ananas und Schwämme. Dagegen werden Beche-de-mer und Schels (Muscheln) nicht ausgeführt, da der erstere klein und die letzteren von geringer Qualität sind. Die Zahl der Exportartikel ließe sich jedoch noch vermehren, da manche Handelspflanzen auf den Inseln gezogen werden könnten, welche dort bisher nicht vorhanden sind, so z. B. Zuckerrohr, welches hier sowohl guten Boden als geeignetes Klima fände, Indigo, Gelbwurz, Arrowroot u. s. w. Im Jahre 1878 betrug die Kopra-Ausfuhr 1808 Tonnen (Wert 542 400 Mark), und im Jahre 1884 war sie bereits auf 90 000 Tonnen gestiegen. Außerdem wurden in dem letztern Jahre ausgeführt: 120 Ballen Baumwolle, 40 Tonnen Kaffee und 1 Tonne Schwämme. Die wichtigsten Einfuhrartikel sind Baumwollstoffe und gedruckte Kattune, Brotstoffe, Fleischkonserven und Eisenwaren. Eine mit englischem Gelde erhaltene Dampferlinie zwischen Australien und den Fidschi- und Tonga-Inseln erleichtert die Einfuhr sehr vieler Erzeugnisse Australiens, namentlich des Mehls, welches die Großhändler bereits mit 260 Mark (neuseeländisches Mehl) bis 280 Mark (Adelaide-Mehl) für die Tonne abgeben können, während im Einzelverkauf die Tonne 340 bis 440 Mark kostet. In neuerer Zeit beginnt Neu-Seeland auch Fleischkonserven einzuführen, dagegen findet neuseeländisches Holz wegen seiner geringen Qualität keine Käufer mehr, und für Bauzwecke wird allgemein das der Ameise Widerstand leistende amerikanische Rotholz jedem andern vorgezogen. Außerdem werden viel deutsches Lagerbier und amerikanische Fruchtkonserven eingeführt, deutsche Preßkohlen, 24 sh. für 1000 Stück, während solche anderer Provenienz 36 bis 48 sh. kosten, und Steinkohlen, welche gleich den Preßkohlen meist als Ballast ankommen.

Die auf Tonga vertretenen beiden deutschen Firmen, die Handels- und Plantagen-Gesellschaft der Südsee und Ruge & Ko., besitzen kleine Fahrzeuge, welche den Verkehr zwischen den einzelnen Inseln vermitteln. Auch viele Eingeborene besitzen kleine Schoner und Kutter, der König mehrere Schiffe europäischer Bauart. Die großen Fahrzeuge, welche von Europa, Amerika und Australien kommen, legen bloß bei den drei Hauptinseln, Tongatabu, Haapai und Wawau an. An Abgaben haben sie zu entrichten: sowohl bei der Ein- als bei der Ausfahrt für jeden Fuß 2 sh. Lotsengeld und ohne Rücksicht auf die Größe des Schiffes 4 sh. Hafenabgaben, auf Tongatabu außerdem noch für jede Bootsladung, welche am Kai gelöscht wird, 1 sh. Kaigeld; an Zöllen werden erhoben: 8 sh. für die Gallone Spiritus (= 4,543 581 87 Liter), für die Gallone Bier oder Wein 4 sh., für Waffen 2 Pfund für jedes Geschütz und 2 d für das Pfund Munition. Deutscher Rheinwein, australischer und Ingwer-Wein, auch die französischen Weine mit Ausnahme des Champagners haben keinen Zoll zu entrichten.

Seitdem Deutschland in der Südsee Fuß gefaßt hat, ist die Wahrung seiner Interessen bedeutend erleichtert und wir brauchen nicht zu befürchten, daß den deutschen Handel auf Tonga ein ähnlicher Schlag treffen könne wie auf den benachbarten Fidschi-Inseln. Obwohl es heißt, daß der Thronfolger von Tonga den Deutschen nicht so freundlich gesinnt ist wie der jetzige König, wird es doch nicht gelingen, die Deutschen auch von dieser Inselgruppe zu verdrängen und englischen Einfluß hier zum herrschenden zu machen. Die Zeit ist vorbei, in welcher England im trüben fischen und sich über die Rechte deutscher Unterthanen so hinwegsetzen konnte wie in Fidschi, aber die Vorgänge auf dieser Inselgruppe haben uns gezeigt, wie sehr es nötig ist, mit der größten Aufmerksamkeit jedes Ereignis in der Südsee zu verfolgen, um nicht durch vollzogene Thatsachen überrascht zu werden. Nur widerwillig ist England Schritt für Schritt zurückgewichen, als der deutsche Reichskanzler gegenüber herrenlosen Inselgruppen dasselbe Recht für Deutschland in Anspruch nahm, welches Eng-

land bisher ausschließlich für sich beansprucht hatte. Noch während der Verhandlungen wegen der Besitzergreifung Neu-Guineas hatte ja bekanntlich die Federal-Konvention in Sidney den Beschluß gefaßt, daß jede fremde Macht am Erwerb von Land in der Südsee südlich vom Äquator verhindert werden müsse, weil das Festsetzen einer solchen der Sicherheit und Wohlfahrt der englischen Kolonien in Australien gefährlich wäre, und die Federal-Konvention hatte die Regierung des Mutterlandes aufgefordert, durch schnelle Annexionen in großem Maßstabe den anderen Mächten zuvorzukommen. Diesmal erreichte aber England sein Ziel nicht, und es mußte sich mit dem Gedanken vertraut machen, daß bei der Regelung der Verhältnisse in der Südsee und bei einer eventuellen letzten Teilung derselben auch das Deutsche Reich ein Wort mitzusprechen habe.

Für uns bleibt die Geschichte der Fidschi-Inseln das lehrreichste Blatt in der Geschichte der Südsee, weil es uns den großen Unterschied zwischen der recht- und schutzlosen Stellung, welche der deutsche Kaufmann ehedem im fernen Auslande einnahm, und zwischen dem ihm heute überall zuteil werdenden mächtigen Schutz klar vor Augen führt. Durch grobe Rechtsverletzung hatte man sich dort nach der Annexion der Inseln von der lästigen deutschen Konkurrenz zu befreien gesucht, und 10 Jahre vergingen, bevor die dort geschädigten Deutschen die geforderte Entschädigung erhielten.

Auf den Fidschi-Inseln herrschten schon in den vierziger Jahren sehr verwickelte Verhältnisse. Der König Cacobau oder Thakombau war zwar trotz aller Bemühungen der Wesleyaner nicht Christ geworden, aber er zeigte sich doch den Missionären freundlich, weil er einsah, daß ihre Lehren über kurz oder lang den Sieg über das Heidentum erringen würden und er die Macht der Fremden zur Befestigung seiner Herrschaft zu benutzen gedachte. Obwohl er sich König der Fidschi-Inseln nannte, war ihm doch nur ein Teil der Gruppe, der westliche, unterthan, während in dem Tonga benachbarten östlichen ein Verwandter des Königs Georg sich zum Herrscher emporgeschwungen hatte und auch noch mehrere Häuptlinge der westlichen Inseln sich mehr oder minder von Thakombau unabhängig zu erhalten wußten. Engländer und Amerikaner betrachteten die Inseln mit begehrenden Blicken, und bald gesellten sich zu ihnen auch die Franzosen. Während die wesleyanischen Missionäre im stillen für den Anschluß an England wirkten und Sympathieen für dasselbe zu erwecken suchten, traten die Amerikaner ziemlich gewaltthätig auf. Das Haus des amerikanischen Konsuls Williams war niedergebrannt, und derselbe verlangte von Thakombau Schadenersatz für die während des Brandes von den Eingeborenen ihm geraubten Gegenstände. Er berechnete seinen Verlust im Jahre 1851 auf 3001 Dollars 38 Cents, und seine zunächst nicht beachtete Forderung stieg in einigen Jahren durch Hinzurechnung der Zinsen und der Ersatzansprüche für einen zweiten Diebstahl auf 45 000 Dollars. Obwohl die Berechtigung dieser Forderung sogar von Amerikanern angezweifelt wurde, zwang man doch den König Thakombau durch Drohungen zur Unterzeichnung einer Urkunde, durch welche er sich verpflichtete, vollen Schadenersatz zu leisten. Als nun die Amerikaner Zahlung verlangten, gleichzeitig der König von Tonga 240 000 Mark Entschädigung für früher geleistete Hilfe forderte und überdies die Franzosen Miene machten, sich auf den Inseln festzusetzen, sah Thakombau keinen andern Ausweg aus seinen Verlegenheiten als die Abtretung des Landes an England, aber dieses wies das Anerbieten zurück. Dagegen kam ein Vertrag mit einer Melbourner Gesellschaft, der Polynesian Company zustande, welche dem bedrängten König gegen Abtretung von 45 000 Hektaren einen Betrag zahlte, mit welchem die Forderung der Amerikaner wenigstens zum größern Teile beglichen werden konnte. Der König wurde nun auch Christ, besetzte viele der wichtigsten Verwaltungsämter mit Europäern und veranlaßte auch die Mehrzahl seiner Unterthanen, das Christentum anzunehmen. Die Inseln kamen trotzdem nicht zur Ruhe, so daß Thakombau 1874 dieselben nochmals England anbot, jedoch mit keinem bessern Erfolge als das erste Mal. Von England abgewiesen, soll er sich auch an Deutschland gewendet haben, welches wegen der von Deutschen erworbenen Ländereien auf den Inseln ein großes Interesse an der Konsolidierung der Verhältnisse haben mußte, aber auch bei dieser Macht fand er nicht das gewünschte Entgegenkommen. Als aber Thakombau im Herbst desselben Jahres England zum dritten Mal aufforderte, von den Inseln Besitz zu ergreifen, war man endlich in London andern Sinnes geworden. Der an Deutschland ge-

richtete Antrag scheint die Engländer darauf aufmerksam gemacht zu haben, wie leicht sich eine andere Macht auf den Fidschi-Inseln festsetzen konnte, wenn sie noch länger mit der Besitzergreifung zögerten, und sie erklärten daher, Thakombaus Wunsch entsprechend, die Inseln am 30. September 1874 für eine britische Kolonie. Thakombau verzichtete für immer auf seine Königswürde und erhielt als Entschädigung einen Jahrgehalt von 30 000 Mark.

Sir Arthur Gordon wurde zum Gouverneur der Inseln ernannt, und derselbe ging ungesäumt ans Werk, geordnete Verhältnisse herzustellen. Die alte Verfassung mit der jährlich stattfindenden Versammlung aller Häuptlinge, dem Bei Bose, wurde beibehalten, mit dem einzigen Unterschiede, daß in demselben die Stelle des Königs der mit königlichem Pomp auftretende Gouverneur einnahm. Die Steuern, welche in Naturalien entrichtet werden, wurden geregelt und mancherlei Mißbräuche, welche namentlich das niedere Volk schwer

Tonganerin.

empfand, beseitigt. Die Verbreitung des Christentums machte rasche Fortschritte, und heute sind bereits alle Eingeborenen Christen, allerdings sehr viele nur dem Namen nach, wie dies ja von Leuten, die noch vor 10 Jahren Kannibalen waren, kaum anders zu erwarten ist.

Der Einführung geordneter Zustände auf den Inseln verdanken wir auch die ersten genauen Angaben über ihre Bevölkerungszahl. Nach der Volkszählung von 1881 gab es in dem Archipel 115 635 Vitier oder Fidschi-Insulaner, 2293 Weiße (Engländer, Deutsche, Amerikaner), 5634 melanesische Arbeiter, 733 Mischlinge, 528 chinesische Kulis und 156 andere Polynesier, so daß die Gesamtbevölkerung des Archipels 124 999 Seelen betrug, immerhin eine sehr dünne Bevölkerung, auch wenn man nicht besonders dicht bevölkerte europäische Länder in Vergleich zieht. An Boden, der eine größere Bevölkerung ernähren könnte, fehlt es aber nicht, und wir werden daher zweifellos sowohl durch die Einwanderung Weißer, als durch das Anwachsen der Zahl der fremden Arbeiter schon in der nächsten Zeit die Bevölkerungsziffer bedeutend steigen sehen.

Man konnte erwarten, daß die Übernahme der Inseln unter englische Verwaltung für die Europäer, welche dort Grundbesitz erworben hatten, eine Sicherung ihres Besitzes bedeute, daß England ihre Rechte anerkennen und bestätigen werde, aber gerade das Gegenteil war der Fall. Ein alsbald nach der Annexion erlassenes »Statute of Limitation« bestimmte nämlich, daß die Gerichte Klagen wegen vor dem 1. Januar 1871 kontrahierter Schulden nicht annehmen dürften. Nun hatten aber die deutschen Kaufleute den Fidschipflanzern seit Jahren Waren geliefert und Vorschüsse geleistet, welche eine beträchtliche Summe repräsentierten, und die Verordnung verursachte daher keine geringe Aufregung, da sie die Kaufleute mit einem Federstrich ihres Eigentums verlustig erklärte.

Dergleichen Rechtsverletzungen mußte sich der deutsche Kaufmann früher, als der Arm Deutschlands noch nicht über die Meere reichte, gar oft gefallen lassen, aber die Verhältnisse hatten sich inzwischen geändert. Die Berichte der kaiserlichen Konsuln in Sidney und Levuka bewogen das Deutsche Auswärtige Amt, im April 1875 in London durch den kaiserlichen Botschafter Grafen zu Münster Vorstellungen erheben zu lassen und

Tonganerin.

die Hoffnung auszudrücken, „es werde die großbritannische Regierung bei definitiver Regelung der Rechtsverhältnisse auf den Fidschi-Inseln Vorsorge treffen, daß alle wohlbegründeten Ansprüche deutscher Reichsangehöriger unter dem neuen Regime nicht nur auf einen höhern Grad von Rechtssicherheit, sondern auch auf eine wohlwollendere Rücksichtnahme zählen dürfen als bisher.“ [31]) Die Antwort lautete, es sei durchaus nötig gewesen, den zahllosen Reklamationen gegen die frühere Regierung der Fidschi-Inseln eine gewisse Grenze zu setzen, und der Gouverneur der Fidschi-Inseln, Sir Arthur Gordon, verschärfte noch die beanstandete Maßregel, indem er den Termin, von welchem ab alle Ansprüche gegen die frühere Fidschi-Regierung null und nichtig sein sollten, vom 1. Januar 1871 auf den 10. Oktober 1874 vorrückte. Die deutschen Vorstellungen blieben seitens der englischen Regierung nach wie vor unbeachtet, aber unser Auswärtiges Amt verlor die Angelegenheit nicht aus den Augen. Als im Jahre 1879 Sir Arthur Gordon nach London kam, wurde unser

[31]) Weißbuch. Vorgelegt dem Deutschen Reichstage in der 1. Session der 6. Legislatur-Periode. Zweiter Teil. Berlin, Carl Heymanns Verlag, 1845, Seite 5 u. folg.

Botschafter sofort beauftragt, seinen Aufenthalt daselbst zur Förderung der immer noch unentschiedenen Landreklamationen zu benutzen. Sir Gordon versicherte, daß ihm selbst sehr daran gelegen sei, die Angelegenheit zu erledigen, und daß die Prüfung der Ansprüche rasch fortschreite. Bis zu seiner Abreise von Fidschi seien bereits zwischen 800 und 900 Reklamationen geprüft und anerkannt worden, darunter viele von deutschen Unterthanen, und die Untersuchungen hätten im vergangenen Jahre nur wegen seiner Abwesenheit und wegen des Mangels einer ausreichenden Zahl von Vermessern langsamere Fortschritte gemacht. Was bisher geleistet worden, sei keine unbeträchtliche Arbeit. Eine eigentümliche Illustration zu diesen im Juni 1879 gegebenen Versicherungen Sir Arthur Gordons bildete ein vom November desselben Jahres datierter Bericht des Korvettenkapitäns Mensing I., aus welchem hervorging, daß noch immer keine Entscheidung über die Besitztitel herbeigeführt, vielmehr die durch frühere Verfügungen des Gouverneurs bereits anerkannten Besitztitel durch die letzten Verfügungen des Fidschi-Gouvernements wieder in Frage gestellt seien. Immer und immer wieder mahnte die deutsche Regierung in London zu einer beschleunigten und der Gerechtigkeit und Billigkeit entsprechenden Erledigung, aber trotzdem war im Mai 1881 der Stand der Angelegenheit immer noch kein befriedigender. Sechs Jahre nach der Annexion der Fidschi-Inseln hatte nach einem Bericht, welchen Herr Sahl, der Chef der Firma Rabone Feez & Ko., dem Reichskanzler einsandte, diese Firma für 6747 Acres, auf welche sie Anspruch erhob, die Bestätigung (crown grants) des Eigentumsrechts erhalten. Für 3974 Acres hatte man die Gewißheit der Anerkennung, aber nicht die crown grants erhalten, da das Land noch nicht vermessen war, für 10570 auf den Namen der Firma erworbenes und 3620 Acres von ihren Schuldnern verschriebenes Land hatte sie auch keine crown grants erhalten, beziehungsweise waren dieselben verweigert worden, für 6630 Grundbesitz und 2000 Acres Pachtung auf 99 Jahre, welche mit 1000 Acres Kokosnußbäumen und 100 Acres Baumwollenstauden bepflanzt waren, war noch gar keine Entscheidung zugegangen. Die Verluste, welche dadurch der Firma erwuchsen, waren nicht unbedeutend. In ihren Ländereien war im Jahre 1875 die Summe von 1 640 000 Mark angelegt, welche nun bereits 6 Jahre brach gelegen hatte, wodurch der Zinsverlust (etwa 8% pro anno) bereits die Höhe von 96 248 Mark erreichte, ganz abgesehen von den auf etwa 150 000 Mark geschätzten Kosten, welche die Geltendmachung der Ansprüche bereits verursacht hatte. Infolge dessen richtete die Firma an den Reichskanzler die Bitte, an betreffender Stelle eine Entschädigung für den ihr erwachsenen Verlust von 96 248 Mark zu beantragen, und wies darauf hin, daß die Zukunft der Brüder Hennings, welche mehrere Häuser auf den Fidschi-Inseln besaßen, davon abhänge, ob das auf Ländereien vorgestreckte Kapital verloren sei oder nicht. Erst im Juli 1882 ließ sich aber Lord Granville auf wiederholtes Drängen zu der Erklärung herbei, daß er dem Gouverneur von Fidschi befohlen habe, „die Sache sofort einer genauen Untersuchung zu unterziehen." Die Geschädigten begannen sich nun auch zu rühren, umsomehr, da der kaiserliche Konsul in Levuka alle Deutschen auf Fidschi aufforderte, ihm ihre Beschwerden gegen das Verfahren und die Entscheidungen der vom Gouverneur eingesetzten Landkommission so bald als möglich bekannt zu geben. Mehrere Petitionen der geschädigten Reichsangehörigen wurden dem Reichskanzler überreicht. Der kaiserliche Generalkonsul in Sidney wurde mit der Begutachtung der deutschen Reklamationen betraut, und durch dieselbe wurde die Kaiserliche Regierung in ihrer Überzeugung von der Berechtigung der ihr vorgetragenen Beschwerden bestärkt. Sie ließ daher im April 1883 abermals in London die Rechte der Reichsangehörigen geltend machen, mit dem Bemerken, daß in Fällen, wo infolge der ergangenen Entscheidungen die reklamierten Ländereien bereits an Eingeborene überwiesen oder von den Behörden für öffentliche Zwecke verwandt worden seien, wo die Rückgabe also thatsächlich Schwierigkeiten bieten würde, eine von Kommissarien der beiden Regierungen zu bestimmende Entschädigung zu gewähren sei. In einem dem englischen Botschafter mitgeteilten Memorandum wurden gleichzeitig die thatsächlichen und prinzipiellen Momente, auf welche die Deutschen Reklamanten ihren Anspruch auf eine diplomatische Vertretung ihrer Rechte gründeten, auseinandergesetzt:

„Nach Artikel 4 des Zessionsvertrages vom 10. Oktober 1874 soll alles nicht bona fide Eigentum von Privatpersonen u. s. w. Kronland werden. Es folgt hieraus, daß der Kronfiskus bei allen Untersuchungen

und Entscheidungen über die bona fide Erwerbung Partei ist. Das Verlangen der andern Partei nach einer Instanz, welche von fiskalischen und politischen Erwägungen frei ist, erscheint nach allgemeinen Rechtsgrundsätzen berechtigt. Die in den einzelnen Fällen stattgehabten Untersuchungen und Entscheidungen, welche durch ein ad hoc erlassenes Gesetz als endgültig bezeichnet werden, sind aber von Behörden ausgegangen, welche nach ihrer Zusammensetzung den Anspruch nicht erheben können, von der andern Partei als an dem Ausgang des Prozesses sachlich uninteressiert angesehen zu werden. Nach der Zessionsurkunde hätte die Untersuchung sich auf den thatsächlichen Nachweis der bona fide Erwerbung beschränken müssen, und wäre der Nachweis in denjenigen Fällen als erbracht anzusehen gewesen, in denen die Erwerbung mit Berücksichtigung der unter der frühern Landesregierung gültigen Formen amtlich bekundet war. Statt dessen haben die zur Untersuchung und Entscheidung berufenen Verwaltungsbehörden sogar in solchen Fällen die bona fide Erwerbung nicht anerkannt, wo von den Reklamanten Urkunden produziert wurden, welche den Namen von Fürsten und sogar des frühern Königs der Fidschi-Inseln und der Minister desselben trugen, wie die folgenden Beispiele beweisen: Der deutsche Reichsangehörige Friedrich Wilhelm Hennings erwarb im Jahre 1865 für den Kaufpreis von 3000 Dollars die Insel Malaki von einem Engländer, Mr. Swanston, welcher dieselbe für 500 Dollars am 24. Januar 1861 unter Mitwirkung des britischen Konsuls Pritchard von den zur Verfügung über das Eigentum an der Insel berechtigten Häuptlingen gekauft hatte. Es fand sofort eine thatsächliche Okkupierung statt, und liegen Beweise vor, daß auch die Eingeborenen das Eigentumsrecht des Herrn Hennings stets anerkannten. Dieses Recht wurde am 25. Februar 1873 durch eine von König Cakobau ausgestellte und von dem Minister Woods gegengezeichnete Urkunde ausdrücklich bestätigt. Die Firma zahlte für die Insel sechs Jahre hindurch Grundsteuer, ohne aus ihrem Besitze, der ihrer freien Verfügung entzogen war, einen Gewinn erzielen zu können. Die Landkommission untersuchte ihr Eigentumsrecht erst im Mai 1880. Auf den Bericht der Kommission wurde der Anspruch des Reklamanten zunächst von der ersten zur Entscheidung berufenen Instanz, dem Governor in Council, anerkannt und am 2. September 1880 ward das vorgeschriebene Eigentums-Zertifikat ausgehändigt. Die Kolonialbehörde unterließ jedoch, die durch §. 6 des Gesetzes vom 2. Oktober 1879 vorgeschriebene Veröffentlichung der Entscheidung des Governor in Council in der Royal Gazette zu veranstalten. Da von dem Datum einer solchen Veröffentlichung die gesetzliche zweimonatliche Berufungsfrist berechnet wird, hatte diese Unterlassung zur Folge, daß eine am 10. November 1880 von dem Vertreter der Eingeborenen eingereichte Berufung nicht als verspätet abgewiesen, sondern daß daraufhin zunächst die bisher versäumte Veröffentlichung in der Royal Gazette angeordnet wurde, welche dann am 1. Oktober 1881, also mehr als ein Jahr nach der Ausstellung des Eigentums-Zertifikats, erfolgte. Auf diese Art wurde es ermöglicht, daß der sonst unanfechtbare Anspruch der deutschen Ansiedler wieder in Frage gestellt wurde und die Gegenpartei noch nach Ablauf einer so langen Frist an die Berufsinstanz appellieren konnte. Diese Behörde, welche in der Hauptsache aus den nämlichen Personen besteht, die bereits in erster Instanz thätig waren, hat sodann, ohne daß die betreffenden Eingeborenen im Termine erschienen, oder eine Zeugenvernehmung, resp. sonstige Verhandlung stattgefunden hätte, dem Reklamanten das Eigentum an der Insel Malaki endgültig und ohne Schadenersatz aberkannt, obwohl nicht nur eine, die bona fide Erwerbung über jeden Zweifel erhebende, vom Staatsoberhaupte sanktionierte Besitzurkunde produziert wurde, sondern auch hier der Fall vorlag, wo nach dem gemeinen Recht für den bona fide Erwerber schon der Nachweis eines zehnjährigen Besitzes (inter praesentes) genügt, um durch Usucaption die Anerkennung seines Eigentums zu erlangen. In ähnlicher Weise wurde hinsichtlich der Insel Nacula verfahren. Das Haus F. W. Hennings, welches schon seit dem Jahre 1859 auf Fidschi seßhaft ist, verkaufte im Jahre 1866 einem der mächtigsten Häuptlinge von Fidschi, Namen Tui Bua, damals unabhängiger Herrscher des Kingdom of Bua, etwa 1200 Schafe für die Summe von 870 Pfd. St. Nachdem die hierfür von Tui Bua gegebenen Schuldscheine fällig geworden, übertrug dieser dem Hause Hennings an Zahlungsstatt das Eigentum an der Insel Nacula. Der hierüber aufgenommene Verkaufsvertrag ist seinerzeit durch den damals im Dienste Tui Buas stehenden

Mr. David Wilkinson, nach der englischen Besitzergreifung Minister »for native affairs«, gegengezeichnet und unter dem 8. September 1869 von dem britischen Konsul Thurston im englischen Konsulat zu Levuka eingetragen. Als kurz vor der Session der Fidschi-Inseln von England der Häuptling Tui Bua die Oberhoheit des Königs Cakobau anerkannte, geschah dies unter der Bedingung, daß dieser außer anderen Regierungsakten Tui Buas auch jene Eigentumsübertragung ausdrücklich als zu Recht bestehend anerkannte. Die zur Entscheidung dieser Reklamation berufenen Administrativbehörden haben indeß die von Tui Bua unter Mitwirkung englischer Beamten ausgestellte Besitzurkunde als ungenügend für den Nachweis der bona fide Erwerbung bezeichnet, weil das damalige Recht Tui Buas, über die Insel Nacula zu verfügen, jetzt von Eingeborenen bestritten worden sei. Es hat also in diesem Falle die zur Prüfung der bona fide Erwerbung berufene Behörde sich für ermächtigt gehalten, über die Rechtsbeständigkeit staatsrechtlicher Akte vor der englischen Erwerbung ein Urteil abzugeben, welches geradezu im Widerspruch steht mit der Thatsache, daß die Abtretung von Fidschi an England auf Grund einer Urkunde erfolgte, die von dem Könige Cakobau und den anderen Häuptlingen der Inselgruppe als den Inhabern der rechtmäßigen Regierungsgewalt unterzeichnet war. Ist auf englischer Seite die Befugnis der Häuptlinge anerkannt worden, in staats- und völkerrechtlicher Beziehung über das von ihnen beherrschte Land zu verfügen, so können um so weniger die von denselben Häuptlingen vorgenommenen Verkäufe von Ländereien an Privatpersonen hinterher wegen angeblich mangelnden Verfügungsrechtes derselben für ungültig erklärt werden."

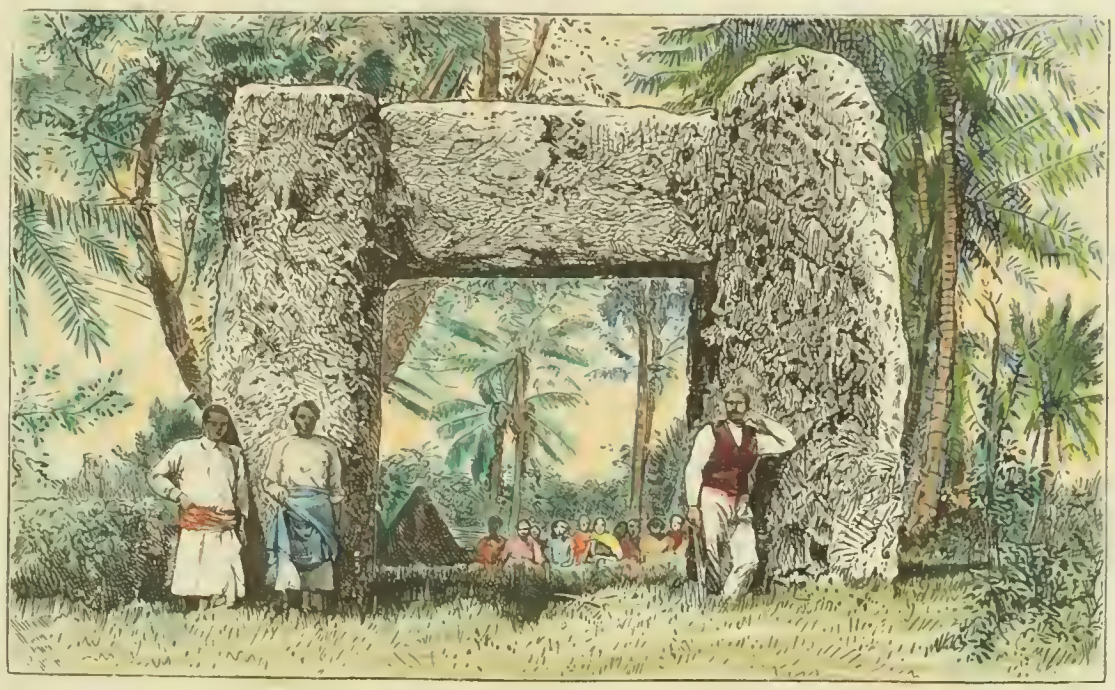
Weiter wurde ausgeführt, daß die englische Regierung von Cakobau nicht mehr Rechte erwerben konnte, als dieser selbst besaß, und wenn das private Eigentum an den Inseln Malaki und Nacula an deutsche Reichsangehörige in der hergebrachten Form übertragen wurde, so habe durch den Sessionsvertrag die englische Krone nicht das Privateigentum an diesen Inseln erwerben können. Überdies lasse sich zu Gunsten der Deutschen die exceptio rei venditae et traditae geltend machen, da die Deutschen sowohl als die englische Krone ihre Eigentumsansprüche von der frühern Regierung der Inseln ableiten, ersteren aber der Besitz der streitigen Ländereien früher übertragen worden sei. In London betonte man dem gegenüber, wie schwer es beim besten Willen sei, den deutschen Reklamationen zu entsprechen, weil dies einen Sturm von Reklamationen auch von Seiten anderer Ansiedler hervorrufen würde. Unmittelbar vor der Annexion seien viele Willkürlichkeiten vorgekommen, ein Individuum habe z. B. einige tausend Acres für eine alte Flinte gekauft, und derartiges hätte man nicht sanktionieren können. Die deutschen Reklamanten hätten überhaupt keinen Grund zur Klage, da die Annexion für sie nur ein Vorteil war, indem Grund und Boden seitdem so im Preise gestiegen, daß ihr verringerter Besitz immer noch mehr wert sei als der frühere.

Die englische Regierung verschanzte sich immer wieder hinter dem Einwand, ein Eingehen auf die deutschen Vorschläge würde zur Folge haben, daß jeder Reklamant jeder andern Nationalität, dem es nicht gelungen, seinen Rechtstitel von dem zu diesem Behuf eingesetzten Gerichtshof anerkannt zu sehen, dieselbe Rücksicht beanspruchen könnte, wodurch alle Resultate der jahrelangen mühevollen Arbeit der Landregelung vernichtet würden. Man könnte daher auf die Vorschläge nicht eingehen, wenn nicht die klarsten Beweise erbracht würden, daß die jetzt zustande gekommene Regelung mit den allgemeinen Grundsätzen natürlicher Gerechtigkeit in Widerspruch stehe. Lord Derby drückte gleichzeitig seine Besorgnis aus, daß die deutsche Regierung betreffs der fraglichen Beschwerden nur sehr unvollkommene Informationen erhalten habe.

Nachdem wiederholte Berichte des Herrn Sahl neues Material zur Beurteilung der Frage geliefert hatten, erneuerte nach sorgfältiger Prüfung derselben die deutsche Regierung im Oktober 1883 ihren Vorschlag, die Reklamationen durch beiderseitige Komissare prüfen zu lassen, worauf das Londoner Kabinet bisher die Antwort schuldig geblieben war, aber auch diesmal blieb der Vorschlag unbeantwortet, so daß er am 31. Dezember zum dritten Mal vorgebracht werden mußte. Nun erst lehnte die englische Regierung die Ernennung einer Kommission ab, weil die deutschen Reklamanten zu zwei verschiedenen Malen Gelegenheit gehabt hätten, ihren Rechtstitel vor Tribunalen zu beweisen, die zum Zwecke der Untersuchung solcher Rekla-

mationen waren eingesetzt worden. Ihrer Majestät Regierung sei außer Stande, eine derartige Änderung der Gesetze von Fidschi zu beantragen, als erforderlich sein würde, um die Entscheidungen des Court of rehearing durch eine gemischte Kommission prüfen zu lassen. Dem gegenüber wandte man von Berlin ein, daß sich in Fidschi keine Kommission bilden ließ, welche die nötige Unbefangenheit besessen hätte, und daß in der That mehr als die Hälfte der Mitglieder der Landkommission teils von der Kolonialregierung, teils von dem Gouverneur abhängig gewesen seien und deshalb der für ihre Aufgabe unerläßlichen Selbständigkeit und Unbefangenheit entbehrt hätten. Es werde sogar englischerseits anerkannt, daß große Härten vorgekommen seien; um solche Härten handle es sich bei den Reklamanten, und die deutsche Regierung glaube deshalb, daß eine gemischte Kommission am besten imstande sein werde, sie auszugleichen.

Erst im Mai 1884 ersuchte die englische Regierung um Übermittelung des ganzen Materials für die Begründung einer jeden Reklamation, indem sie sich bereit erklärte, unverzüglich einen jeden einzelnen Fall sorgfältig zu prüfen, nötigenfalls den deutschen Vorschlag einer gemischten Kommission in Erwägung zu ziehen. In Berlin befriedigte dies nicht. Da die englische Regierung nur in solchen Fällen eine Kommission heran-



Altes tonganisches Steinthor.

ziehen wollte, in welchen die beanstandete Entscheidung Mängel der kolonialen Gesetzgebung oder Verwaltung zur Folge hatte, wurde die ganze Zusage illusorisch. Wenn sich ferner die englische Regierung die Entscheidung darüber vorbehielt, welche Fälle, nachdem sie von ihr untersucht worden, einer Kommission überwiesen werden sollten, mußte man befürchten, daß das Material so gesichtet wurde, daß vor die Kommission nur unerhebliche Fälle gelangten. Auf die wiederholten Vorstellungen des deutschen Botschafters erklärte sich Lord Granville endlich im Juni bereit, den deutschen Vorschlag anzunehmen. Eine Kommission — aus einem deutschen und einem englischen Beamten bestehend — sollte jeden einzelnen Fall prüfen und das Ergebnis der Prüfung den beiden Regierungen unterbreiten. Als Kommissar von deutscher Seite wurde der Generalkonsul in Sidney, Dr. Krauel, bestimmt, zugleich betreffs des britischen Kommissars der Wunsch ausgesprochen, daß derselbe nicht aus den an Ort und Stelle befindlichen Beamten entnommen, sondern eine unparteiische, der lokalen Beeinflußung nicht unterworfene Persönlichkeit von England aus entsendet werde.

Nach 10 Jahre langen Verhandlungen ist durch diese Kommission endlich der Streit einer befriedigenden Lösung zugeführt worden. Durch die Anerkennung der deutschen Ansprüche konnte zwar nicht mehr eine

Zurückgabe des streitigen Landes an die verdrängten Eigentümer bewirkt werden, aber England kaufte ihre Ansprüche ab und zahlte eine nicht unbedeutende Entschädigungssumme. Der große Verlust, welcher den deutschen Firmen drohte, ist also glücklich abgewendet worden, aber der Löwenanteil bei der Teilung ist doch England zugefallen, welches durch die Annexion der Inseln seinen Besitz in der Südsee um eine kostbare Erwerbung vermehrt hat und sich gleichzeitig, allerdings durch einen vom Rechtsstandpunkte nicht zu billigenden Gewaltstreich einen großen Teil des bereits in fremde Hände übergegangenen Grund und Bodens gesichert hat. Mit der kärglichen Abfindungssumme, die es zahlte, hat es seinen Besitz nicht zu teuer erkauft, umsoweniger als seit Einführung geordneter Zustände der Wert des Ackerlandes auf Fidschi ganz bedeutend gestiegen ist.

Seit der Annexion haben sich die Fidschi-Inseln glänzend entwickelt. Im Jahre 1883 hatten sie schon etwa 128 000 Einwohner, wovon 100 000 Fidschi-Leute, 2500 Weiße, der Rest Polynesier und Kulis waren. Diese Bevölkerung verteilte sich auf Inseln im Gesamtflächeninhalt von 380 □ Meilen (20 807 □ Kilometer; etwa so groß wie Württemberg), konnte also durchaus nicht als dicht bezeichnet werden. Da jedoch viele Inseln gebirgig sind, gestaltet sich im Hinblick auf die anbaufähigen Gebiete das Verhältnis der Bevölkerungsdichtigkeit günstiger als wenn man bloß den Gesamtflächeninhalt des Archipels in Betracht zieht. Die Hauptinsel ist Viti-Levu (Groß-Viti), 210,7 □ Meilen (11 600 □ Kilometer) groß, also mehr als die Hälfte des Areals des ganzen Archipels einnehmend. Rings um diese, am dichtesten bevölkerte Insel liegen viele kleinere: Vatu Lele, Mbengha, Malolo, die Hudsons-Inseln, Mbau u. s. w., keine über 2 □ Meilen groß. Die zweitgrößte Insel des Archipels ist Vanua Levu, welches, mehrere kleine Küsteninseln mitgerechnet, 116,3 □ Meilen (6406 □ Kilometer) mißt. Die schönste der Fidschi-Inseln ist Tavinni, der „Garten von Viti", nur 553 □ Kilometer groß und im Innern vollständig von Gebirgen und einem Vulkan eingenommen. Ihr kommt an Größe zunächst das bergige Kandavu mit 535 □ Kilometer, sehr dicht bevölkert, da es gegen 10 000 Einwohner zählt. Unter den übrigen Inseln zeichnen sich noch durch Schönheit aus Wulanga und Matuku; das kleine Ovalau hat sich zum Zentralpunkt des Handels der ganzen Gruppe emporgeschwungen, und auf ihm liegt auch das 600 Einwohner zählende Städtchen Levuka, der Sitz der Konsuln von Deutschland, Italien und den Vereinigten Staaten. Erwähnung verdienen außerdem noch die Inseln Koro, Moala, Moenga, Nairai, Narua und Totoya. Auf Viti-Levu befindet sich ein bedeutender Fluß, der ein weites Delta bildende Wai Levu, welchen Schiffe von 15 Tonnen bis zur Vereinigungsstelle seiner beiden Quellflüsse Wai in Mbuka und Wai in Mala befahren können, und auch ein zweiter Fluß, der längste des Archipels, die Singa Toka, ist in ihrem Unterlauf größeren Fahrzeugen zugänglich, während Stromschnellen und starkes Gefälle die übrigen Flüsse für Schifffahrt unbrauchbar machen. Von den Flüssen der Insel Vanua Levu ist nur einer, der Ndekreti, bis 40 Kilometer oberhalb seiner Mündung schiffbar. Der Boden zeichnet sich überall durch Fruchtbarkeit aus, und namentlich die Insel Viti-Levu ist sehr fruchtbar, obwohl sie für die Kultur von Kokospalmen nicht so geeignet ist wie Vanu-Levu, welches sehr bedeutende Kokospflanzungen besitzt. Überall sieht man auf den Inseln die Spuren des Wirkens der Europäer, aber am meisten wird man durch das überrascht, was in Levuka auf Ovalau geschaffen worden ist. Schon von der See aus nimmt man wahr, daß dies keine gewöhnliche Eingeborenenstadt ist. Zahlreiche Warenhäuser stehen am Ufer, überall sieht man Landungsbrücken und Werften, und weißgetünchte freundliche Häuser ziehen sich den Strand entlang. Auf einer Wanderung durch die Stadt bemerkt man alsbald eine Menge Verkaufsläden und entdeckt, daß hier außer zwei Bankfilialen auch noch zahlreiche Versicherungsgesellschaften und andere Finanzunternehmungen vorhanden sind, wie denn Levuka auch bereits eine Handelskammer besitzt. Die Fremden, die hier ansässig sind, gehören den verschiedensten Staaten und Nationen an. Deutschland, England, Australien, Frankreich, die Vereinigten Staaten, China, Indien, die Inseln Polynesiens und das Festland von Afrika haben Vertreter hierher gesendet, und fast ebenso mannigfaltig wie das Sprachengewirr, das hier an unser Ohr schlägt, sind die Religionen, die man in Levuka vertreten findet und deren Bekenner mitunter recht stattliche Gotteshäuser erbaut haben.

Unter den modernen Einrichtungen, welche Levuka aufzuweisen hat, dürfen wir nicht das Hospital vergessen, müssen ferner noch erwähnen, daß daselbst ein Pflanzerverein und ein Handwerkerverein bestehen, von denen der letztere eine Bibliothek von 2500 Bänden besitzt, und daß in dem Städtchen vier Zeitungen erscheinen, darunter eine unter dem Titel „Ne Mata" in der Sprache der Fidschi-Inseln. Das sind gewiß sehr erfreuliche Erfolge, und mit ihnen geht der rasche Aufschwung des Handels und die Steigerung des Wohlstandes Hand in Hand.

Nach den vorliegenden Berichten betrug die Ausfuhr von Kopra, Zucker, Kaffee, Kokosfasern und Baumwolle in den Jahren 1875 bis 1882:

Kopra:			Kokosfasern
1875:	40 003 Lst.		1796 Lst.
1877:	79 405 „		
1878:	122 194 „		
1879:	40 725 „	auf 12 921 Acres	
1880:	119 925 „	„ 16 350 „	4920 „
1882:	51 608 „		

Zucker:			Baumwolle:		
1875:	3417 Lst.		1875:	25 853 Lst.	
1876:	10 433 „		1876:	12 022 „	
1877:	16 170 „				
1879:	26 687 „	auf 1838 Acres	1879:	28 692 Lst.	auf 3815 Acres
1880:	23 920 „	„ 2160 „	1880:	30 070 „	„ 5176 „
1882:	58 857 „	„ 3000 „	1882:	18 382 „	

Kaffee:		
1877:	168 Lst.	
1878:	15 „	
1879:	400 „	auf 1260 Acres
1880:	7405 „	„ 1529 „
1882:	2782 „	

„Der englische Anteil an dem Ausfuhrwerte Fidschis[35]) betrug im Jahre 1875 62 Prozent, im Jahre 1880 von der inzwischen verdreifachten Ausfuhr schon 93 Prozent, am Einfuhrwerte sogar 97 Prozent. Also auch hier wie auf den Samoa-Inseln, wo der deutsche Anteil am Einfuhrwerte in den Jahren 1878 bis 1880 von 91 auf 70 Prozent sank, haben die Deutschen, besonders Hamburger Firmen, sich den Handel von Engländern und Amerikanern abjagen lassen. Ein gleiches Bild der steigenden Entwickelung und der für England erwachsenden Monopolisierung des Handels bietet die Betrachtung des Schiffsverkehrs in den zwei Haupthäfen der Inseln Levuka auf Ovalau und Suva, der jetzigen Hauptstadt auf Viti Levu, die durch regelmäßige Dampfschiffahrten mit einander in Verbindung stehen, während ein dritter Hafen, Loma, im Jahre 1882 als für den Handel zu unbedeutend geschlossen ist. — Im Jahre 1877 liefen in diese Häfen 100 Schiffe mit 20 192 Tons ein, unter Englischer Flagge davon 77 Schiffe mit 13 000 Tons; im Jahre 1880 stieg die Zahl der einlaufenden Schiffe auf 157 mit 32 933 Tons, wovon England 122 mit 25 000 Tons (46 Dampfer) hatte. — Alle übrigen Nationen teilten sich im Jahre 1877 in 23 Segelschiffe und im Jahre 1880 in 34 Segelschiffe und 1 Dampfer von 80 Tons. Hoffentlich wird die in Aussicht genommene Postverbindung mit überseeischen Ländern nunmehr auch diese Inseln näher an Deutschland bringen. Regelmäßige Dampferverbindungen bestehen zwischen den Fidschi-Inseln und Sidney, Neu-Seeland, Melbourne, die jedoch auch nur

[35]) Die Fidschi-Inseln im Jahre 1883. Von A. Vollmer. — Petermanns Mitteilungen, 1884, Seite 151.

dadurch ins Leben treten und sich erhalten konnten, daß die Englische Regierung ihnen sehr bedeutende Zuschüsse zahlte."

Die Plantagen und ebenso die Zuckermühlen haben sich bedeutend vermehrt. Man zählt heute auf allen Inseln etwa 400 Plantagen. Die Vermehrung der Plantagen hat selbstverständlich auch die Nachfrage nach Arbeitern bedeutend gesteigert, und bei allem Aufschwung, den die Inseln genommen haben, ist die Arbeiterfrage immer noch von einer befriedigenden Lösung sehr weit entfernt. Während heute überall viel mehr Arbeiter gebraucht werden als früher, ist die Abneigung der Polynesier, ihre Heimat zu verlassen und auf anderen Inseln Dienste zu leisten, gestiegen. Wie sehr das Angebot hinter der Nachfrage zurückbleibt, mögen einige Zahlen zeigen. Die englische Regierung, welche seit dem Jahre 1876 die Zufuhr der Arbeiter von den Nachbarinseln besorgt, vermochte im Jahre 1882 nur 2036 Arbeiter den Pflanzern zuzuweisen, während 3461 verlangt wurden. Noch ärger war teilweise das Misverhältnis in den vorangegangenen Jahren. Statt 2239 waren im Jahre 1882 nur 1275 Arbeiter, im Jahre 1880 statt 2275 nur 2534, 1879 statt 2280 nur 1858, und 1878 statt 3300 gar nur 1520 vorhanden. Zu dem ungenügenden Angebot kommt dann noch die große Sterblichkeit unter den Arbeitern, welche stetig zunimmt. Von 7137 Arbeitern starben 1270 in dem Zeitraum von 1878 bis 1881, und im Jahre 1882 erreichte die Sterblichkeit eine bisher nicht dagewesene Höhe: 603 von 7973. Die Mehrzahl der Todesfälle entfiel auf den Rewadistrikt, den ungesundesten der Inseln, wo überdies große Plantagen sich befinden, auf denen die Lage der Arbeiter eine minder gute ist als auf den kleinen Plantagen.

Wie die Arbeiter durch Krankheiten dezimiert werden, bleiben auch die Eingeborenen der Fidschi-Inseln nicht von Krankheiten und Epidemien verschont, welche die Berührung mit Europäern für sie zur Folge hatte. Die durch Europäer eingeschleppten Krankheiten und im Verein mit ihnen der unselige Branntweingenuß haben schon auf vielen Südsee-Inseln die Bevölkerung stark gelichtet oder gar dem Aussterben nahe gebracht. „Am deutlichsten und auffälligsten zeigt sich die Bevölkerungsabnahme auf den Sandwich-Inseln, auf Tonga, Samoa und Viti, ganz abgesehen von den Eingeborenen der Doppel-Insel Neu-Seeland, den Maoris, die sich seit den letzten Dezennien in einem erschrecklichen Grade verringern; zweifelsohne steht diese Rasse schon jetzt auf dem Aussterbe-Etat, denn wenn heute vielleicht noch 40 000 Maori Neu-Seeland bewohnen, so ist dies eine schon etwas hochgegriffene Zahl. Der Ureinwohner Neu-Seelands weiß auch selbst recht gut, daß seine ohnehin schon sehr empfindlich gelichtete Rasse über kurz oder lang einem völligen Verschwinden preisgegeben ist; sagt doch der Maori ganz von selber: „Wie des weißen Mannes Ratte die einheimische Ratte vertrieben hat, so vertreibt die europäische Fliege unsere eigene. Der eingewanderte Klee tötet unser Farnkraut, und so werden die Maori verschwinden vor dem weißen Manne selbst." Wie bei den Rothäuten Amerikas, so spielt auch bei ihren Leidensgefährten in der Südsee der „Brandy", jenes berüchtigte Feuerwasser, eine hohe Rolle, denn kaum hatten die ersten Europäer festen Fuß auf den verschiedenen paradiesischen Südsee-Eilanden gefaßt, als auch schon der „Brandy" unter den Eingeborenen die weiteste Verbreitung fand. Die hochgestelltesten Häuptlinge, die „Könige", schienen gerade das größte Wohlgefallen an jenen schädlichen Getränken zu finden. So hatte sich z. B. der vormalige König von Raiatea, Tomatau, binnen kurzer Zeit in so starkem Maße dem Trunke ergeben, daß er vollkommen regierungsunfähig ward und er seines Amtes nicht mehr im geringsten walten konnte. Glücklicherweise setzten ihn seine Unterthanen noch zur richtigen Zeit vom Throne und schickten ihn nach der Nachbarinsel Tahiti, woselbst Tomatau fast nur von Absynth seinen Lebensunterhalt bestreitet. Mit dem Laster des Trinkens riß zu gleicher Zeit unter vielen Südseevölkern eine grenzen- und beispiellose Liederlichkeit ein, die in verhältnismäßig kurzer Zeit viele Opfer forderte. Es war namentlich der Verkehr mit rohen, ungebildeten Schiffsmannschaften, welcher die Insulaner gar bald von ihrem früheren sittlichen Lebenswandel abführte auf Pfade der Unmoralität und Verwilderung, zu Ausschweifungen der gröbsten Art. Wie oft ereignete es sich, daß Matrosen europäischer Handels- oder Kriegsschiffe desertierten und von den Wilden, den gutmütigen „Kindern der Natur", aufs gastfreundlichste empfangen und aufge-

nommen wurden! Doch der Umgang mit solchen verderbten Flüchtlingen trug den Eingeborenen nichts als Schaden und Unheil zu, und nur zu leicht gewöhnten sich letztere an die Unsitten und üblen Laster ihrer Gäste, die mit einer Flasche „Brandy" von den harmlosen Insulanern verlangen konnten, was nur irgendwie im Bereiche der Möglichkeit lag. Nicht gar zu lange währte es, so hatten unter den Eingeborenen die gräßlichsten ansteckenden Krankheiten Platz gegriffen, welche hunderte von Opfern forderten. Dem Verbreiten von Krankheiten leistet der kolossale Aberglaube der meisten Eingeborenen den größtmöglichsten Vorschub; fremde Ärzte durften sich ihnen nicht nähern, der gute Wille der ersteren blieb unbeachtet und völlig resultatlos, helfen sich doch die Insulaner nicht einmal untereinander in Zeiten der Not und Gefahr, um wie viel weniger lassen sie sich von einem „weißen Manne" Ratschläge erteilen! Nicht gar zu lange Zeit ist es her, daß ein englisches Kriegsschiff auf den Viti-Inseln die Masernepidemie einschleppte, welche mit erstaunlicher Schnelligkeit viele Tausende von Vitianern erbarmungslos dahinraffte. So mögen die vorerwähnten Krankheiten im

Fidschi-Insulaner.

Verein mit dem „Brandy" als die hauptsächlichsten und schwerwiegendsten Übel erscheinen, an denen der Ozeanier noch immerwährend zu leiden hat!"

Auf den Fidschi-Inseln, berichtet ein Besucher derselben, sind die Jahreszeiten wenig von einander verschieden, nur tritt in den wärmsten Monaten eine Regenzeit ein, welche im November oder Dezember zu beginnen und im März zu endigen pflegt. Im Jahre 1881 fing sie in Vanua Levu im November an. Der Barometerstand wurde sehr niedrig und schwankte monatelang zwischen 755 und 760 mm (einige 100 Fuß über dem Meere). Das Thermometer stieg dabei oft auf 27° R. im Schatten. Die Atmosphäre zeigte bedeutenden Feuchtigkeitsgehalt. Im November fiel 20 Zoll (engl.), im Dezember ebensoviel Niederschlag. In der Neujahrsnacht auf 1882 kam die enorme Menge von 9 Zoll Wasser herab. Am 1. Januar 1882 trat ein heftiger, fast orkanischer Sturm ein. Das Barometer fiel während desselben auf 742 mm. In dem geschützten Thale richtete der Wind wenig Schaden an und verheerte die gegen Stöße sehr empfindlichen Kaffeebäume nicht besonders. Dagegen überschwemmte der Davutofluß seine Ufer beträchtlich. Während dieser Zeit

wurden die Moskitos unerträglich. O. Martin berechnet die in jenem Jahre gefallene Regenmenge auf 150 Zoll. In seiner Hütte empfand er die Widerwärtigkeiten des Regens sehr: es war schwer, Wäsche und Kleider zu trocknen. Weniger wurde die Arbeit im Freien gestört, weil der Boden schnell von der Sonne erwärmt und die Flüssigkeit aufgesaugt wird. Milder war die Regenzeit 1882 bis 1883. Im Januar fiel allerdings 20 Zoll Wasser, aber zwischen den feuchten Wochen kamen mehrere trockene. Ja die Kakao- und Nampflanzungen litten infolge der Trockenheit. Die Menge des jährlichen Niederschlags war geringer als 1881 bis 1882, Orkane kamen nicht vor. Im April war es schon angenehm kühl und blieb so bis zum September. Auch 1883 bis 1884 war der Regen nicht übermäßig. Im Januar fielen nur 6 Zoll Wasser. Der Boden war so trocken, daß das Pflanzen recht schwierig wurde. Anfangs Januar 1884 tobte ein Sturm über die Südküste von Viti Levu. Er begann mit einem heftigen Stoße heißer Luft. Dann wurde die Bewegung des Hauses so stark, daß die Kinder unter die Tische und Bettstellen krochen. Mehrere Arbeiterküchen wurden eingedrückt. Auf den Hügeln konnte man nicht aufrecht stehen bleiben. Einige schöne Orangenbäume wurden zerbrochen und die Gebäude einer Zuckergesellschaft zerstört.[36])

Diese der Niederlassung der Europäer so günstigen Verhältnisse lassen es doppelt bedauern, daß es uns nicht möglich war, auf den Inseln festen Fuß zu fassen. Den deutschen Handel hat man allerdings nicht so leicht zu verdrängen vermocht, wie man den deutschen Grundbesitzer verdrängte. Obwohl der englische Handel selbstverständlich überwiegt und der deutsche ihm bedeutend nachsteht, so ist der letztere doch größer als der aller anderen Nationen zusammengenommen und hat sich trotz der veränderten Verhältnisse mit geringen Schwankungen auf derselben Höhe erhalten.

Im Jahre 1877 waren unter 100 Schiffen mit 20 192 Tonnen Gehalt 77 englische Schiffe mit 15 000 Tonnen; 1880 zählte man bereits 122 englische Schiffe mit 24 929 Tonnen, 1881 stieg die Zahl auf 125 mit 27 023, 1882 auf 154 mit 32 236 und 1883 auf 159 mit 56 496 Tonnen. Von 1877 bis 1883 hat sich also der Tonnengehalt der englischen Schiffe fast verdreifacht. Im Jahre 1877 wies der Schiffsverkehr nur 23 nicht englische Schiffe auf. Auch diese weisen nun eine größere Zahl auf, wobei jedoch der Hauptanteil Deutschland zufällt. Über den fremden Schiffsverkehr liegen folgende Angaben vor:

	1880		1881		1882		1883	
Schiffe	Zahl	Tonnen	Zahl	Tonnen	Zahl	Tonnen	Zahl	Tonnen
Deutsche	29	6145	26	7115	16	6094	25	6618
Amerikanische	4	1030	4	989	6	2089	8	1974
Norwegische	1	354	—	—	6	2908	6	2617
Dänische	1	475	1	244	—	—	—	—
Französische	—	—	1	71	—	—	1	637
Bolivianische	—	—	—	—	1	441	—	—
Tonga	—	—	3	100	—	—	—	—
Hawaii	—	—	—	—	—	—	1	188
	35	8004	35	8519	29	11532	39	11934

Alle in dieser Tabelle verzeichneten Schiffe waren Segelschiffe, die Dampfer ausnahmslos britisch. Auch die Dampfer wiesen im Jahre 1883 eine bedeutende Vermehrung des Tonnengehalts auf. Man zählte

im Jahre	1880	47 Dampfer mit	17 679	Tonnen
" "	1881	45 " "	16 556	"
" "	1882	38 " "	17 491	"
" "	1883	45 " "	36 294	"
		175 " "	87 820	"

[36]) Dr. C. Martin, Mitteilungen aus den Fidschi Inseln. Petermanns Mitteilungen, 1884, Seite 336.

Während demnach die Schiffszahl der Dampfer seit dem Jahre 1880 ziemlich gleich blieb, hat sich der Tonnengehalt derselben verdoppelt. Seit 1884 sind die Inseln durch eine Dampferlinie auch mit England in direkte Verbindung gebracht; mit Melbourne und Neuseeland vermitteln den Verkehr monatlich gehende Dampfer der Union Steam Ship Co., mit Neu-Südwales alle 14 Tage die Dampfer der Australian Steam Navigation Co.

Eine andere Inselgruppe, auf welcher ebenfalls bedeutende deutsche Interessen vorhanden sind, dürfte gleich den Fidschi über kurz oder lang ihre Unabhängigkeit verlieren: die Gruppe der Hawaii- oder Sandwich-Inseln im äußersten Osten Polynesiens.[37]) „Die Lage des Archipels ist so günstig, wie, Neuseeland ausgenommen, die keines andern im Ozean; er liegt zwischen Asien und Amerika so in der Mitte, daß er das Verbindungsglied zwischen beiden Kontinenten sein muß, und wenn das," schreibt Meinicke, „gleich bei seiner Entdeckung mit Bezug auf die Nordwestküste Amerikas hervortrat, so hat es sich später immer mehr und mehr gezeigt und ist die Veranlassung zu einem Verkehr geworden, wie er sich außer in Neuseeland in keinem andern Archipele des Ozeans findet, eines Verkehrs, der zugleich auf die Entwickelung der Bewohner von bedeutendem Einfluß gewesen ist. Dadurch hat Hawaii für den nördlichen Teil des Ozeans dieselbe Stellung eingenommen, wie Neuseeland für den südlichen und centralen. Allerdings läßt es sich rücksichtlich der Küstenbildung mit Neuseeland nicht vergleichen. Das Meer umher ist sicher und gefahrlos, die Küsten sind fast stets steil und hoch, von Riffen finden sich blos hier und da Küstenriffe und zwar von beschränktem Umfange; doch fehlt es nicht an brauchbaren Ankerplätzen, und ein schöner, sicherer Hafen bildet den Mittelpunkt des Verkehrs mit dem Auslande. Alle Inseln sind hoch und bergig, die Berge in den östlichsten selbst von bedeutender Höhe, wenn auch die Behauptung, daß sie bis in die Schneeregion reichen, falsch ist; der Gebirgsbau in den einzelnen Inseln ist so wechselnd und verschieden, daß eine allgemeine Darstellung desselben sich nicht entwerfen läßt. Die Gesteine der Berge sind vulkanische, die Lava von großer Verschiedenheit der Form, doch überwiegend basaltisch, das Innere der Berge enthält vorherrschend Trachyt und Phonolith; außer den vulkanischen Felsarten findet sich nur noch Madreporenkalkstein."

Der Hawaii- oder Sandwich-Archipel[38]) besteht aus 12 Inseln, der zentralen Insel Oahu, den südöstlich von derselben gelegenen 6 Windward- und den nordwestlich gelegenen 5 Leeward-Inseln. Die Zentral-Insel Oahu steht zwar der Mehrzahl der anderen Inseln an Größe nach, da sie nur 1680 □ Kilometer mißt, aber sie übertrifft alle anderen an Wichtigkeit, da sie nicht nur der Sitz der Regierung, sondern auch ein Zentralpunkt des Handels ist. Auf ihr liegt Honolulu, die Hauptstadt des Königreichs Hawaii, in dessen Hafen, dem belebtesten Polynesiens, der ganze Handelsverkehr des Archipels sich konzentriert. Die Leeward-Gruppe besteht aus den Inseln Kauai und Niihau und den beiden Felseneilanden Kaula und Lehua. Das fast kreisrunde, durch den breiten Jeiewaho-Kanal von Oahu getrennte Kauai, 1418 □ Kilometer groß, wird der „Garten von Hawaii" genannt, da es alle anderen Inseln an Fruchtbarkeit und an Schönheit der Vegetation übertrifft. Den westlichen Teil der Insel nimmt ein Hochplateau ein, auf welchem Urwald mit Sumpfflächen abwechselt. Von einer Höhe von 4000 (engl.) Fuß fällt es in senkrechten Klippen zum Meere ab. Der Hauptberg Kauais ist der Waialeale, ein erloschener Vulkan, der bisher noch nicht erstiegen wurde, da Schluchten und undurchdringlicher Pflanzenwuchs auf allen Seiten das Fortkommen erschweren. Seine Höhe wird auf 6000 bis 7000 Fuß geschätzt. Von ihm herab kommen fast alle Flüsse der Insel, deren bedeutendster der in die Waimea-Bucht mündende Waimea ist. An der Mündung dieses Flusses liegt die gleichnamige Stadt, die viel von ihrer frühern Bedeutung verloren hat, aber mit 1200 Einwohnern immer noch der größte Platz der Insel ist. Östlich von Waimea münden 5 vom Waialeale herabkommende Flüsse, deren größter der einen schönen, 326 Fuß hohen Wasserfall bildende Hanapepe ist. „Weiter östlich nimmt das Land den Charakter eines Parkes an. Zwischen seinen wellenförmigen Grasebenen und zerstreuten Kukui- und Koa-Gruppen eilen

[37]) Graf Reinhold Anrep-Elmpt, Die Sandwich-Inseln oder das Inselreich von Hawaii. Leipzig, W. Friedrich, 1885.
[38]) Siehe Meinicke, Die Inseln des stillen Ozeans. 2. Band, Seite 272 u. folg.

die Bergströme Wahiawa, Waikaka, Waiheo und Lawai durch ihre kataraktenreichen Schluchten voll üppiger Tropenvegetation dem Meere zu, während die breiten grünen Weideflächen mit starken, großgehörnten Viehherden bedeckt sind." Die Insel, die erste der Hawaii-Gruppe, welche Cook (18. Januar 1778) entdeckte, war bis 1809 ein selbständiges Königreich. In dem genannten Jahre trat der letzte König Kaumualii die Insel freiwillig an Kamehameha, den König von Hawaii, ab. Die Einwohnerzahl beträgt gegenwärtig wenig über 5600 Seelen. Westlich von Kauai liegt Niihau, die westlichste Insel des Hawaii-Archipels, an der längsten Stelle 35 Kilometer lang und 6 bis 14 Kilometer breit. Sie besteht aus einer wenig erhöhten Ebene von Sand und Korallenfels, zwischen welchem sich hier und da Lavaspitzen erheben. Nur die Ostküste ist gebirgig, aber keiner der dortigen Gipfel übersteigt 1500 Fuß. Die Küste ist meist kahl und mit Sanddünen bedeckt.

Ratu Abel, Bruder des Königs Thakombau.

Die Vegetation ist überall spärlich, Bäume gar nicht vorhanden. Im südwestlichen Teil der Insel liegen mehrere Salzseeen und Süßwasserteiche, und dort befinden sich auch auf dem Grunde tiefer Einsenkungen die reichsten Anpflanzungen. Die Insel wird jetzt von ihrem Besitzer, einem Amerikaner, als Weideplatz für seine Schafherden benutzt, welche gegen 75 000 Stück zählen. Die stetig abnehmende Eingeborenenbevölkerung (1832 noch 1047, jetzt etwa 170 Seelen) ist teils mit dem Hüten und der Zucht der Herden des Amerikaners, teils mit der Salzgewinnung beschäftigt. Eine englische Meile nördlich von Niihau liegt Lehua, die „Eier-Insel", ein vulkanischer Tuffkegel, dessen einzige Bewohner Seevögel und unzählige Kaninchen sind. Auch Kaula, ein etwa eine englische Meile langer Tuffkegel, ist unbewohnt und bildet nur den Brüteplatz zahlloser Seevögel.

Unter den östlich von Oahu gelegenen Inseln befindet sich die größte des Archipels, da 11 556 □ Kilometer messende Hawaii, welches auch dem Archipel den Namen gegeben hat. Auf dieser Insel fand Cook in der an der Westküste gelegenen Kealakekua Bai den Tod, und lange hat man dort den Stumpf der Palme gezeigt, unter der er erschlagen wurde. Der große Entdecker war dort von den Eingeborenen als der vom Himmel herabgestiegene Gott Rono begrüßt worden, und sie brachten auch einen Teil seiner Gebeine (ein Teil wurde den Engländern zurückgegeben) in einen dem Rono geweihten Tempel, von wo sie jährlich in feierlicher Prozession um die Insel herumgetragen wurden. Den Baumstumpf, der noch an seine Ermordung erinnerte, haben in jüngster Zeit die Engländer entführt und ihn im nautischen Museum von Greenwich Hospital

Thakombau, König der Fidschi-Inseln.

aufgestellt, doch verhält es sich mit diesem Baumstumpf wie mit anderen Reliquien: im Museum zu Honolulu wird auch der Stumpf des Baumes gezeigt, unter welchem Cook erschlagen worden sein soll, und einen dritten besitzt das Zoologische Museum in San Franzisko. Die Kealakekua-Bai, in welcher Cooks großartiger Entdeckerlaufbahn ein jähes Ende bereitet wurde, ist ein schlechter, nur wenig Schutz gewährender Hafen; bessere Häfen besitzen die Süd- und Ostküste, letztere den besten der Insel, die Byron-Bai oder Bai von Hilo, auch Waiakea genannt. An derselben liegt die Hauptstadt der Insel, Hilo, in reizender Gegend, rings von Gärten umgeben. Die jetzige Stadt ist kaum 10 Jahre alt, da die früher hier befindliche im Jahre 1877 durch die Flutwelle des großen Erdbebens von Peru fast vollständig zerstört wurde. Hilo zählt heute etwa 1000 Einwohner,

ist der Sitz des Gouverneurs der Insel, besitzt zwei stattliche Kirchen und ähnelt eher einem europäischen Städtchen als einer Eingeborenenstadt. Dicht bei Hilo mündet der Wailuku ins Meer. „Ein wilder Gebirgsfluß braust er durch romantisch zerklüftete Schluchten von Lavafelsen herab aus dem Mauna Kea, zwischen hohen schwarzen Blöcken in mehrere Arme zersplitternd, sich wieder vereinigend, hier in Wasserfällen herunterstürzend, dort über breitere Betten von Rollsteinen dahinschäumend, großartig und wild wie alles auf diesen Inseln. Seitlich von der reißenden Strömung des Flußes haben sich stufenartig übereinander mehrere geräumige Tümpel mit ruhigerem Wasser gebildet, welche zum baden dienen. Bizarre Pandanusbäume, festgeklemmt an den Wänden mit ihren sperrigen Wurzelpyramiden, hängen von oben herab und wiegen rauschende Büschelköpfe im lauen Passatwind." Der Wailuku bildet auch einen prächtigen Wasserfall, den Regenbogenfall, welcher über eine 20 Meter hohe Felswand in drei Armen in ein rundes Becken hinabstürzt.

Den Hauptanziehungspunkt der Insel bildet aber der Vulkan Mauna Loa, der aus der Ebene von Hilo emporsteigt. „Die ganze Insel," beschreibt Pechuel-Lösche den ersten Eindruck desselben,[39]) „erschien nur wie der Unterbau zu den zwei gewaltigen Vulkanen, die fast bis zur Montblank-Höhe emporragen und die in ihren Verhältnissen um so großartiger wirken, als sie, von ferne gesehen, direkt von dem Meeresspiegel aufzusteigen scheinen. Je näher wir jedoch mit der wieder einsetzenden Seebrise der Küste kamen, um so deutlicher wurde es uns, daß nur die außerordentliche Klarheit der Luft und die grandiosen Massen der Berge diese Täuschung hervorbrachten; die beiden Vulkane liegen viel ferner, als das Auge anfangs glauben mochte. Ein breiter, nur allmählich aufsteigender Landstrich zieht sich, vielfach mit einzelnen, allerdings fast verschwindenden Kuppen und Erhebungen besetzt, bis zu dem eigentlichen Fuße derselben; der südlichere, Mauna Loa, 4190 m hoch, ist ausgezeichnet domförmig gewölbt und gleicht genau einem ungeheuren Maulwurfshügel; der nördlichere, Mauna Kea, 4250 m hoch, entspricht viel mehr der landläufigen Vorstellung eines Berges. Steil wie eine Pyramide steigt er auf und endet in verschiedenen kleinen Gipfeln, die, von der Morgensonne beschienen, in ihrem Kleide von blendendweißem Schnee sich prachtvoll von dem blauen Himmel abhoben. Mauna Loa dagegen zeigte eine gleichmäßig dunkle Farbe; wir erklärten uns anfänglich den Mangel des Schnees durch die Annahme, daß vielleicht die Hitze, die sein bedeutender Gipfelkrater, Moku-a-weo-weo, ausstrahle, denselben abgeschmolzen habe, doch erkannten wir bald unsern Irrtum. Das Fernrohr zeigte uns viele Klüfte und Vertiefungen mit Schneemassen erfüllt, die wahrscheinlich durch den Wind von den mehr ebenen Flächen dorthin geweht waren. Noch bemerkenswerter erschien uns, daß an dem Mauna Kea der Baumwuchs viel höher hinaufreichte, als am Mauna Loa; letzterer ist auf seiner obern Hälfte wahrscheinlich mit so mächtigen, noch unverwitterten Lavaschichten bedeckt, daß durch dieselben der Vegetation eine viel tiefer liegende Grenze als die klimatische angewiesen wird. Am meisten überraschte uns die sonnige Ruhe der Szenerie. Wir hatten gehofft, etwas Feuerschein oder doch mindestens Rauchsäulen zu sehen, vielleicht ein dumpfes Getöse zu hören, — und wir waren wohl berechtigt zu dieser Erwartung, denn dort, so nahe vor uns, befanden sich die furchtbarsten Krater der Erde — und dennoch konnten wir auch nicht eine Spur vulkanischer Regungen entdecken. In halber Entfernung zwischen der Küste und dem Mauna Loa, am Fuße desselben, in einer Höhe von 1300 m, mußte der berüchtigte Krater Kilauea liegen, in welchem fortwährend wie in einem ungeheuren Schmelztiegel von 5500 m Länge, 3600 m Breite und 300 m Tiefe ein wahrer See von glühendflüssiger Lava brodelt — aber auch nicht das kleinste Dampfwölkchen verriet uns den Ort desselben. Unser Schiff näherte sich schnell der Ostspitze der Insel, Kapoho-Point, und wir konnten nun auch die eigentliche Küste näher beschauen, für die wir bisher kaum ein Auge gehabt hatten. Nicht allzu hoch, war sie doch an den meisten Stellen steil und vielfach zerklüftet, überall uneben und keineswegs einladend. Einzelne Ansiedlungen lagen hier und dort an günstigen Punkten, zwischen freundlichem Grün; landeinwärts standen Baumgruppen und dichte Wälder, zwischen ihnen dehnten sich aber traurige, wüste Strecken aus, das

[39]) M. E. Pechuel-Lösche, Erinnerungen in Hawaii. „Aus allen Weltteilen", 5. Band, Seite 257.

Werk der Lavaströme, welche nach allen Seiten hin Zerstörung verbreitet hatten. Eine Menge niedere Hügel, bald spitz, bald abgerundet, einzeln oder in Reihen stehend und nur selten bewachsen, waren wie unschöne Auswüchse über den ganzen Landstrich verteilt. An der Küste brandete das Meer mit großer Gewalt und umgab die rotbraun bis schwarz gefärbten Klippen mit einem weißen Schaumkranze. Der Anblick dieser Uferlinien erinnerte uns sofort an die Vulkan-Inseln der Azoren und des Kap Verde, jedoch fehlen diesen, ebenso wie den ungleich lieblicheren westindischen Inseln, die imposanten Konturen des Innern, die gerade bei Hawaii durch ihre ruhige Großartigkeit einen so bleibenden Eindruck auf den Beschauer machen, wie ihn ähnlich nur noch ein Landschaftsbild hervorbringt: die schneeigen Gipfel der fernen Andeskette vom Meere aus gesehen."

Der furchtbare Vulkan ist oft erstiegen worden, aber die Besteigung war beschwerlich und erforderte auch große Vorsicht, da oft die dünne Decke in der Nähe des Kraters unter dem Fußtritt durchbrach und heiße Dämpfe hervordrangen. Hatte man aber den Gipfel erstiegen, dann bot sich den Blicken ein grausiges, großartiges Schauspiel. Tief unten in dem eine Meile breiten Krater gewahrte man einen feurigen See. „Die glühenden Fluten brachen sich mit einem Brausen, gleich demjenigen des erzürnten Ozeans, am jenseitigen Ufer. Ungeheure Wogen blutroter Lava wälzten sich mit wildem Ungestüm gegen die vorspringenden Klippen, bäumten sich empor und schleuderten den flammenden Gischt hoch in die Luft. Ohne Unterlaß brodelte und zischte es, bald hier, bald dort kochte und tobte es stärker, die glühenden Wellen hoben und senkten sich, und dann mit einem Male, wie aus einem weitklaffenden Schlund, stiegen mächtige, rote und gelbe Flammensäulen, Springbrunnen und Feuergarben empor, hier, dort, überall!"

Der Insel sind die Lavamassen schon oft verderblich geworden. Sie ergossen sich zwar nicht über die Ränder des Kraters, sondern nahmen ihren Abfluß unterirdisch, aber zuweilen durchbrachen sie die dünne Decke, und dann brachte der sich hinabwälzende Feuerstrom Verderben allem, was er auf seinem Wege traf. Eine der größten Verheerungen, welche die glühende Lava seit Menschengedenken auf Hawaii angerichtet, fällt in den Monat Juni des Jahres 1840. Im Kilauea brach die Lava aus einem Spalt hervor und strömte 3 Wochen lang bergabwärts, mehrmals die Richtung ändernd. Der an manchen Stellen 30 Meter tiefe Lavastrom hat damals die Gestalt der Insel völlig verändert und die Küste weit in die See hinaus vorgeschoben.

Der Mauna Loa bildete einst einen einzigen Krater mit dem ihn überragenden Mauna Kea oder weißen Berg, der diesen Namen nach der Schneehaube führt, die im Winter sein Haupt bedeckt. Dieser Vulkan ist nicht mehr in Thätigkeit, und auch der südwestlich von ihm gelegene Vulkan Hualalai scheint erloschen zu sein, da er seit 75 Jahren sich nicht mehr bemerkbar gemacht hat.

Nordwestlich von Hawaii liegt die 1268 □Kilometer große, gebirgige Insel Maui, in deren südlichem Teil sich der erloschene Vulkan Heleakala (das Haus der Sonne) erhebt, dessen Krater, der größte der Erde, einen Umfang von nahezu 8 Meilen hat. Aus einer Tiefe von 848 Meter steigen in demselben viele Kegelberge 200 Meter hoch empor, zwischen denen wieder Vulkane zerstreut sind. Die Insel Maui besteht aus einem größern südöstlichen und einem kleinern nordwestlichen Teil, welche beide durch einen Isthmus verbunden sind. Der letztere ist der wertvollere Teil der Insel. Dort befindet sich auch die zweitgrößte Stadt des Archipels, Lahaina, welches noch unter Kamehameha III. königliche Residenzstadt war. Nachdem der Sitz der Regierung nach Honolulu verlegt wurde, sank die Einwohnerzahl von Lahaina rasch von 3000 auf etwa 500, unter denen sich nur wenige Fremde befinden. Noch steht der Palast des Königs, der jetzt als Regierungsgebäude dient, und am Hafen erinnert ein verfallener Turm an die Befestigungen, die einst hier zum Schutz der Hafeneinfahrt errichtet waren. Der Hafen von Lahaina ist nach jenem von Honolulu der beste des Archipels, aber trotzdem ist Lahaina weit hinter der begünstigten Insel der Königsresidenz zurückgeblieben. Die Einwohnerzahl beträgt jetzt etwas über 12 000, doch vermag die Insel viel mehr Menschen zu ernähren, da

der Boden sehr fruchtbar ist. Jetzt wird in den Plantagen hauptsächlich Zuckerrohr gebaut und auch gleich an Ort und Stelle verarbeitet.

Südlich von Maui liegt eine kleine Felseninsel, Molokini, und an dieser vorbei erreicht man das 143 □ Kilometer große Kohulani, auf welchem wie auf Niihau hauptsächlich Schafzucht getrieben wird. Die 301 □ Kilometer große Insel Lanai ist nur schwach bevölkert und nur ein kleiner Teil derselben angebaut. Beide Inseln übertrifft weit an Fruchtbarkeit das 491 □ Kilometer große Molokai, aber auf die Schönheit der Landschaft fällt hier ein dunkler Schatten, da Molokai der Verbannungsort ist, an dem die mit der Leprose Behafteten in Abgeschlossenheit von aller Welt ihr Ende erwarten.

Diese entsetzliche Krankheit, welche die Bevölkerung der Sandwich-Inseln langsam, aber stetig aufreibt, soll durch Chinesen auf den Inseln eingeschleppt worden sein, und während einer Blatternepidemie ist, wie berichtet wird, durch Impfungen das Leprosegift auf Hunderte übertragen worden. Es wird jetzt streng darüber gewacht, daß die mit der unheilbaren Krankheit Behafteten alsbald von der andern Bevölkerung abgesondert werden. Man bringt sie nach Molokai, wo das schöne Thal Halawa, das fruchtbarste der Insel, zu ihrer Aufnahme bestimmt ist. Ein Entrinnen aus dem schwer zugänglichen Thal ist unmöglich, die in dasselbe Gebrachten dort lebendig begraben. Ihre Verwandten und Freunde nehmen Abschied von ihnen auf Nimmerwiedersehen. Früher waren die Armen in dem Thal vollständig sich selbst überlassen, und jene, bei denen die entsetzliche Krankheit noch nicht große Fortschritte gemacht hatte, pflegten die Leidensgenossen, welche bereits dem Tode, der Erlösung nahe waren. In jüngster Zeit hat ein französischer Priester — ein glänzendes Beispiel von Aufopferung und Menschenliebe — sich freiwillig zu den Bewohnern des Thales Halawa gesellt, um für ihre Pflege zu sorgen und ihnen geistlichen Trost zu spenden. Der edle Mann hat damit für immer von der Welt Abschied genommen, denn niemand, der das Thal Halawa betreten hat, darf in die Gesellschaft zurückkehren, und auch für ihn macht das Gesetz, sogar wenn er von Ansteckung freigeblieben wäre, keine Ausnahme.[40])

Wenden wir uns ab von diesem traurigen Bilde, dem freundlicheren zu, welches das rege Leben und Treiben auf den Inseln bietet, welche heute schon im Welthandel eine hochwichtige Rolle spielen und berufen sein dürften, in nicht zu ferner Zeit eine noch größere Wichtigkeit zu erlangen! Vorher aber wollen wir noch einen Blick auf die Geschichte des Archipels werfen, da die Kenntnis derselben zum Verständnis der heutigen Vorgänge auf den Inseln unbedingt nötig ist.

Die ältere Geschichte der Sandwich-Inseln, mit ihrem Gewebe von Sagen und Legenden, interessiert uns hier nicht. Nachdem Cook die Inseln entdeckt und auf einer derselben erschlagen worden (1779), durchforschte dieselben Vancouver in den Jahren 1792 und 1793, und bald fanden sich nun Europäer immer häufiger auf den Inseln ein. Ihre Festsetzung wurde sehr erleichtert durch eine große politische Umwälzung, die sich in den 90er Jahren vollzog, und an welcher Europäer in ausschlaggebender Weise sich beteiligten. Mit ihrer Hilfe unterwarf sich der König Kamehameha, der nur über halb Hawaii herrschte, allmählich den ganzen Archipel. Seine Truppen wurden von Europäern eingeübt, und die Gewehre und Kanonen, über welche Kamehameha verfügte, verhalfen ihm zu einem Übergewicht über die anderen Könige, das er vortrefflich zur Ausbreitung und Befestigung seiner Herrschaft zu verwerten wußte. Als Kamehameha 1819 starb, hinterließ er seinem Nachfolger Kamehameha II. ein wohlorganisiertes, blühendes Reich. Kamehameha II. brach mit dem Götzenglauben und ließ überall die vorhandenen Götzenbilder zerstören, aber das Volk war

[40]) Europäische Ärzte haben zwar die Krankheit für unheilbar erklärt, aber bei den Heilgelehrten von Hawaii gilt sie trotzdem als heilbar. Bei einer der Sitzungen des Gesetzgebenden Körpers wurden ein paar Weiber als lebende Zeugen der bewerkstelligten Heilung vorgebracht. Einer der Herren Legislatoren bemerkte bei dieser Gelegenheit, daß den fremden Ärzten der Aussatz so fremd sei als den Eingeborenen eine Kanone zur Zeit des Kapitäns Cook. Es herrscht jedoch in Honolulu durchgängig der Glaube, daß der eingeborene Heilkünstler (Kanko) so wenig die Krankheit zu heilen vermag als der fremde Arzt." W. Schleiden, Die gegenwärtigen Verhältnisse der Sandwich-Inseln. „Aus allen Weltteilen", 10. Band, S. 186.

für einen solchen Umschwung noch nicht reif, und die Folge war ein großer Aufstand, der erst nach blutigen, erbitterten Kämpfen unterdrückt wurde.

Der junge König hatte nun auf seinen Inseln keinen Feind mehr zu fürchten, aber umsomehr erregten seine Besorgnis die Fremden. Verschiedene Mächte betrachteten schon lange Hawaii mit begehrenden Blicken, und die dort lebenden Engländer, welche namentlich ein Festsetzen der Nordamerikaner befürchteten, versäumten nicht, Kamehameha auf die ihm von seiten der Vereinigten Staaten — vielleicht auch Rußlands, welches wiederholt Schiffe in die Südsee gesandt hatte — drohende Gefahr aufmerksam zu machen und als wirksamstes Mittel gegen dieselbe einen festen Anschluß an England zu empfehlen. Der König reiste deshalb im Jahre 1823 mit seiner Gemahlin nach England, wo das Paar das höchste Aufsehen erregte und mit Ehrenbezeugungen überhäuft wurde. Leider starben der König und die Königin an den Masern, und ein englisches Kriegsschiff brachte nur ihre Leichen heim. Der Thronerbe, des Königs Bruder Kauikeaouli, als König Kamehameha III., war erst 9 Jahre alt, daher war eine Regentschaft nötig, welche Kahumanu, seine Mutter, unterstützt von ihrem alten Diener Kareimoku, übernahm. Christentum und Zivilisation machten nun auf den Inseln immer größere Fortschritte. Die Regentin war nur dem Katholizismus feindlich, und es wurden strenge Maßregeln gegen die Missionäre ergriffen, aber der endgiltige Sieg des Christentums war nicht mehr aufzuhalten. Im Jahre 1825 bestanden Missionsstationen in Honolulu, Lahaina, Waimea, Hilo, Kailua und Kaowaloa. Die raschen Fortschritte derselben wurden durch den Umstand begünstigt, daß schon frühzeitig Hawaier nach Amerika gekommen waren, wo sie zu Cornwall (Connecticut) in der christlichen Lehre unterrichtet und zu Missionären ausgebildet wurden. Im Jahre 1827 kam ein französischer Jesuit mit 2 Priestern und mehreren Laienbrüdern nach Honolulu, wo er trotz der Proteste Kohumanas eine Station errichtete und sich bis 1832 behauptete. Die Regierung raffte sich endlich zu einem energischen Schritt auf und verbannte die Jesuiten aus dem Lande. Man fügte ihnen kein Leids zu, sondern brachte sie bloß auf ein Schiff, welches sie auf Kosten der Regierung nach Amerika überführte, aber trotzdem wurde 1839, nachdem schon früher einige der Vertriebenen sich auf den Inseln wieder eingefunden hatten, durch Laplace die Regierung zur Zahlung einer Entschädigungssumme für die Vertreibung der Jesuiten gezwungen und mußte den katholischen Gottesdienst neben dem protestantischen als gleichberechtigt anerkennen. Seitdem hat die katholische Mission große Fortschritte gemacht. Ende der 70er Jahre zählte man bereits 54 000 Katholiken auf den Inseln, und außer zahlreichen Kapellen besaßen dieselben in Honolulu und Hilo große, massive Kirchen, die letztere mit Doppeltürmen, etwa 50 Schulen, ein Seminar und ein Nonnenkloster.

Kamehameha III. hatte im Jahre 1833 nach erreichter Volljährigkeit die Regierung übernommen, überließ dieselbe aber thatsächlich nach wie vor seiner Mutter, da er sich beständig in Orgien befand. Die Inseln kamen in dieser Zeit sehr herab und es schien, als sollten alle großen Errungenschaften Kamehamehas I. wieder verloren gehen, als plötzlich der König, ein zweiter Prinz Heinz, sich völlig änderte und seinem bisherigen Lebenswandel, der dem Volke schlechtes Beispiel gab, entsagte. „Leider hat der Trunk eine fest haftende Eigenschaft, die nicht leicht dem Willen nach beseitigt werden kann. Begabt, gutmütig, von grundehrlichem Charakter, sah der König die Gefahr ein, fühlte aber auch die Schwäche der menschlichen Natur, suchte daher durch Handlungen und Thätigkeit seine Leidenschaft zu ersticken." Die Königin-Mutter, eine fanatische Protestantin, wußte diesen Drang in ihrem Sinne gut auszunützen, indem sie den König zur Verfolgung des sich rasch verbreitenden römisch-katholischen Glaubens veranlaßte. Die Folge waren die obenerwähnten Verfolgungen der katholischen Priester, welche jedoch den Sieg des Katholizismus nur zu verzögern, aber nicht aufzuhalten vermochten. Dem König war der Zwang, der durch Käpitän Laplace zu gunsten der Katholiken auf ihn ausgeübt wurde, gar nicht unlieb, da er selbst, „von Herzen gut, liebevoll, gerecht und liberal", keinen Haß gegen die katholischen Missionäre hegte und nach dem Tode seiner Mutter die Triebfeder seines Vorgehens gegen dieselben fehlte. Nach Erledigung dieser Angelegenheit schritt er zur Ausführung des schon seit Jahren vorbereiteten Planes, dem Lande eine konstitutionelle Verfassung nach dem Muster europäischer Staaten

zu geben. Dieselbe wurde am 8. Oktober 1840 proklamiert und dadurch verschiedenen Großmächten, welche an Annexion der Inseln dachten, ein arger Strich durch die Rechnung gemacht. Drei Jahre später gelang es den Abgesandten des Königs, die Anerkennung des Inselreiches als selbständiges Königreich seitens der Vereinigten Staaten, Englands, Frankreichs und Belgiens zu erlangen, welche demselben Schutz gegen jede andere Macht, die es etwa annektieren wollte, zusagten. Trotzdem kam es gerade jetzt zu einem Konflikt, der die Unabhängigkeit Hawaiis in Frage stellte. Entschädigungsforderungen eines Engländers, welche die Regierung nicht anerkennen wollte, gaben den Anlaß zu einem Streit mit England, der sich so zuspitzte, daß Lord Paulet, der Kommandant der Fregatte „Carysfort", eine Proklamation erließ, in welcher er das Volk der Hawaii-Inseln für Unterthanen Englands erklärte. Dem König sollte die Leitung der Regierung verbleiben, die Ausländer jedoch einer aus Engländern zusammengesetzten Kommission, in welcher auch der König einen Sitz hatte, untergestellt sein, und auch kein fernerhin vom König zu erlassendes Gesetz für die Ausländer Geltung haben. Der König, der anfangs der Gewalt sich gefügt hatte, protestierte später energisch und fand einen Rückhalt an dem Kommandanten der Vereinigte Staaten-Fregatte „Constitution", welche zufällig vor Honolulu eintraf. Nach fünfmonatlicher Interimsregierung des Lords Paulet wurde dann das Königreich Hawaii wieder für selbständig erklärt.

Der Rest der Regierung Kamehamehas III. verlief ruhig, und unter seiner klugen Leitung nahmen Ackerbau und Handel einen großen Aufschwung. Im Jahre 1851 wurde eine „Hawaii-Agrikulturgesellschaft" gegründet, welche vom Lande einen jährlichen Unterstützungsbeitrag von 500 Dollars für Prämien und zum Import von Saamen, Saaten, Pflanzen, Vögeln und Bienen erhielt.

In seinen letzten Lebenstagen begann Kamehameha unter dem Einfluß der Missionäre wieder daran zu denken, unter Beibehaltung seiner königlichen Rechte ein Protektorat über das Inselreich den Vereinigten Staaten einzuräumen. Am 12. November 1854 trafen 2 amerikanische Schiffe vor Honolulu ein, und die Missionäre bestürmten nun den König, den ihm vorgelegten Vertrag zu unterschreiben. Sein asthmatischer Zustand und seine häufige Unzurechnungsfähigkeit — eine Folge des Trunkes, dem er sich zur Linderung seiner Leiden wieder ergeben hatte — verzögerten die Unterzeichnung von Tag zu Tag, bis Kamehameha III. am 15. Dezember starb. Ihm folgte sein Neffe Alexander Liholilo als Kamehameha IV., der sofort alle auf den Protektoratsvertrag bezüglichen Schritte rückgängig machte. Seine Regierung, die sich durch manche zweckmäßige Reformen, auch die Publikation eines Zivilgesetzbuches und die Einverleibung der Palmyra-, Kalama-, Leyson-, Lisansky- und Cornwalls-Inseln in das Königreich auszeichnete, war leider von kurzer Dauer. Der Gram über den Tod seines Sohnes brach ihm das Herz. Er starb am 30. November 1863, kaum 30 Jahre alt, und die Regierung ging auf seinen Bruder, Prinz Lot, Kamehameha V., über, einen herrschsüchtigen Mann, der keinen Widerspruch vertrug. Sein Streben, eine Revision der Verfassung durchzuführen, stieß auf den lebhaftesten Widerstand seitens der Missionäre, welche fürchteten, ihren Einfluß zu verlieren. Sie wühlten insgeheim und suchten das Volk unter falschen Vorspiegelungen gegen den König aufzuhetzen. Infolge dessen erhob sich in der Delegiertenversammlung, welche sich mit der Revisionsfrage beschäftigen sollte, eine heftige Opposition gegen die Absicht des Königs, aber dieser trat ihr sofort mit Entschiedenheit entgegen. Er erklärte, daß die von Kamehameha III. proklamierte Konstitution laut den Urkunden nur als eine provisorische, als ein Versuch zu betrachten und daß in denselben ausdrücklich dem König das Recht der Veränderung der Verfassung vorbehalten sei. Von diesem Rechte wolle er nun Gebrauch machen. Die Opposition war niedergeschmettert, denn ein so energisches Auftreten des Königs hatte sie nicht erwartet. Beim Volke fand dasselbe die günstigste Aufnahme, und der aus der Delegiertenversammlung kommende König wurde unter begeisterten Hochrufen zu seinem Palaste geleitet. Am 20. August 1864 wurde die neue Verfassung verkündet, aber der König betrachtete mit diesem Sieg über eine einflußreiche Opposition das Reformwerk nicht als abgeschlossen, sondern arbeitete rastlos an weiterer Umgestaltung des Staates. Die Folgen blieben nicht aus. Unter seiner Regierung wurde die Staatsschuld getilgt, das Budget wies fortan ein Plus der Einnahmen aus, die

Landwirtschaft und der Handel hoben sich, mit den Vereinigten Staaten wurde über einen Handelsvertrag unterhandelt. Ein noch während der Verhandlungen über den Handelsvertrag unternommener schüchterner Versuch, die Inseln an die Vereinigten Staaten zu bringen, scheiterte. Ein Kriegsschiff der Vereinigten Staaten erschien vor Honolulu, aber zu gleicher Zeit trafen dort ein englisches und ein französisches Kriegsschiff ein, und die Anwesenheit derselben, sowie eine unumwundene Anfrage der Regierung von Hawaii bewogen in Washington zum Aufgeben des Planes. Das Kriegsschiff wurde zurückberufen, aber der Handelsvertrag kam nicht zustande.

Die letzten Tage der Regierung Kamehamehas V. trübte ein furchtbarer Ausbruch des Mauna Loa, der große Verheerungen anrichtete. „Rührende Szenen der Dankbarkeit sollen auf der Insel Hawaii stattgefunden haben, als der König in der größten Gefahr mit selbstverleugnendem Mute, mit herzlicher Teilnahme und gründlicher Hilfe erschien."

Der König starb plötzlich am 11. November 1872 im Alter von 43 Jahren. Die verschiedenartigsten Gerüchte wurden über die Todesursache laut, aber bewiesen wurde nichts. Er hatte keine männlichen Nachkommen, und mit ihm erlosch die männliche Linie des Hauses Kamehameha. Da er einen Thronfolger nicht ernannt hatte, wählte die legislative Versammlung mit Übergehung der Königin-Witwe Emma einen Verwandten des verstorbenen Königs (seinen Vetter mütterlicherseits), Luna-lilo, zum König. Derselbe regierte nur 2 Jahre. Eine neue Wahl fiel auf David Kalakaua, der noch heute regiert. Unter ihm kam der lang angestrebte Handelsvertrag mit Amerika als Ergebnis einer Reise des Königs nach Washington zustande. Im Jahre 1881 unternahm König Kalakaua eine Reise um die Welt, um persönlich die Häupter der Regierungen verschiedener Staaten kennen zu lernen und Verbindungen mit ihnen anzuknüpfen. Der König ist ein kräftiger Mann von mittlerer Größe mit angenehmen Gesichtszügen und einem wohlwollenden, stets herzlichen Benehmen. „Sein ganzes Auftreten ist einfach, seine Toilette im Einfachen gewählt und am liebsten weiß. Die Schmucksachen, die er trägt, sind kaum bemerkbar, aber geschmackvoll. Der englischen Sprache ist er aus dem Grunde (amerikanisch) mächtig. Wohl unterrichtet in den allgemeinen, den politischen und militärischen Wissenschaften, ist er der Verfasser und schaffende Geist der nationalen Erziehung und der Lehranstalten in seinem Reiche."

Die Inseln sind nun ein vollkommen nach europäischem Vorbilde organisierter konstitutioneller Staat, in welchem dem König ein Geheimer Rat und ein Parlament zur Seite steht. Der erstere besteht aus den Ministern und aus vom König auf Lebenszeit ernannten Mitgliedern, welche auch naturalisierte Europäer oder Amerikaner sein können. Das Parlament besteht aus einem Herrenhause, dessen 20 Mitglieder der König auf Lebenszeit ernennt, und einem Abgeordnetenhause, dessen 24 bis 42 Mitglieder vom Volk auf 2 Jahre gewählt werden. Auch ein stehendes Heer besitzt Hawaii, doch zählt dasselbe nur 75 Mann, zu denen noch 400 Mann Freiwillige kommen. Im Kriegsfalle dagegen kann der König die ganze Bevölkerung zu den Waffen rufen.

Augenblicklich erscheint zwar die Unabhängigkeit des Archipels gesichert, aber seine Annexion durch die Vereinigten Staaten dürfte denn doch nur eine Frage der Zeit sein. Der Einfluß der Amerikaner, der schon durch die ersten Missionäre begründet wurde, ist ein so festgewurzelter und mächtiger, daß ein Gravitieren des Archipels nach dem großen Staat im Osten seine ganz unvermeidliche Folge ist. Die ganze Kultur, welche man auf den Inseln vorfindet, ist amerikanischen Ursprungs, und die Eingeborenen sind in Sitten und Gewohnheiten, bis in die geringsten Einzelheiten, in der Art ihrer Kleidung und Wohnung, in ihrer ganzen Lebensweise von amerikanischen Vorbildern beeinflußt worden. Wohin man blicken mag, überall sieht man Dinge amerikanischen Ursprungs. Maße und Gewichte sind amerikanisch, ebenso das Münzsystem, die ganze Verwaltung, das Unterrichtswesen u. s. w. Man muß es aber auch den Amerikanern zugestehen, daß sie hier, wo ihr Einfluß der vorherrschende ist, so viel geleistet haben, wie bisher auf keiner andern Südsee-Insel von irgend einer Nation erreicht worden ist. Die Hauptstadt Honolulu, eine vollkommen europäische Stadt, hat in

der Südsee nicht ihres gleichen. An schönen Gebäuden ist zwar Mangel und nur wenige zeichnen sich durch geschmackvolle Architektur aus, aber dafür sind sie sämtlich, namentlich die öffentlichen Gebäude, wie z. B. die Post, sehr praktisch eingerichtet. Das hübscheste Gebäude ist jenes der Bank; außer ihm sind noch zu nennen das große Parlamentsgebäude (Alioláni-Hallé) in der Kingsstreet, das von großen Parkanlagen

Meeresbucht an der Westseite der Insel Hawaii.

umgebene Hospital der Königin Emma und zahlreiche Kirchen, unter denen die römisch-katholische Kathedrale und die sogenannte kongregationelle Kirche die hübschesten sind. „Das Jolani-Palais des Königs in der Kingsstreet, der Alioláni-Halle gegenüber, besteht aus mehreren einstöckigen, an breiten Veranden reichen, mit Schindeln oder Schilf gedeckten luftigen Häusern, die in einem großen, recht schattig gehaltenen Garten liegen, aus Korallenstein erbaut und äußerlich recht unansehnlich sind. Das eine Gebäude enthält die Staatsempfangs-

räume. Die Wände der Eingangshalle derselben sind gefüllt mit stattlichen Ölporträts verschiedener Herrscher Europas, die meist Geschenke derselben sind. Der Empfangssaal ist stattlich eingerichtet und reich an Vergoldungen; die eine Wand desselben ziert ein vortreffliches Porträt des Königs Kamehameha IV. Diesem Raume angrenzend befindet sich der Saal der Bibliothek, die eine sehr reichhaltige ist; die Wände zieren Porträts verschiedener Könige des Inselreiches und der „Kuina-mi" Kahumanu. Die Krönungshalle ist ein schmucker Saal, dessen Wände mit gediegenen Gemälden, Kupferstichen und Stahlstichen gefüllt sind. Neben dieser Halle, die zugleich auch für Gastgelage benutzt wird, ist das Buffetzimmer, in welchem eine reichhaltige Schau von Porzellan-, Fayence- und Krystallgegenständen sich befinden, die Geschenke verschiedener Monarchen

Der Lavasee im Krater Kilauea.

der Welt sind. Die übrigen Räumlichkeiten sind reich möbliert und mit Gemälden geziert. Der Ballsaal befindet sich in einem abgesonderten Gebäude, ebenso die höchst wohnlich und elegant eingerichteten Privatzimmer der königlichen Familie. Das letztgenannte Gebäude der königlichen Wohnzimmer liegt unmittelbar am Haupteingang des Palais. Das ganze Areal des die Häuser umgebenden Gartens ist von einer 8 Fuß hohen Steinmauer (Korallenstein) umgeben, durch die an jeder Windseite sehr primitive Pforten nebst zwei Seitenthüren, die stets unter Wache eines patrouillierenden Postens sich befinden, führen. Westlich von diesem Häuserkomplex soll das neue Palais erbaut werden, welches bei 140 Fuß Länge und 120 Fuß Breite vier Stock hoch werden soll. Die vier Ecken desselben werden Türme bilden und das Zentrum des Gebäudes

bei 80 Fuß Höhe ein Gewölbe fassen." Die legislative Versammlung hat für diesen Palastbau 65 000 Dollars bewilligt. Unweit des jetzigen Palastes liegt ferner ein höchst originelles rotes Gebäude, die Kaserne, in welcher 200 Mann untergebracht sind. Große Gebäude hat der Handelsverkehr entstehen lassen: Das am Werft gelegene kasernenartige Zollamt, die Magazine der Großhändler u. s. w.

Der große Wert der Kultur, welche das Volk von Hawaii sich angeeignet hat, liegt jedoch darin, daß wir hier nicht wie so häufig anderwärts einen einzigen blendenden Zentralpunkt derselben vor uns haben, sondern daß sie buchstäblich alle Schichten des Volkes durchdrungen hat. Auf einer Wanderung durch die Inseln treffen wir überall Anstalten und Einrichtungen, welche davon Zeugnis ablegen. Dem Schulwesen ist große Sorgfalt zugewendet worden, und es hat eine hohe Entwickelungsstufe erreicht. Etwa $^3/_4$ Meilen von Honolulu entfernt liegt das 1872 eröffnete „Iolani-College", welches unter der Leitung des Bischofs der anglikanischen Kirche steht. Die Anstalt besteht aus einer Elementarschule und einem Gymnasium und ist sehr gut diszipliniert. In Lahaina befindet sich seit 1831 ein Seminar, in welchem junge Leute auf Staatskosten zu Lehrern ausgebildet werden. Nach ihrer Entlassung aus der Anstalt werden sie sofort angestellt. Die Insel Hawaii besitzt in Honolulu eine 1856 gegründete Hochschule, zu deren Unterhaltung der Staat jährlich 900 Dollars beisteuert, und eben solche Hochschulen sind in Lahaina und Hilo errichtet. „Hochgelehrte," schreibt Anrep-Elmpt, „findet man natürlich unter denen, die die hiesigen Hochschulen verlassen, nicht, aber um desto mehr Wohlunterrichtete mit normalem, gesunden Verstande, was die kernig gesunde Entwickelung des Landes beweist." Auf allen Inseln befinden sich ferner sogenannte Abendschulen, in welchen Kinder, denen ihre Eltern einen gründlichern, vielseitigern Unterricht zuteil werden lassen wollen, gegen ein geringes Schulgeld sich die Kenntnisse aneignen können, die zum Eintritt in die Hochschule erforderlich sind, und jeder Distrikt hat mindestens *eine* Schule für Knaben und Mädchen. Außerdem sind zahlreiche Kirchenschulen vorhanden, welche von den einzelnen konfessionellen Gemeinden oder von den Kirchen erhalten werden. Die Eltern sind verpflichtet, ihren Kindern Unterricht im lesen, schreiben und rechnen zuteil werden zu lassen, aber sie sind nicht gezwungen, sie in Distriktsschulen zu schicken, sondern können sie in den Kirchenschulen oder auch in Privatschulen unterrichten lassen, wenn nur in denselben lesen, schreiben und rechnen gelehrt wird.

Eine der Sehenswürdigkeiten von Honolulu ist das $1^1/_2$ Meilen von der Stadt entfernte Oahu-College, in welchem Knaben und Mädchen zusammen erzogen werden. „Durch diese gemeinschaftliche Erziehung lernen die Geschlechter genau untereinander sich kennen, lernen ihre gegenseitigen Fehler, Gewohnheiten und Eigentümlichkeiten erkennen, und es entstehen oft jugendliche Inklinationen, Anhänglichkeiten reiner Natur, die sie sehr oft, später reifend, zusammenbringen, was hier leicht, da die Kinder völlig frei in der Wahl ihres Herzens, ihrer Gefühle und ihres Willens sind." Die Mädchen werden gleich den Knaben in Geschichte, Geographie, Mathematik, Naturwissenschaften u. s. w., auch in Musik, Gesang und Zeichnen unterrichtet, außerdem Handarbeiten gelehrt. Sie empfangen ferner sowohl theoretische als praktische Anweisungen für die Leitung eines Hausstandes, versehen abwechselnd unter Leitung der Directrice alle häuslichen Arbeiten, besorgen Einkäufe auf dem Markt u. s. w.

Alles das sind Schöpfungen, welche den Stempel des amerikanischen Vorbildes an der Stirn tragen. Das in Amerika geltende Erziehungsprinzip ist auch auf Hawaii das herrschende. Von Amerika her kam auch der Anstoß zu dem großen Aufschwung, welchen der Plantagenbau und der Handel auf Hawaii genommen hat, und mit Freuden begrüßen wir hier einen Amerikaner deutscher Abstammung als den Urheber.

Alles, was von Fremden auf Hawaii geleistet worden, übertraf ein Deutsch-Amerikaner, ein geborener Hannoveraner Namens Klaus Spreckels. Anfangs der fünfziger Jahre ließ er sich durch glänzende Schilderungen des Goldreichtums Kaliforniens zur Auswanderung nach diesem Lande verleiten. Ohne besondere Kenntnisse, nur notdürftig des Lesens und Schreibens kundig, brachte er doch einen ausgeprägten Geschäftssinn mit, und dieser half ihm über alle Schwierigkeiten hinweg. Nachdem er lange Zeit die verschiedensten Beschäftigungen versucht, gelang es ihm schließlich doch, sich zum Eigentümer einer „Grocery" aufzuschwingen,

in welcher er einiges Vermögen erwarb. Glückliche Grundkäufe machten ihn nun rasch zu einem reichen Mann, und er gründete im Verein mit mehreren Kapitalisten eine große Zuckerraffinerie, deren Fabrikate sich rasch den kalifornischen Markt eroberten. Der Rohzucker für die Raffinerie wurde von den Hawaii-Inseln eingeführt. Spreckels hatte bei wiederholten Besuchen auf den Inseln die dortigen Verhältnisse gründlich kennen gelernt und faßte bald den Plan, dort Plantagen anzulegen, die ihm den nötigen Zucker liefern sollten. In einem Zeitraum von etwa 9 Jahren wurde er der Besitzer der einträglichsten Zuckerplantagen auf Oahu, Hawaii und Maui. König Kalakaua schätzte den Fremden, der sich in Honolulu einen mit fürstlicher Pracht eingerichteten Palast erbaute, sehr, zog ihn häufig zu Rate und überhäufte ihn mit Orden und Auszeichnungen — Klaus Spreckels dagegen mußte zuweilen der Majestät, wenn sie gerade in Geldverlegenheit war, mit kleinen Anleihen aushelfen. Spreckels errichtete mit der Zeit auch eine Dampferlinie zwischen San Franzisko und den Inseln, für deren Dienst 7 große Dampfer bestimmt wurden, und seinen Bemühungen verdankte Hawaii den Abschluß eines Handelsvertrages mit den Vereinigten Staaten. Die Vorteile desselben kamen in erster Linie Spreckel, dem „Zuckerkönig", zugute. Durch die zollfreie Einfuhr des Rohzuckers von seinen Plantagen wurde es ihm möglich, den Kampf gegen die Konkurrenz der Zuckerfabrikanten des Ostens mit solchem Nachdruck zu führen, daß er ihre Ware nicht nur bald völlig aus Kalifornien verdrängte, sondern auch noch jenseits der Felsengebirge sich selbst neue Absatzgebiete erschloß. Die stetig vergrößerte Zuckerraffinerie war längst in seinen Besitz übergegangen und hatte ihn zum mehrfachen Millionär gemacht. Ein Bund mit den Eigentümern der Central Pacific- und der Southern Pacific-Bahn sicherte seine dominierende Stellung als Zuckerlieferant Kaliforniens. Seine beiden Freunde gewährten ihm billige Frachtsätze für den Transport seines Zuckers nach Osten, und machten durch hohe Frachtsätze für den Zuckertransport nach Westen jede Zufuhr seitens der Konkurrenten Spreckels' unmöglich. Da die Zuckerpreise bei alledem nicht heruntergingen, die Bevölkerung vielmehr für Spreckels' Zucker zahlen mußte, was dieser verlangte, trotzdem der Zucker in San Franzisko teuerer war als in St. Louis, wuchs sein Reichtum immer mehr. Hier muß hervorgehoben werden, daß Spreckels trotz seines Reichtums stets derselbe blieb, niemals sich als Emporkömmling zeigte und namentlich seine deutsche Abkunft nicht verläugnete, wie in Amerika immer noch viele dort zu Reichtum gelangte deutsche Auswanderer thun. Er war stolz auf seine Abkunft, und obwohl er die englische Sprache nun völlig beherrschte, sprach er doch am liebsten das heimatliche Plattdeutsch. Mancher Landsmann, der sich in Not befand, hat bei ihm thatkräftigste Unterstützung gefunden, und auch die Bevölkerung Kaliforniens konnte mit seinem Wirken zufrieden sein, denn er schuf Tausenden neue Erwerbsquellen. Seit dem Abschluß des Handelsvertrages mit Hawaii war der Handel nach und von den Inseln ein so lebhafter geworden, daß die Ausfuhr nach denselben sich bald verzehnfacht hatte und zahlreiche Industriezweige Kaliforniens in dem hawaiischen Markt ein bedeutendes Absatzgebiet fanden.

Weit fühlbarer als in Kalifornien war selbstverständlich das Wirken Spreckels' auf Hawaii. Der Haupterwerbszweig der dortigen Bevölkerung war noch 1856 der Verkauf von Lebensmitteln an die Walfischfänger, deren zuweilen etwa 500 in den Häfen der Inseln vor Anker lagen. Allmählich blieben die Walfischfänger aus, da die Walfische sich weiter nach Norden zogen, und die Einnahmequelle der Hawaiier versiegte. In dem durch Spreckels zur Blüte gebrachten Anbau des Zuckerrohrs, für welchen sich ihre Inseln vortrefflich eignen, fanden sie reichen Ersatz für das Verlorene.

Die einzige Schattenseite in dem vom hellsten Licht überstrahlten Bild der Hawaii-Inseln ist die stetige Abnahme der eingeborenen Bevölkerung. Während sich die Zahl der Fremden, namentlich der Chinesen, welche als Arbeiter in den Plantagen thätig sind, rasch vermehrt, nimmt die Zahl der Eingeborenen unaufhaltsam ab. Im Jahre 1872 waren ihrer noch über 49 000, 1878 nur noch 44 088, und heute sind sie bereits auf etwa 42 000 gesunken. König Kalakaua I., ein durch und durch praktischer Mann, suchte der Entvölkerung seines Staates dadurch Einhalt zu thun, daß er sich bemühte, einen großen Einwandererstrom nach demselben zu leiten. Er unternahm zu diesem Zwecke auch eine Reise nach Europa, aber obwohl er an den europäischen

Höfen, welche er besuchte, die zuvorkommendste Aufnahme fand, erreichte er den Zweck seiner Reise nur in sehr ungenügendem Maße. Im Gegenteil brach bald darauf in Deutschland ein Sturm gegen jene aus, welche einen Auswandererstrom nach Hawaii leiten wollten, in erster Reihe gegen die deutsche Firma H. Hackfeld & Ko. in Bremen, welche auf Hawaii großen Grundbesitz erworben hatte und zu seiner Bewirtschaftung deutsche Arbeiter einzuführen suchte. Im Jahre 1881 hatte sie einen ersten Versuch gemacht, indem sie 110 Arbeiter aus Deutschland einführte. Da der Versuch glückte und die Resultate befriedigend waren, verpflanzte sie im folgenden Jahre noch 200 Arbeiter nach Hawaii und wollte im Jahre 1883 einen neuen Transport von 300 Arbeitern folgen lassen, als die Presse auf ihre Werbungen aufmerksam wurde und alsbald Allarm schlug.

Der für die Werbung gültige Kontrakt lautete nach dem Prospekt wie folgt: „Dem Arbeiter wird für sich und Familie freie Überfahrt nach den Sandwich-Inseln zugesichert. Die Abfahrt erfolgt von Bremerhaven oder Geestemünde in einem in jeder Beziehung guten Schiffe ungefähr am . . . . Der Lohn ist festgesetzt: für Arbeiter über 18 Jahre (per Monat) für das erste Jahr 16, für das zweite Jahr 17, für das dritte und vierte Jahr 18 Dollars, für Arbeiter im Alter von 15 bis 18 Jahren 14 Dollars per Monat für das erste Jahr, 15 für das zweite Jahr, 16 für das dritte und vierte Jahr, anfangend an dem Tage, an welchem sie auf der Besitzung ihres Arbeitgebers auf den Sandwich-Inseln ankommen. Der verheiratete Arbeiter erhält von seinem Arbeitgeber eine abgeschlossene Wohnung für sich und Familie, Bettstellen, Strohmatratzen, Tisch, einige Stühle oder Bänke und Kochgelegenheiten, $^1/_2$ Morgen Land zum Gemüsebau zur unentgeltlichen Benutzung, ferner unentgeltliche ärztliche Hilfe im Krankheitsfalle, während der Dauer des Kontraktes. Die Ehefrau des Arbeiters kann Arbeit auf der Besitzung des Arbeitgebers verlangen und erhält für 10 Stunden Arbeit täglich einen Lohn von 40 Cents = 1,60 Mark. Die Kinder derselben im Alter von über 15 Jahren sollen nach deren Arbeitsleistungen bezahlt werden. Weder die Ehefrau, noch deren Kinder sind zur Arbeit verpflichtet und sollen nur auf deren Wunsch beschäftigt werden. Der ledige Arbeiter erhält freie Wohnung und unentgeltliche ärztliche Hilfe während der Dauer des Kontraktes. Für Beköstigung haben sämtliche Arbeiter nach Ankunft auf den Sandwich-Inseln selbst Sorge zu tragen und ist der in Aussicht gestellte Lohn vollständig ausreichend, um dem nüchternen, sparsamen Arbeiter von seinem Verdienste Ersparnisse zu ermöglichen. Diejenigen Arbeiter, welche Rationen von dem Arbeitgeber zu empfangen wünschen, erhalten per Woche: 12 Pfund Weizen-Mehl, 10 Pfund Rind- oder Hammelfleisch, 2 Pfund rohen Zucker, $^1/_2$ Pfund Thee oder Kaffee und werden für diese Lieferungen 6 Dollars per Monat von ihrer Gage in Abzug gebracht. Jedem Arbeiter steht es frei, die Auflösung des Kontraktes nach Ablauf von 2 Jahren, nach Ankunft am Bestimmungsorte, zu verlangen unter der Bedingung, daß vorher eine sechsmonatliche Kündigung stattfindet, und daß er die für ihn und seine Familie wirklich ausgelegten Passagegelder im Verhältnis der unabgelaufenen Kontraktsfrist zur ganzen Kontraktsdauer an seine Arbeitgeber, jedoch ohne Zinsen, zurückerstattet. Wer 4 Jahre im Dienste verbleibt, hat von den Passagegeldern nichts zurückzuerstatten. Verbleibt der Arbeiter 4 Jahre im Dienste, so trägt der Arbeitgeber die gesetzlichen Steuern des Arbeiters auf den Sandwich-Inseln, während der Dauer des Kontraktes. Jeder Arbeiter erhält auf sein Verlangen am Bestimmungsorte einen Barvorschuß von 20 Dollars = 80 Mark, um die ersten notwendigen Anschaffungen für Haushaltgeräte, Provisionen u. s. w. bestreiten zu können. Dieser Vorschuß ist ohne Zinsen an den Arbeitgeber in monatlichen Raten von 1 Dollar = 4 Mark zurückzuerstatten resp. von dem verdienten Lohn zu kürzen. Der Arbeiter ist verpflichtet, während des Kontraktes treu und redlich zu dienen, die ihm zugewiesene Arbeit nach besten Kräften zu verrichten, wie es einem guten Arbeiter geziemt, und den gesetzmäßigen Befehlen seines Arbeitgebers oder dessen Verwalter unbedingt Folge zu leisten. Ein Monat soll aus 26 wirklichen Arbeitstagen bestehen und 10 Stunden Feldarbeit oder 11 Stunden Arbeitsverrichtung in der Zuckerfabrik sollen einen Arbeitstag ausmachen. Während solchen Tagen, an welchen die Berieselung der Felder stattfindet, jedoch nicht mehr als zwei Mal wöchentlich, sollen 12 Stunden einen Arbeitstag ausmachen. Die Verhält-

nisse zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer auf den Sandwich-Inseln sind gesetzlich geregelt, der Arbeitgeber ist genau denselben Gesetzen unterworfen wie der Arbeitnehmer, körperliche Mißhandlungen oder sonstige Überschreitungen der Gesetze werden streng geahndet. Die Wohnungen der Arbeiter unterliegen gesetzlicher Kontrole, um Überfüllung oder Unreinlichkeit zu verhindern; kontraktliche Verpflichtungen können nicht einseitig gelöst oder verändert werden. Die Kontrakte haben nur Gültigkeit für die darin benannten beiden Parteien und sind daher an eine andere Person oder Gesellschaft nicht übertragbar. Der Arbeiter ist also nur gehalten, für den im Kontrakte namhaft gemachten Arbeitgeber und auf dessen Besitzung zu arbeiten. Die Übertragung des Kontraktes von einem Arbeitgeber auf den andern ist gesetzlich nicht gestattet. Für Arbeiter unter 20 Jahren sind die Kontrakte durch deren Väter oder Vormünder mit zu unterzeichnen."

Die Presse warnte trotzdem entschieden vor einer Auswanderung nach Hawaii, dessen Klima dem Deutschen nicht zusage und wo es dem Arbeiter bei dem geringen Lohn unmöglich sei, Ersparnisse zu machen, die ihm die Rückfahrt auf seine Kosten ermöglichen. Auch im deutschen Reichstage kam die Angelegenheit zur Sprache. Friedrich Kapp verwahrte sich auf das Entschiedenste gegen jede Verschleppung deutscher Arbeiter nach der Südsee. Ich will, erklärte er, die Firma nicht persönlich angreifen. Sie hat das berechtigte Streben, für ihre ausgedehnten Plantagen Arbeitskräfte zu gewinnen, in den Kontrakten aber, welche die Firma mit den Arbeitern schließt, müssen sich diese verpflichten, für den gezahlten Vorschuß und für die freie Passage eine zeitlang zu dienen. Sie verpflichten sich also zu einer Art Sklaverei. Der materielle Vorteil kann den sittlichen Nachteil eines solchen Dienstes nicht aufwiegen.

Die ganze Angelegenheit hat viel Staub aufgewirbelt, mehr als im Interesse Deutschlands wünschenswert war. Briefe deutscher Arbeiter auf Hawaii, welche der „Export" veröffentlichte, entlasteten die Bremer Firma von dem Vorwurf des Menschenhandels, denn die den Arbeitern gegenüber eingegangenen Verpflichtungen wurden genau eingehalten und die große Masse hatte keinen Anlaß zu Klagen. Der von der Opposition erregte Lärm hat jedoch trotzdem zur Folge gehabt, daß die Zufuhr deutscher Arbeiter nach den Hawaii-Inseln nicht fortgesetzt wurde. Die deutschen Interessen auf denselben sind ausschließlich Handelsinteressen geblieben.

Die Ein- und Ausfuhr der Hawaii-Inseln ist in stetem Steigen begriffen. Den gewaltigen Aufschwung, den die Inseln genommen haben, kann man erst recht ermessen, wenn man einen größern Zeitraum überblickt und sieht, wie der Handel sich aus kleinen Anfängen zu seinem jetzigen Umfang entwickelt hat. Es ergeben sich für den Zeitraum von 1848 bis 1882 folgende Zahlen:

	Einfuhr	Ausfuhr
	in Dollars	
1848	605 618	518 870
1851	1 823 821	691 931
1862	998 239	576 531
1868	1 800 046	1 898 215
1872	1 682 000	1 835 000
1878	3 046 369	3 548 471
1879	3 742 978	3 717 817
1881	4 547 978	6 855 436
1882	4 974 510	8 299 016

Die Hauptposten der Ausfuhr waren Zucker, Reis, Kaffee, Wolle, Pulu, Talg, Rinder- und Ziegenhäute; in kleineren Posten werden nach San Franzisko Früchte ausgeführt, außerdem Salz, Fischleim und Walfischthran.[41])

[41]) In die Art der deutschen Einfuhr gewähren die folgenden Manifeste zweier deutschen Schiffe einen Einblick, deren Ladung zu drei Vierteilen aus Waren deutschen Ursprungs bestand. — Manifest des deutschen Schiffes „Mazatlan", Kapt. Sander, am 30. Juni 1883 von Geestemünde nach Honolulu gesegelt: 3106 Stück Stahlschienen, 520 Kolli

Mit den Inseln, welche wir bisher aufgezählt haben, ist die Zahl der Südsee-Inseln, auf denen deutsche Interessen vertreten sind, noch lange nicht erschöpft. Wir finden solche ebenso im fernsten Osten der Südsee, wie im fernsten Westen. Auch im französischen Kolonialbesitz hat der deutsche Kaufmann Fuß gefaßt und behauptet sich dort nicht bloß, sondern hat sich eine beachtenswerte Stellung gewahrt. Die Franzosen besitzen in der östlichen Südsee die Inseln Tahiti und Moorea (1179 □ Kilometer), die Markesas-Inseln (1274 □ Kilometer), den Tuamotu-Archipel (1000 □ Kilometer), die Inseln Rapa, Tubuai und Vavitno (209 □ Kilometer), die Mangarewa-Gruppe (17 □ Kilometer) und die Clipperton-Insel (5,5 □ Kilometer), zusammen ein Areal von 3684,5 □ Kilometer (66,94 □ Meilen) mit 25 000 □ Meilen, aber was von allen französischen Kolonien gilt, das gilt auch von dieser: die Franzosen verstehen das Kolonisieren nicht, wissen die Hilfsquellen der Inseln nicht auszunutzen, und diese kosten ihnen mehr als sie ihnen einbringen.

Auf der Insel Tahiti ist die französische Flagge den Missionären gefolgt. Als Cook Tahiti besuchte, herrschte dort ein Usurpator, welcher den Namen Pomare angenommen hatte, den nach ihm alle Herrscher Tahitis führten. Unter seinem Nachfolger Pomare II. begann die Wirksamkeit der Missionäre, und mit vielen seiner Unterthanen trat auch der König zum Christentum über. Schon im Jahre 1819 wurde mit nicht unbedeutenden Kosten eine Kirche erbaut, die so groß war, daß in ihr auf verschiedenen Kanzeln drei Prediger zu gleicher Zeit sprechen konnten, ohne daß einer den andern störte. Die Missionäre, welche die Bekehrung bewirkt hatten, waren Protestanten, aber im Jahre 1835 kamen französische Jesuiten von den Gambier-Inseln herüber und wollten für ihre Kirche Propaganda machen. Gestützt auf ein Gesetz, welches Fremden die Landung nur mit königlicher Einwilligung gestattete, wurden sie aufgefordert, die Insel zu verlassen, und als sie sich weigerten, wurden sie gewaltsam auf ihr Schiff gebracht. Die Folge war, daß 1838 die Fregatte „Venus" vor Tahiti erschien, um für die den französischen Missionären angethane Gewalt Genugthuung zu fordern. Die Königin Pomare IV. sah ein, daß sie der Macht der Franzosen nicht gewachsen sei, und fügte sich. Sie schrieb, wie von ihr verlangt wurde, einen Brief an Louis Philipp, in dem sie sich wegen der Behandlung der Missionäre entschuldigte, zahlte denselben 2000 Piaster Entschädigung und gestand allen Franzosen das Recht zu, auf Tahiti zu leben. Ein französischer Konsul sollte fortan darüber wachen, daß die Unterthanen des Königs von Frankreich den anderen Ausländern auf Tahiti in nichts nachgestellt würden. Einige Monate später erschien Laplace mit der „Artemise" vor Tahiti und erzwang von der Königin die Zusage, daß fortan in ihrem Reiche die Katholiken den Protestanten völlig gleichgestellt sein sollten. Tahiti sollte sich aus der

---

Eisenbahn-Material für transportable Eisenbahnen, 500 Kolli eisernen Walzdraht, 450 Gebinde eiserne Röhren, 8 Fässer Zinkbleche, 150 Kolli verzinkte Eisenwaren, 60 Kisten Weißbleche, 39 Kisten feine Eisen- und Stahlwaren, 29 Kolli Walzblei, 1 Kiste Blechwaren, 36 Kisten Sattlerwaren, 20 Fässer und 1 Kiste Farbewaren, 12 Fässer Maschinenöl, 225 Ballen Papier, 690 Ballen Jute-Säcke, 304 Kisten Lichte, 120 Kisten Olivenöl, 620 Kisten Seife, 92 Kisten Provisionen und Konserven, 157 Kisten und 1 Faß Wein, 1652 Kisten Spiritnosen, 300 Körbe desgleichen, 100 Demijohns Spiritnosen, 4 Fässer desgleichen, 510 Kisten Bier, 400 Fässer desgl., 26 Demijohns Essig, 142 Kisten Manufakturwaren, 79 Ballen desgl., 38 Kisten Tuche und Buckskin, 18 Kisten Flanelle, 5 Kisten Leinenwaren, 7 Kisten Seidenwaren, 11 Kisten Strumpfwaren, 6 Kisten Hosenstoffe, 5 Kisten Shawls, 13 Kisten Hemden, 32 fertige Kleidungsstücke, 130 Kolli Tauwerk, 18 Kisten Porzellan, 16 Crates und 42 Fässer Steinzeug, 8 Kisten Spielwaren, 5 Kisten Spielkarten, 22 Kisten musikal. Instrumente, 9 Kisten Glaswaren, 15 Kisten Parfümerien, 5 Kisten Zigarren, 11 Kisten physikal. Instrumente, 73 Kisten diverse Waren, 25 Kisten Pulver, 8 Kisten Bücher, 411 Körbe und 1610 Demijohns. — Manifest der hawaiischen Bark „Kale", Capt. Rothfos, am 5. August von Geestemünde nach Honolulu gesegelt: 250 Tons Kohlen, 1216 Fässer Portland-Zement, 682 Stück Stahlschienen für transportable Eisenbahnen, 68 Radsätze, Achsen u. s. w. für transportable Eisenbahnen, 3 Fässer Nägel für transportable Eisenbahnen, 1344 Kolli Stabeisen, 500 Rollen Walzdraht, 40 Rollen Stahldraht, 382 Kolli galvanisierte Wellenbleche, 2 Kolli Weißbleche, 20 eiserne Zuckerpfannen, 109 Kisten Eisenwaren, 17 Fässer desgl., 25 Kisten Schiffsmetall, 10 Fässer Metallnägel, 42 Kolli Filterpressen, 220 Kisten Manufakturwaren, 66 Ballen desgl., 502 Kisten Bier, 200 Fässer desgl, 600 Körbe Weine und Spiritnosen, 1332 Kisten desgl., 28 Fässer desgl., 25 Kisten Mineralwasser, 246 Kisten und 111 Kolli enthaltend zusammen 2 Batterien, Projektile, Munition u. s. w., 29 Kisten Sattlerwaren, 601 Ballen Papier, 133 Jute-Säcke, 455 Kolli Korbmacherwaren, 1016 leere Demijohns, 499 Demijohns Essig, 10 Fässer Essig, 759 Kolli Provisionen und Konserven, 40 eis. Trommen Maschinenöl, 200 eis. Trommen Farbenöl, 20 Fässer Farbwaren, 40 eis. Trommen Soda, 30 Crates Steinzeug, 11 Kisten Glaswaren, 2 Kisten Treibriemen, 4 Fässer Intewaren, 5 Kisten Zigarren und Tabak, 5 Kisten Zündhölzer, 10 Kolli eiserne Bettstellen, 4 Kisten Parfümerien, 54 Kolli diverse Waren und Privateffekten, 1 kompletes Karoussel.

eisernen Umarmung Frankreichs nicht wieder frei machen. Je größer die Nachgiebigkeit der Königin war, desto mehr wuchs die Begehrlichkeit der Franzosen. Ende 1842 wußten sie einige Häuptlinge zur Unterzeichnung einer Bittschrift zu bewegen, in welcher die Königin ersucht wurde, Schritte zu thun, daß „der Schatten des Königs der Franzosen" sich über sie erstrecke. Der Widerstand der Königin wurde rasch durch die Drohung des Kapitäns Dupetit Thouars, ihre Hauptstadt zu beschießen, bezwungen, und sie erkannte das französische Protektorat an. Als aber im Januar des folgenden Jahres ein englisches Schiff vor Tahiti erschien, erklärte sich eine große Volksversammlung gegen das französische Protektorat und die französische Flagge wurde eingezogen. Der Kommandant der vor Papeiti liegenden Korvette „Bonssole" wollte darauf die Stadt bombardieren, unterließ dies jedoch, als der englische Kapitän drohte, in diesem Falle die Partei der Königin zu ergreifen. Infolge dessen kamen im November drei französische Kriegsschiffe nach Tahiti und landeten Truppen, um mit Gewalt zu erzwingen, was man gutwillig nicht anerkennen wollte. Die Königin, welche sich an Bord eines englischen Schiffes gerettet hatte, wurde für abgesetzt erklärt, aber Louis Philipp fand es doch für geraten, ein wenig einzulenken, da sich über diese Gewaltthat in England ein Sturm der Entrüstung erhob. Die Königin wurde als solche wieder anerkannt, sollte jedoch das französische Protektorat anerkennen. Dazu war sie nicht zu bewegen. Sie rechnete noch immer auf den Beistand Englands und auf eine Vertreibung der Franzosen. Ihr Volk hatte sich gegen die Eindringlinge erhoben, und trotz der Überlegenheit derselben führte es den Freiheitskampf drei Jahre lang nicht ohne Erfolg. Erst im Dezember 1846 gelang es den Franzosen durch Verrat die Aufständigen zu bezwingen. Frankreich war Herr der Insel, für die Königin Pomare jede Hoffnung, ihre Unabhängigkeit wahren zu können, geschwunden. Sie erkannte das französische Protektorat an und erhielt um diesen Preis die Herrschaft wieder. Während ihrer langen Regierung — sie starb 1877 — befestigte sich der Einfluß Frankreichs auf Tahiti immer mehr. Ihr Sohn Pomare V., der ihr auf dem Throne nachfolgte, war nur noch ein Schattenkönig. Nach wenigen Jahren war er, stets kränklich und sich dem Tode nahe glaubend, der Regierung überdrüssig und bot Frankreich zu seinen gunsten den vollen Verzicht auf seine Würde an, der selbstverständlich angenommen wurde. Am Nachmittag des 29. Juni 1880 wurde Tahiti für französischen Besitz erklärt. Der König und die Prinzen, der französische Gouverneur und seine Offiziere und eine große Menschenmenge umgaben, wie der Messager de Tahiti berichtete, den Flaggenstock, der am Quai errichtet worden. „Der Kommandant verliest inmitten tiefster Stille mit fester Stimme eine Proklamation an die Tahitier, denen dieselbe sofort durch den Dolmetsch verständlich gemacht wird. Vivats und enthusiastische Hurrahs! Dann verliest der Sprecher des Königs dessen Proklamation. Abermalige Hurrahs! Nun kommen einige tahitische Redner; sie scheinen großen Eindruck auf die lauschende Menge zu machen, die in die begeisterten Vive la France! Vive Tahiti! Vive Pomaré! der Redner brausend einfällt. Eine Überraschung! Im Namen des Königs und des Kommandanten werden alle Gefängnisse geöffnet, eine allgemeine Amnestie ist ausgesprochen. Die Begeisterung wächst. Und nun kommt der große Augenblick. Auf ein gegebenes Signal schwebt die Trikolore langsam und majestätisch am Mast in die Höhe, die Musik spielt die Marseillaise, die Kanonen von der Batterie, vom Berg Faiere, vom „Beaumanoir" mischen ihre tiefen Stimmen darein, die Begeisterung ist unbeschreiblich!"

Frankreich war also Herr der schönen Insel, aber einen wirklichen Nutzen hat ihm die Besitzergreifung derselben bis heute nicht gebracht. Die Ausfuhr Tahitis ist nicht so rasch gestiegen, wie es z. B. auf von England okkupierten Inseln der Fall war, und der Löwenanteil am Steigen der Ein- und Ausfuhr fällt nicht den Franzosen, sondern den Angehörigen anderer Nationen zu. Unter 131 Schiffen, welche nach Tahiti im Jahre 1884 Waren brachten, waren nur 42 französische, dagegen 16 nordamerikanische, 14 britische (die Kolonien mitgerechnet), 2 deutsche, 1 südamerikanisches, und 56 kamen von anderen Südsee-Inseln, die nicht unter französischer Herrschaft stehen. Wenig günstiger stellte sich das Verhältnis der französischen Schiffe bei der Ausfuhr. Es standen 46 französischen Schiffen 52 nordamerikanische, 16 britische, 6 portugiesische und 52 von anderen (nicht französischen) Inseln gegenüber. Obwohl die Zahl der deutschen Schiffe nur $^2/_{21}$ der

französischen Schiffszahl betrug, entsprach doch der Tonnengehalt der deutschen Schiffe (1008 Tonnen) etwa einem Achtel des Tonnengehaltes der französischen (8185 Tonnen). Betreffs des Wertes der Ein- und Ausfuhr liefern die amtlichen Aufzeichnungen zu Papeïti folgende Angaben:

	Einfuhr	Ausfuhr	Zusammen
	in deutschen Reichsmark		
französische Schiffe	1 066 840	1 138 020	2 204 860
nordamerikanische „	1 762 040	1 084 340	2 846 380
britische „	472 180	195 900	668 080
deutsche „	256 200	—	256 200
südamerikanische „	25 240	—	25 240
portugiesische „	—	733 680	733 680
von anderen Inseln	438 120	405 500	843 620
	4 020 620	3 527 440	7 578 060

Eingeführt wurden im Jahre 1884 hauptsächlich Kleidungsstoffe (400 000 Mk.) und Mehl und Korn (228 000 Mk.); außerdem gesalzenes Fleisch und Fleischkonserven (110 000 Mk.), gesalzene Fische und Fischkonserven (104 000 Mk.), Zwieback, roher und raffinierter Zucker, Butter, Käse, Bauholz (120 000 Mk.), Kohlen, Seife (80 000 Mk.), Möbel (20 000 Mk.); die Ausfuhr umfaßte Baumwolle (egreniert, 1 103 420 Mk.), Kopra 867 040, Perlmuscheln (523 280 Mk.), Orangen, Vanille, Baumwollsamen, Kokosnüsse (26 760 Mk.), ausgepreßte Kokosnüsse, Rohzucker, etwas Kaffee und Schildpat.

Was Tahiti heute erzeugt, das erzeugte es auch schon vor Ankunft der Franzosen; durch diese ist keine wichtigere Nahrungspflanze oder irgend ein Fruchtbaum, der für den Handel von Bedeutung ist, eingeführt worden. Kokospalmen, Pisang, Bataten, Yams, Taro waren überhaupt schon vor Ankunft der Europäer vorhanden und wurden in großen Mengen angepflanzt. Was aber Tahiti mit den Nachbarinseln leisten könnte, wenn der Bodenkultur erhöhte Sorgfalt gewidmet würde, das zeigt ein Blick auf die mannigfaltigen Gewächse, welche heute schon in mehr oder minder großen Mengen dort gezogen werden. Das Zuckerrohr von Tahiti enthält ungemein viel Zuckersaft (angeblich $^1/_6$ mehr als andere Arten), aber es fehlt an Kapital zur Anlage großer Zuckerplantagen und ihrer Ausnutzung. Große Strecken Land, die sich vortrefflich zu Zuckerplantagen eignen würden, bleiben wegen Mangels an Kapital unbenutzt, und die zur Zuckergewinnung dienenden Maschinen sind sehr primitiv. Tahiti, das mit Leichtigkeit große Massen Zucker exportieren könnte, erzeugt daher heute nicht einmal soviel als die Bevölkerung für ihren eigenen Bedarf braucht und zahlt etwa 70 000 Mark jährlich für ausländischen Zucker. Tacca primatifida und Bambusa arandinacea werden zu Hüten verarbeitet, finden aber, trotzdem sie ein vortreffliches Material abgeben, ebensowenig eine Verwertung in größerem Maßstabe als die Pandanus- und Kokosfasern, von denen jährlich viele Millionen Tonnen auf den Markt kommen könnten, und ebensowenig wie die wertvollen Holzarten, an denen die Inseln reich sind, der Miro (Thespisia populnea), das Sandelholz und verschiedene harte Holzarten, sowie verschiedene gute Farbstoffe, welche aus Blättern, Wurzeln oder Holz gewonnen werden. Durch Europäer wurde die Kaffee- und Baumwollstaude, Vanille, Kakao, die Ananas und Zitrone eingeführt, welche vortrefflich gedeihen. Die Baumwolle Tahitis zeichnet sich durch Weiße, Feinheit und Stärke aus und bildet heute schon den wichtigsten Ausfuhrartikel. Ihre Kultur würde eine große Zukunft haben, wenn ihr mehr Sorgfalt zugewendet würde. Die anlangenden Schiffe haben zu entrichten: Lotsengeld, Quarantäneabgaben, Leuchtfeuerabgaben, Ankergeld (4 s 2 d bis 12 s 6 d pro Tag, je nach der Größe) und Kaigeld. Vom Netto-Fakturabetrage sind als Zoll 12% zu entrichten, wozu noch 8% für alle Nebenkosten kommen. Um die fremden Fahrzeuge zu verdrängen und den eigenen Schiffsverkehr zu heben, hat die Regierung angeordnet, daß zwischen den Frankreich gehörigen Inseln nur solche Schiffe Handel treiben dürfen, deren Kapitäne Franzosen und die entweder ganz oder zum Teil Eigentum französischer Rheder sind, aber den Handel vermochte man trotzdem den Nordamerikanern, Eng-

ländern und Deutschen nicht zu entreißen. Fast der gesamte Großhandel ist in ihren Händen, während die Franzosen sich auf den Kleinhandel beschränken. Die Regierung zeigt sich auch sehr liberal inbetreff der Bewilligung des Flaggenprivilegs, da dasselbe gegen Erlag einer geringen Gebühr für jedes nichtfranzösische Schiff zu erlangen ist. Zwischen den einzelnen Inseln vermitteln den Verkehr mehrere Dampfer und zahlreiche Schooner, welche meist Eigentum papeitischer Rheder sind. Mit Europa, Amerika und anderen Südsee-Inseln steht Tahiti durch 4 Linien in Verbindung. Die Schiffe der französischen Marine berühren auf der Fahrt um die Erde Tahiti zweimal jährlich; das Haus Tandonnet in Bordeaux hat mit der Regierung einen Vertrag geschlossen, durch den es verpflichtet ist, durch seine Schiffe Tahiti 6 mal jährlich anlaufen zu lassen, die Société commerciale de l'Océanie unterhält gleichfalls regelmäßigen Schiffsverkehr mit Tahiti, und ein Franzose in San Franzisko, dessen Schiffe jedoch unter amerikanischer Flagge segeln, läßt Tahiti monatlich einmal durch eines seiner 3 Segelschiffe besuchen.

Die vielen und mannigfaltigen deutschen Interessen in der Südsee haben in der jüngsten Zeit sowohl zu Verträgen zwischen Deutschland und England, als auch zwischen Deutschland und Frankreich geführt, durch welche die beiderseitigen Interessensphären genau begrenzt wurden. Am 24. Dezember 1885 wurde in Berlin durch Baron de Courcel, Botschafter der französischen Republik, und den Unterstaatssekretär Graf Herbert Bismarck ein Protokoll unterzeichnet, welches inbezug auf die beiderseitigen Besitzungen in der Südsee Folgendes bestimmte:

„Die Regierung Seiner Majestät des Deutschen Kaisers verpflichtet sich, gegenüber der Regierung der Französischen Republik nichts zu unternehmen, was eine eventuelle Besitzergreifung der Inseln und Riffe, welche die Gruppe der „Inseln unter dem Wind" in der Südsee bilden und an den Tahiti- oder Gesellschafts-Archipel anschließen, durch Frankreich hindern könnte. Sie übernimmt dieselbe Verpflichtung bezüglich des Archipels der Neu-Hebriden, welcher in der Nähe von Neu-Kaledonien liegt.

Die Regierung der Französischen Republik übernimmt für den Fall, daß Frankreich von einer der oben erwähnten Inselgruppen Besitz ergreift, die Verpflichtung, die von Deutschen Staatsangehörigen erworbenen Rechte zu achten, namentlich bezüglich der Anwerbung von eingeborenen Arbeitern, und sich zu diesem Zwecke mit der Kaiserlich Deutschen Regierung ins Einvernehmen zu setzen."

Es sind nun zwar auch Inseln, auf denen sich deutsche Niederlassungen befanden, wie die Fidschi und die Neuen Hebriden, endgiltig als englischer oder französischer Besitz anerkannt worden, aber das Netz von Faktoreien und Agenturen, welches das Haus Godeffroy und nach ihm die deutsche Handels- und Plantagen-Gesellschaft über die Südsee-Inseln gespannt hat, ist ein zu großes, als daß auch der übertriebenste deutsche Chauvinismus beanspruchen könnte, sie alle unter deutschem Einfluß zu sehen. Deutschland kann mit dem Anteil, der ihm bei der jüngsten Teilung der Südsee zugefallen ist, immerhin zufrieden sein, denn es hat dort ein großes, in sich abgeschlossenes Kolonialgebiet erworben, welches den allem Anschein nach besten Teil von Neu-Guinea und die schönsten der größeren Inseln Melanesiens umfaßt. Durch ein Abkommen mit England wurde *) im Salomonen-Archipel die Grenze so gezogen, daß die großen Inseln Bougainville, Choiseul und Isabel in den deutschen, die übrigen Inseln in den britischen Machtbereich fallen. Der deutsche Einfluß in der Südsee hat dadurch eine neue wertvolle Vermehrung erfahren.

Die Aufgabe der nächsten Zeit wird es nun sein, diesen großen Besitz nach Kräften auszunutzen. In einem Teil des Schutzgebietes sind, wie wir gesehen haben, bereits seit langer Zeit deutsche Niederlassungen vorhanden; in anderen Teilen, in Kaiser Wilhelms-Land und einem großen Teil Neu-Pommerns und Neu-Mecklenburgs, heißt es erst Fuß zu fassen, das Land zu erforschen, seine Hilfsquellen kennen zu lernen. Die Neu-Guinea-Kompanie geht, wie sich aus den vorliegenden Nachrichten ersehen läßt, ruhig und zielbewußt zu Werke. In dem Freiherrn von Schleinitz, Vice-Admiral a. D., hat sie für die Stelle eines Landeshauptmanns von Kaiser Wilhelms-Land eine bewährte Kraft gewonnen, einen gründlichen Kenner der dortigen Verhält-

*) Die Vereinbarungen fanden statt, als der die deutschen Besitzungen in der Südsee schildernde Teil dieses Werkes bereits erschienen war, so daß sie an der betr. Stelle nicht berücksichtigt werden konnten.

nisse; an mehreren Punkten der Küste sind bereits Stationen errichtet worden, und der Verkehr derselben mit den Eingeborenen wird immer reger; die sorgfältig vorbereitete Expedition aber, welche in das Innere von Kaiser Wilhelms-Land eindringen soll, ist bereits in der Südsee eingetroffen und wird binnen kurzem den ersten Versuch unternehmen, das geheimnisvolle Hinterland der Nordküste zu erschließen.

Von der größten Wichtigkeit für die deutschen Besitzungen in der Südsee ist die Eröffnung der subventionierten Dampferlinie von Deutschland nach Australien (erste Abfahrt von Bremerhaven am 14. Juli 1886). An die Hauptlinie schließt sich in Sidney die Südsee-Zweiglinie an. Der Dampfer „Lübcke" wird in 24 Tagen von Sidney eine Rundreise unternehmen, auf welcher er die Tonga- und Samoa-Inseln berührt (7 Tage Aufenthalt in Apia, 12 Tage auf Tonga). Durch die Emanzipation des deutschen Handels von der englischen Rhederei ist für denselben auch im östlichen Teil der Südsee eine feste Grundlage geschaffen worden, die ihm ermöglicht, auch auf jenen Inseln, über denen die deutsche Flagge nicht weht, den Konkurrenzkampf mit den anderen in der Südsee thätigen Nationen mit Erfolg aufzunehmen. — —

Wir stehen am Ende der langen Bahn durch die Kolonialgebiete, auf welcher der Leser unserer Führung gefolgt ist. Er hat aus unseren Schilderungen ersehen, wie das deutsche Reich in raschem Ansturm einen riesigen Kolonial-Besitz erworben hat. Deutschland reiht sich heute den beiden großen europäischen Kolonialmächten, England und Frankreich, als dritte ebenbürtig an. Sein überseeischer Besitz ist, wenn die jüngsten Erwerbungen der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft im Hinterland der Sansibarküste und im Somaliland in die Schutzgebiete einbezogen werden, bereits fast viermal so groß als das Mutterland. Wie er sich weiter entwickeln wird — wer wollte das heute auch nur mit einem Schein von Gewißheit vorhersagen? Viele gute Keime sind aber vorhanden, und jener eiserne Fleiß und jene zähe Ausdauer, die den Deutschen bisher in allen fremden Ländern zu einem der geschätztesten Kolonisatoren gemacht haben, sie werden ihren segensreichen Einfluß über kurz oder lang auch in unseren überseeischen Besitzungen geltend machen. Gilt es doch nun, auf eigenem Grund und Boden zu arbeiten, den Nutzen, den Jahrhunderte lang Fremde aus deutscher Intelligenz, deutschem Kapital und deutscher Arbeitskraft gezogen haben, dem Vaterlande zuzuwenden!

Mögen die frohen Hoffnungen, mit denen wir heute in die Zukunft blicken, in Erfüllung gehen und die unter schweren Mühen ausgestreute Saat üppig emporsprießen, daß das Neu-Deutschland über dem Meere zu einem Segen für das Mutterland werde, eine Quelle des Reichtums, eine Quelle der Macht! Das walte Gott!

Register zum I. bis V. Band.

In dem Register hat Alles Aufnahme gefunden, was auf deutsche Interessen Bezug hat, von den übrigen Namen sind die wichtigsten aufgenommen. Die römischen Zahlen geben den Band an; ein beigefügter * bedeutet, daß die betr. Mitteilung nur in der 2. oder 3. Auflage enthalten ist; A bedeutet Anmerkung, E Einleitung (zum I. Band.)

Aarsau V 48.
Aba III 190.
Abagululsin IV 176 u. f.
Abanage I 191.
Abba worati III 100.
Abdallah III 38.
Abeghan IV 70.
Abgal III 83, 88.
Abo I 210.
Abobo I 194.
Abo, Fluß I 231.
Aboleute I 231.
Aboma-Plateau II 167.
Abongo II 12 u. f.
Abone f. Ebon.
Abösch III 90.
Aboto I 206.
Abu-Teïr f. Maria Theresia-Thaler.
Achmed ben Said ꝛc. III 57.
Accondah I 152.
Adaka-Insel II 36.
Adamaua I 208.
Adangmeer I 175.
Adansou I 34, 36.
Adelinalonga II 38, 51.
Adey I 194.
Adjumba II 15.
Administrator I 107.
Administration Senegamb. I 91.
Admiralitäts-Inf. V 94.
Adolinalonga f Adelinalonga.
Aduma II 47.
Aéré I 55.
Affenbrotbaum I 34, 210, II 222.
Aflahu I 195.
Afrikanderbund IV 239.
Afrikaner, Christian, IV 40.
Afrikaner, Jan Jonker, IV 40.
Afrikanische Gesellschaft I 130.
Afrikaansche Handelsvereeniging II 56.
African Stromship Company I 144, 159.
Agadem I 70.
Agbui-Leute I 179.
Aghwey I 191.
Agome I 194.
Agomefluß I 191.
Agué I 191.
Agueroe I 194, 195.
Ahojo II 38.
Ahy I 195 A 163.
Aïamats I 106.
Ailinginae V 146.
Ailinglablab V 146.
Ailuk V 147.
Aïr I 69.
Airik V 147.
Aite I 195 A 163.
Ajuda I 204.
Akkada I 161.
Akankoo Mining Cy. Limited I 159.
Akelle II 47.
Akimer I 175.
Akkoa II 12 u. f.
Akra I 167, 176.
Akrassa I 210.
Akropong I 176.
Akuapimgebirge I 175.
Albany IV 120, 122.
Albert (Divis.) IV 120.
Albert Nyanza III 199.
Albréda I 94, 104, 106.
Albuquerque V 20.
Alefa V 191.
Alfa I 119.
Alfaria I 119.
Algoa Bai IV 122, 158.
Ali ben Osmahn III 38.
Alice-River V 35.
Alima-Leketi II 209.
Alimba II 49.
Alindscha I 151.
Alival North IV 120.
Almamy I 51.
Alt-Kalabar I 210.
Alüpanga III 110.
Alvarez II 107.
Ama (Präfix) IV 106.
Amabele IV 168.
Amadi III 170.
Amadu I 64, 79.
Amadu Abdul I 54.
Amadu-Seku I 39.
Amafingu IV 108, 111.
Ama Hahabe IV 107.
Amakata V 92.
Amakosa IV 106, 107.
Amapeta I 206.
Amasi IV 168.
Amatisu I 152.
Amazonen I 202.
Ambanarn III 235.
Ambahitsmena III 231.
Ambas-Bai I 228.
Amber III 231.
Amberno V 81.
Ambohitra III 231.
Ambris II 234.
Ambrisette II 235.
Ambrisette, Fluß II 238.
American Sheetings III 30.
Americano III 175.
Amu-Nyam II 129.
Anachoreten V 95, 124.
Ananas III 49.
Andersson IV 67 u. f.
Anderten III 162.
Andrault I 92.
Andriamánitra III 235.
Anenga-Eliva II 31.
Angata-Elget III 187 A 60.
Anghié II 50.
Angoy II 55, 94 u. f.
Angra des Vaqueiros IV 94.
Angra Pequena IV 1 u. f.
Angras Santas IV 2.
Angra-Spitze IV 9.
Angriffshafen V 50.
Ankáratra III 231.
Annabon I 232 A 204.
Ansaldy I 120.
Antilopen II 34, III 56.
Antombuk-Bucht III 227.
Antongil III 226.
Anzicana II 106.
Apanny I 160.
Apingi II 15.
Apolima V 167.
Aqua, King, I 216 u. f.
Aqua Leute I 216 u. f.
Aquastadt I 2 8.
Äquator-Station II 182.
Aquatown f. Aquastadt.
Araktschejew V 147.
Arbeiterausfuhr aus Deutschland V 224 u. f.
Arbeiterfrage in Ostafrika III 6, 144, in der Südsee V 118 u. f., 172 u. f.
Ardea gularis Bosk. III 50.
„Argus" V 41.
„Ariadne" I 128, V 83, 92.
Ariangulo III 150.
Aris Inf. V 51.
Armidwon V 139.
Armitt V 41.
Arno V 144, 146.
Arthington-Mission II 207.
Artocarpus integrifolia f. Jackfrucht.
Aruko II 134.
Aruscha III 149.
Aruwimi II 135, 183.
Aruscha III 155.
Asama II 132.
Ascension V 150.
Aschanti I 168 u. f.
Aschuka II 42.
Aseikuya II 166.
Asimba II 15, 42.
Assini I 150, 151.
Association internationale africaine III 103.
Astrolabe-Bai V 43.
Asua III 198.
Atakla I 176.
Atidjere I 207.
Atlantis E 2 u. f.
Atolls V 150.
Attabi III 198.
Augouard II 207.
Aumbo II 166.
Aurh V 147.
Aumun V 167.
Avinza II 122.
Avumbo II 48.
Awanschi II 47.
Axim I 152, 160, 162.
Aymés II 26.

Babelsbergstraße V 50.
Babelthuap V 150.
Babongo II 98.
Babwendé II 145, 203.
Bachoy I 73, 75 u. f.
Badonde II 98.
Badumbe I 75.
Basing I 73, 75.
Basióte II 64 u. f.
Basulabé I 73, 74.
Bagamoyo III 72.

Bagas I 123, 126.
Baghirmi I 70.
Bagidá-Stadt I 194.
Bagidá-Strand I 194.
Bagru I 136.
Baharutse IV 187, 190.
Bahia Formosa s. Formosa-Bai.
Bahunge II 183.
Bajaderentanz III 63, 64.
Bajansi II 203.
Bajanzi II 182.
Bajeje IV 72.
Bailo I 119 A 98.
Bains-Kloof IV 159.
Bakalahari IV 79, 187, 188.
Bakambo II 98, 175.
Bakari III 170.
Bakel I 10, 64.
Baker III 196 u. f.
Bakers Cove IV 2.
Bakiris I 56.
Bakokos I 231.
Bakongo II 203.
Baku IV 106.
Bakum I 106.
Bakumu II 131.
Bakunde ba Rambeleh I 230.
Bakunya II 98.
Bakusu II 126.
Bakuta II 98.
Bakweno IV 190.
Bakwiri I 229, 230.
Balali II 98.
Balantes I 107, 110, 112.
Balawa III 174.
Ballay II 48, 175.
Balombi ba Mbu I 230, 231
Balu I, 75.
Balumbu II 103.
Bam IV 31.
Bamamba III 99.
Bamangwato IV 190.
Bamba II 238.
Bamba Entende III 123.
Bambaras I 79.
Bambu II 207.
Bambuk I 88.
Bammako I 81, 83.
Bampannah I 138.
Bamu-Insel II 178.
Banana II 111.
Banana-Point II 188.
Bana Schah Ali III 170.
Bandawarogo III 194.
Bandeisen II 218.
Bangala II 183.
Banguial I 109.
Banianen III 63.
Banian Ludda III 18.
Banja-Ulle Delta I 75.
Banque du Sénégal I 17.
Banquaketse IV 190.
Bansabi II 103.
Bantetsche II 98.
Bantu-Rasse II 203.
Banunu II 203.
Banya, Fluß, II 102.
Baobab s. Affenbrotbaum.
Baol I 22.
Baptisten II 207, 209.
Baracones I 138.
Baraka II 2.
Barawa III 16, 80, 96.
Baring-Inf. V 145.
Baringo See III 187 u. f.
Barkeley IV 120.
Barker II 116, 147, A 70.
Barkly IV 135.
Barmany I 136.
Barolong IV 190.
Barra I 98.
Barra da Corimba II 227.
Barra-Point I 96.
Barsche III 50.
Bartle Frère III 103.
Barwa IV 187, 188.
Baschilange II 212.
Baseler Mission I 176.
Baseffé II 143.
Bashee IV 159.
Basikongo II 203.
„Basilisk" V 33.
Basinika II 98.
Basirongo II 203
Bassam I 150.
Bassango II 103.
Bassonga II 212.
Bastaards IV 105.
Basundi II 98, 150, 203.
Basutoland IV 119, 182.
Bastian II 98.
Baswal Insel II 130.
Baswa-Stamm II 131.
Batanga I 231.
Bataten II 239.
Bateke II 49, 139, 166, 203.
Batlapinen IV 190.
Batna I 69.
Baudoinville II 210.
Bauern, Kap, 96 u. f.
Baumwolle I 88.
Baumwollenstrauch II 222.
Baumwollstoffe III 30.
Baumwollweberei III 81, 90.
Bavumbu II 98, 103.
Bawiko IV 73.
Baxter V 34.
Bayaka II 98, 103.
Bayneston II 208.
Bayol I 39, 74, 82, 83, 120.
Bays I 146.
Be I 195.
Beaufort IV 120, 121.
Beaufort, Fort, IV 120.
Beaufort, Grout de, I 38.
Beautemps-Beaupré V 86, 87.
Becker, Leutn., III 104.
Beder ben Sef III 38.
Bedfort IV 120.
Bedinga* I 231, 232.
Behr-Bandelin III 139.
Beipi* I 231, 232.
Bei Saufus I 157.
Beledugu I 78, 83.
Beleris I 79, 82 A 65, 83.
Bell, King, I 216 u. f., 227, A 199.
Bell-Leute I 216 u. f.
Bellstadt I 218.
Belltown s. Bellstadt.
Bemberri II 136.
Bengo II 238.
Benguella II 240.
Benjan I 155.
Beniowski III 226.
Benita I 231.
Bennett III 208.
Benson I 139.
Bentley II 209.
Bentley-Bai V 46.
Benty I 121.
Bepombi-Creek I 231.
Bergbau im Damaraland IV 65, Hereróland IV 38 u. f., Kapland IV 152.
Berg Damara IV 38, 51.
Berg-Rivier IV 159.
Berlin IV 124.
Berlin-Hafen V 50.
Bernstein, Dr., V 30, 31.
Berreïto III 172.
Bersaba IV 31.
Bert II 23.
Beschneidung III 112.
Betelkauen III 64.
Betendugu I 75.
Bet-Fras III 88.
Bethanien IV 31, 32, 66.
Betschuanen IV 72, 80, 183 u. f.
Betschuanenland IV 120.
Bey I 194.
Bey Beach I 194.
Bezuidenhout IV 198.
Bgun Koffi I 195.
Biafaden I 114, 118.
Bialombe Creek* I 231.
Bienenzucht III 80, 100.
Bier, deutsches, IV 148 u. f., 222.
Bigini V 146.
Bijagos I 114, 115.
Bikar V 147.
Bikini V 146.
Bilibili V 43, 54.
Bili-Fälle I 78.
Bilma I 70.
Bimbia I 228
Bimbia, Fluß, I 228.
Binuë-Länder I 208 u. f.
Biraïma I 24.
Birara V 95.
Biskra I 69.
„Bismarck" I 228 A 199.
Bismarck Archipel V 82.
Bissagos s. Bijagos.
Bissão I 110.
Bissarié I 109.
Bissasma I 116.
Bitto I 79.
Blackhorse IV 149.
Blackwood V 26.
Blanche-Bai V 83, 84, 123.
Blau-Berg IV 216.
Bloemfontain IV 206, 210.
Bloemhof Arbitrage IV 235.
Blonk I 161.
Blosseville-Ins. V 51, 102.
Blutegel III 187.
Boana I 229.
Boeren IV 197 u. f.
Bofa I 121.
„Boja" I 87.
Boké I 86. 121, 126.
Bokwaka* I 232.
Bolama I 115.
Bolobo II 138, 179.
Bolobolo-Bassin II 145.
Bombax s. Wollbaum.
Bomote I 229.
Bondelzwaarts IV 64.
Bondei III 119.
Bongo I 231.
Bongala I 229.
Bongandjo I 229.
Bonganga I 229.
Bongo I 231.
Bonjemal I 229.
Bonjoko I 219.
Bonjongo I 229.
Bon Koffi I 195, 202.
Bonny I 210.
Bonpland Point V 50.
„Book" II 226.
Boomplats Schlacht IV 202.
Bôoné II 39.
Borani-Galla III 99.
Bordão II 207.
Borgnis-Desbordes I 82 u. f.
Bornu I 70.
Borri I 230.
Boshoff IV 206.
Boschberg IV 160.
Boska V 94.
Bossea I 55.
Bossum-Prah I 153, 154.
Botlete IV 190.
Böttcherei I 155.
Bou Bakar I 120.
Boudeuse V 95.
Boudhié I 106.
Bouët II 1, 11, 151.
Bougainville V 24, 50, 83.
„Bounty" V 24.
Bouria I 119 A 98.
Bowdich II 23, 38.
Bewstedt Redley & Ko. III 27.
Brak I 6, 23.
Braknas I 6, 50, 54.
Brand IV 207.
Brandenburgische Kolonieen I 159 u. f.
Braß I 210.
Braunschweig IV 124.
Brawa s. Barāwa.
Brazza II 48 u. f.
Brecht & Lehmann IV 127.
Bredasdorp IV 120.
Breede-Rivier IV 159.
Breitbach IV 124
Bremer Mission I 176.
Brenner III 171.
Brière de l'Isle I 14, 40.
Britische Sund III 231.
Britisch-Kaffraria IV 119.
British and African Navigation Company I 159.
Brüe, André I 8.
Bruijn V 26, 35.
Brunfaut II 186.
Brunner I 38.
Buabua Ndjali II 168.
Buache V 151.
Buba I 118.
Bubis I 232.
Buchholz I 229, 230.
Büchner II 211, 222.
Buckelochsen III 100.
Budag V 139.
Budimans I 217.
Buffalo IV 191.
Büffelshoek IV 160.
Bukaria I 66.
Bukumba II 187.
Bula-Matari II 174.
Bulangungo II 210.
Bullikova I 229.
Bülow III 162.
Bultfontein IV 135.
Bulumbu II 186.
Bumburri III 118, 119.
Bum-Fluß, Große, I 136.
- Kleine I 136.
Bum-Kittam I 136.
Bundini III 123.
Bundschna* I 232.
Bundu III 119.
Bungo da Bisuku* I 232.
Bunsa II 95.
Bura-Kette III 151.
Burburys I 150
Buré I 88.
Buren s. Boeren.
Burgers IV 223, 235 u. f.

Burton I 202, 229, II 23, III 190 u. f
Buſchfeld IV 216
Buſchmänner IV 51, 74 u. f.
Buſchnigger I 214.
Buſchwald II 75.
Bulbul V 124
Büttner II 212
Bwaſſa I 229.
Bwea I 229.
Byning-Bai V 84.
Byning, Diſtr., V 95.

Cablaman V 124.
Cabocéers I 157.
Cabo de S. Maria V 82.
Cacoban V 199.
Cagnont I 106.
Caillé I 207.
Caledon IV 120, 159.
Calvinia IV 120.
Calvo I 229.
Camarão I 211 A 180.
Cambambe II 216.
Cambier II 158, III 103, 104.
Cameroons I 211 A 180.
Campelar I 138.
Campinen ſ. Savanen.
Cankim Bamoo Gold Mines Cy. Limited I 159.
Cap Diviſion IV 120.
Cape Coaſt Caſtle I 158.
Cape Copper Min. Co. IV 152.
Capetown IV 120.
Carabane I 106.
Carache I 114.
Cardou-Berge IV 159.
Carnap III 162.
Carpentier II 26.
Carrey I 39.
Carſtens V 23.
Carteret V 24, 82.
Caſamance I 106, 109, 110.
Caſſange-Expedition II 210.
Cathkin-Peak IV 216.
Cayor I 22 u. f., 34.
Cedar-Berge IV 159.
Ceres-Berge IV 159.
Cerrut V 30, 31.
„Challenger" V 33, 83, 94.
Chama I 152.
Chamiſſo V 131, 137, 139.
Champagne-Bg. IV 191.
Champagne Caſtle IV 216.
Chanbalas III 190.
Charalas III 190.
Chard-Inſ. V 86.
Charter Bank of India, Australia and China III 42.
Chatham (Inſ.) V 147.
Chelmsford IV 171.
Chemſet III 190.
Cherbalas III 190.
Chiagonos III 190.
Chimpanſe II 71.
Chimpava II 91.
Chimſinda II 94
Chol III 198.
Chriſtiansborg I 167, 176
Chuaridſch III 35.
Church-Miſſion III 71.
Clanwilliam IV 120, 121.
Clapperton I 207
Clara-Point II 1.
Clarence I 232 A 204.
Clarence-Pic I 232
Cockboro I 136.
Coïr V 115.
Coli I 40.
Cole I 191 A 163.
Colen I 119 A 98.
Colin I 128.
Colesberg IV 120.
Colladé I 119 A 98.
Colley IV 238.
Comber I 230, II 207 u. f.
Comité d'Études du Haut Congo II 158.
Commendi I 136.
Commodore-Bai V 84, 86.
Como II 2.
Comp. des Batignolles I 42.
— do Galam I 11, 106.
— du Sénégal et de la Côte occid. d'Afrique I 27, 137.
— française de l'Orient III 224.
Compiègne II 38, 39.
Congregation du Sacré Coeur de Marie I 232.
Coniquet-Inſeln II 1.
Conſtantia IV 121.
Cook V 24, 192, 213.
Cooper & Co. II 51.
Coquilhat II 186.
Corbelha I 114.
Cortado II 58.
„Coſtume" I 158.
Counara I 107.
County I 163.
Court of Equity I 216.
Coutumes I 6.
Cradock IV 120.
Creppy I 195 A 163.
Creſpel II 158, III 103.
Croo-boys ſ. Krumeger.
Croß-Fluß I 229.
Crozer V 151.
Crudgington II 209.
Cubango IV 71.
Cyklop-Geb. V 50.

Daba I 83.
Dabu I 151.
Dabulamandje IV 175, 180
D'Acunha III 224.
Daſa III 119.
Dagana I 51.
Dahome I 202 u. f.
D'Albertis V 32—35.
Dallmannhafen V 47.
Dallmannſtr. V 47, 48.
D'Almeida I 190, 195, A 163.
Damaraland ſ. Hereróland.
Dambadumbi I 42.
Damel I 23.
Damga I 55.
Dammbauten IV 214.
Dampier V 23, 82.
Dampierſtraße V 85.
Danane III 82.
Dande II 238.
D'Andrade Corvo I 107, A 91.
Danfodio I 42 u. f.
„Dart" V 79.
D'Artalejos I 232, A 204.
dash II 62.
Dattelpalme III 46.
Dauphin, Fort, III 231.
Daumas, Berand & Co. II 187.
Daut III 88.
De Beers New Rush IV 135.
Deception Point V 86.
Decken, von der, III 107.
Dedel V 23.
Degbenn I 195, A 163.
Degradados ſ. Deportados.
„De Havit" V 81.
De Kaap Goldfelder IV 232.
„Deklaration der Handelsfreiheit im Becken des Kongo" II 195.
Delagoa Bahn IV 223 u. f., 235.
Delagoa-Bai IV 224 u. f.
Delen III 103.
Delianles I 54.
Dembiah I 128.
Denham I 207.
Denhardt III 168.
Denis II 52.
D'Entrecaſteaux V 24. 83.
— -Inſ. V 94.
Deportados II 232.
Derde Bg. IV 216.
Derivière III 162.
Derrien I 39, 83.
Deſor I 70, A 60.
Deutſche Handels- u. Plantagen-Geſellſchaft V 92, 123, 144, 168, 180, 196, 198.
Deutſche im Kapland IV 123 u. f., in Sanſibar III 15, in Transvaal 218 u. f.
Deutſcher Beſitz auf Samoa V 187.
Deutſcher Handel, Kapland IV 147 u. f.
Deutſch-oſtafrikaniſche Geſellſch. III 139 u. f.
Dhows III 235.
Diagnu I 110.
Diakonké I 109.
Diakuru I 87.
Dialakor I 87.
Dialmat I 11.
Djalonke I 56.
Diamantenfelder IV 134 u. f.
Diamantenſorten IV 143.
Diamet I 109.
Djawandja* I 232.
Diaz. Bart., IV 94.
Diaz-Spitze IV 2, 9.
Dido, Charley, I 218.
Diego Cão II 106.
— Juarez Bucht III 227, 231.
Dilamette I 109.
Dimani III 86.
Dingaan IV 165.
Dingira I 66.
Dinijulu IV 175 u. f.
Diobas I 123.
Djogué I 106.
Dirkz V 23.
Diſumale I 78.
Diube Ba I 75.
Djumbo III 16.
Diviſionen IV 120.
Diwarra V 113.
Dlot V 147.
Doe, J., I 191.
Dom Pedro II 110.
Dondo II 239.
Donga I 211.
Donhol Fella I 120.
Dönje Ebor III 160.
— Endika III 186.
— Erok III 186.
— Ngai III 187.
Donkin IV 122.
Donos II 99.
Doornfluß IV 159.
Dorotheenſchanze I 162.
Doué I 55.
Douglas II 56.
Dove (Inſ.) V 146.
Doverklippen II 139.
Draht III 28.
Drahtzäune IV 222.
Draken Geb. IV 216.
Drakenſteenberge IV 159.
„366 Inſeln" III 79.
Drilänau V 142.
Drilles III 30.
Dromedare IV 156 u. f
Droßling III 50.
Dſchagga III 106, 149, 158.
Dſchairi III 120.
Dſchala ſ. Tana.
Dſchalla III 108, 161, 162.
Dſchalut V 127, 146.
Dſchalut-Flagge V 144.
Dſchambo III 122.
Dſchamku-See III 99.
Dſchebbel Tummo I 70.
Dſchemmedar III 171.
Dſcherima III 110.
Dſchefire III 82.
Dſchibſcharagnani III 188.
Dſchilip III 82.
Dſchilliſre I 98.
Dſchingenge II 212.
Dſchombo III 123.
Dſchumbi III 119.
Dſchungeln III 132, 149, 196, 200, 201, 206.
Duaïſch I 6.
Dualla I 214 u. f.
Dubreka I 126, 124.
Duchaillu II 23 u. f., 35.
Duck-Duck V 96 u. f.
Dudemain-Inſ. V 50.
Duë I 54.
Du Faure V 86.
Duke of York V 92, 110, 123.
Duku I 75.
Duley I 66.
Dunkelmeer 97.
Dunn IV 172 u. f.
Duperey V 24.
Duponchel I 68.
Duportail-Inſ. V 86.
Duque de Braganza II 239.
Du Quilio II 38.
Durand I 38.
Durban IV 195.
Durchquerungen Afrikas II 116, 212, 216.
Durnford ſ. Wubuſchi.
Durour V 95.
Duruma III 149.
D'Urville V 25, 26.
D'Urville-Inſ. V 47, 48.
Du Toit 224, 238.
Dutoitspan IV 135.
Dwars-Bg. IV 216.

Ebon V 144.
Ebrieh I 151.
Echiquier-Inſ. V 95.
Edeafluß I 211.
Edgwina Mines Cy. Limited I 159.
Edibe II 26.
Edinburger Miſſionsgeſellſchaft I 135.
Edjo I 210.
Egbo I 219.
Eggan I 210.
Egmejo V 147.
„Ehrenfels" III 166, A 50.
Eilug ſ. Niluk.
Einwald IV 226.
Eiſenbahnen IV 141, 155, 156. 195, 223.

Eisen I 121.
Eisenwaren I 195, II 218.
Ekowe IV 172.
Ekumbe ba Wandschi I 230.
Elami-Joß I 227, A 199.
Elands-Berge IV 160.
El Chergui I 70.
Elefantenjagd II 32 u. f.
Elefanten See s. Balombi ba Mbu.
Elephantiasis V 183.
Elfenbeinhandel I 210, 222, A 194, II 8 u. f., 31, 223 u. f., III 8, 9, 28, IV 152.
Elfenbeinküste I 150 u. f.
Elfenbeinschleifereien II 224 u. f.
Elfenbeintempel II 135.
Elgejo III 188.
El Golea I 70.
El Hadschi Omar I 18 u. f., 46.
Eliki I 230.
„Elisabet" III 166, A 50, V 17, 83.
Eliva Jonanga II 27 u. f.
„Ellengowan" V 34, 36.
Elliot II 177.
Elliria III 198.
Elmaran III 184.
Elmeteita III 187, A 60.
Elmina I 152, 167.
Elmórua III 179.
Elmurán III 179.
Eloby II 3.
Emberria III 115.
Embomma II 145.
Emgambo III 123.
Emlola III 125.
Emozoïden III 83.
Empreza Lusitana II 227.
„En Avant" II 178, 182.
Endoxe II 27, A 24, 95.
Engerea III 124.
Engibongoto III 158.
Enijadok V 144.
Eniwetok V 144.
Erasmus IV 235.
Erdnuß 118, 90, 95, 126, 215, 239.
Eregub V 147.
Erikub V 147.
„Erklärung über den Sklavenhandel" II 198.
Escales I 6.
Escher v. d. Linth I 70, A 60.
Esselen IV 228.
Essenzen II 219.
Est (Divis.) IV 120.
Etal V 150, 151.
„Etna" V 27 u. f.
Etyo-Berge IV 50.
Eua V 191, 196.
Eudokos I 217.
Eudoxus II 22.
Euplectes flammiceps III 50.
Euthymenes E 1.
Everill V 78.
Evongo I 229.
E'Watto V 84.
Ewe I 178 u. f.
Expectation-Str. V 86.

Faguz I 109.
Faidherbe I 11.
Fais V 151.
Faktoreien, deutsche, I 185, 215, V 123, 144, 148, 168, 171.
Faktoreileben I 185 u. f., 215 u. f., II 56 u. f.
Falabah I 86.
Faleme I 65.
Falico I 87.
False-Bai IV 158.
Fan II 15 u. f.
Fangalla I 75 u. f.
Fantis I 155 u. f.
Faon s. v. w. Fan.
Faradschoke III 198.
Faraguet-Inf. V 50.
Farbhölzer I 206.
Farimbula I 75.
Fasa III 79.
Father V 86.
Fathoms s. Pannos
Fattatenda I 94.
Faule Bai V 92.
Félanies I 42.
Félans I 42.
Fellani I 42.
Fellâtas I 42
Felle I 90.
Felu-Katarakt I 66.
Felu-Plateau I 66.
Fencingwire IV 222.
Fergusons Hafen V 92.
Fernando Po I 232.
Fernand Vaz II 51.
Fes III 28.
Fetiçero s. Endoxe.
Fetischismus I 172, 174, II 67, 95 u. f.
Fetischspitze II 38.
Fidschi, deutsche Landansprüche, V 201 u. f.
Fidschi-Inf. V 199 u. f.
Fieber II 62, III 7.
Figueira III 224.
Filaria s. Guineawurm.
Fingu s. Amafingu.
Finsch V 41, 43 u. f
Finschhafen V 45.
Fiote II 203.
Fischbai II 240, IV 158.
Fischer-Inf. V 95.
Fischfang II 67.
Fishtown I 195.
Flacourt III 224.
Flächeninhalt des Bismarck-Archipels V 83, 91 u. f., von Fidschi V 206, d. engl Goldküste I 152, v. Hawaii V 211, v. Kaiser Wilhelmsland V 20, d. Kapkolonie IV 120, d. Karolinen V 150, d. Kongostaates II 210, von Liberia I 139, v. Madagaskar III 223 der Marshallinf. V 146, v. Melanesien V 7, v. Natal IV 193, v. Polynesien V 12, v. Samoa V 167, v. Sansibar III 60, v. Sierra Leone I 130, von Tonga V 160.
Flagge des Kongostaates II 191.
Flaggenhissung auf den Karolinen V 166.
Fledermäuse III 51.
Flegel I 208, 209.
Fliegenspiel III 82.
Flora I 36 u. f., V 152.
Flups I 110.
Flußpferde II 35.
„Fly" V 15, 26, 34 80.
Fly, Fluß, V 34 u. f.
Foa V 191.
Fodi Hadji I 129, A 98.
Folli Ajoada I 190.
Fordyce-Kanal V 146
Forecaria I 126.
Formosa I 114.
Forodrugo I 137.
Fortification Point V 44.
Fougoumba I 119 A 98.
Foucquinbourg III 224.
Foulahs I 42.
Foulanies I 42.
Fouleys I 42.
Foulis I 42.
Franceville II 166, 175.
Franklin-Bai V 53.
Franktown 210.
Frasersburg IV 120.
Frauen-Rebellion I 225.
Fredricks, D. Ch., IV 3.
Fredricks, J., IV 3, 14, 65.
Fredrickshamm IV 48.
Freetown I 130 u. f.
Freundschafts Inf. V 192.
Freycinet V 24.
Friedrich Wilhelms-Hafen V 45, 54.
Fuga III 120.
Fugu I 109.
Fuladugu I 78.
Fulahsos I 122.
Fulbe I 42.
Fullahs, rote, I 118.
Fullahs, schwarze, I 118.
Fullan I 42.
Fullos I 42.
Fuma Aloti III 171.
Fuma Omar III 75.
Fumo Bakari III 75 172.
Fumo Lotti III 172.
Fumoni III 123.
Fumu Ntaba II 179.
Fundikira III 203.
Funualei V 191.
Fünf Franks-Stücke I 89.
Fula-Bund I 54.
Futah-Dschalon I 1119 u f.
Futah-Fullahs I 118.

Gã I 176.
Gabes I 70 A 60
Gaboriand I 120.
Gabun II 1 u. f.
Gaetan V 22.
Gaika IV 107.
Gaiser, G. L., I 206.
Galago III 54, 55.
Galeka IV 107, 111.
Galinhas I 114.
Galla III 97, 99, 100, 176.
Gallieni I 67, 71 u. f.
Gallinas I 136.
Galloa II 15, 19.
Galton IV 67 u. f.
Galvano V 22.
Gamankono II 170.
Gambia I 94 u f.
Gamka-Kloof IV 159.
Gamtos-Rivier IV 159.
Gandiole I 24.
Ganga II 95 u. f.
Ganghinsie II 91.
Gankabi II 174.
Garamuttrommel V 103.
Garapa-Il 227.
Garnot-Inf. V 51.
Gasi III 75, 76.
Gassi III 123.
Gauritz-Rivier IV 159.
„Gazelle" V 34, 83, 93, 95.
Gazellenhalbinsel V 83, 84.
Gbemnah Land I 136.
Gbome I, 194.
Geba I, 113.
„Geelvink" V 23.
Geheimbünde I, 219, III 118.
Gelasimus III 50.
Gelber Fluß IV 158.
Gelidi III 88, 92 u. f.
Genever I 206.
Genoyer II 24.
George IV 120 u. f.
George Town I 94.
Gerrit Denys-Inf. V 95.
Gesellschaft für deutsche Kolonisation III 139.
Gewehre I 206, II 235, III 28, IV 44, 44.
Gewürznelken III 9, 10, 47.
Ghanzé IV 70.
Ghézo I 203.
Giants Castle-Bg. IV 191.
Giants Peak IV 216.
Gibeon IV 32.
Gicquel-Inf. V 86.
Gierow II 211.
Gigooine III 186.
Gimbotte, Prinzessin I 6, 11.
Gimina I 79.
Gir I 207 A 174.
Glas, böhmisches, III 28.
Glas, deutsches, III 28.
Glasperlen II 219, III 28.
Glaßtown II 2, 7.
„Gneisenau" III 166 A 50.
Gobila II 178.
Godeffroy V 118, 170 u. f., 179, 194.
Gödelt I 182, 195, 201, 204.
Gogoro I 206.
Goibes IV 14.
Gold I 122, 159, IV 230 u. f., V 36.
Goldie V 36.
Goldküste I 152 u. f.
Gomany Muji III 99.
Gomany Schamba III 99.
Goma-Paß III 134, 200.
Gomez I 195 A 163, 198.
Gondokoro III 196.
Gondörscheik III 82.
Gondscha I 201, III 123.
Goniokori I 78.
Gonwe III 200.
Goonan V 87.
Goosen IV 190.
Gor I 74.
Gordon II 186.
Gordon Bennet-Fluß II 168.
Gore I 65.
Gorée I 26 u. f.
Gorial III 82.
Gorilla II 35 u. f., 71 u. f.
Görschen II 98.
Götterberg s. Mungo ma Loba.
Gottesgericht II 28.
Gourara I 70.
Gowoluta I 194.
Goy I 64.
Graaf Reynet IV 120.
Grahamstown IV 122.
Granatäpfelbaum III 49.
Grand-Bassa I 144.
Grandy 187.
Grant III 191 u. f.
Grantville II 210.
Granville Sharp I 130.
Granvilletown I 130.
Grebo I 147.
Green IV 73.
Green-Point IV 91, 120.

Grenfell II 208.
Grenzen des franz. Besitzes am Kongo II 198, des Kongostaates II 200, der portugies. Erwerbungen am Kongo II 198, Sansibars III 15.
Gressien V 47, 48.
Grey IV 110.
Grey Sheetings III 30.
Gridschi I 195.
Grisson de Belay II 23.
Grigi I 195.
Grijalva V 22.
Griots I 30.
Griqua IV 104.
Gröben I 161.
Grootfontein IV 32.
Groß-Bassam I 151.
Groß-Be I 194.
Groß-Buba I 151.
Große Brak IV 159.
Großer Fischfluß IV 159.
Großer Fluß IV 158.
Große Hartebeest IV 159.
Groß-Friedrichsberg I 161 u. f.
Groß Jack I 151.
Groß-Komoro III 62.
Großrong V 146.
Grumbach I 182, 195.
Grumeten I 110.
Guadiago I 56.
Guadimaka I 56.
Guano, Bezirk, III 174.
Guap V 48.
Guaso-Gitigili III 187.
Gubanko I 78, 82, 83.
Guenars I 55.
Guet N'dar I 7, A 1.
Guidimakas I 56.
Guimbéring I 106.
Guinea Coast Gold Mining Cy. Limited I 159.
Guineapfeffer III 50.
Guineawurm I 154.
Guinées I 7 A 11, 89, 90.
Gummi I 90, III 235.
Gummihandel I 3, III 130.
Gummikopal I 126.
Gurikhoisib IV 30.
Güßfeldt II 98 u. f.

Haabai V 191.
Haaseva V 191.
Haafuluhao V 191.
Haano V 191.
„Habicht" V 83.
Hackfeld & Ko. 224.
Hagener IV 62.
Hahn IV 31.
Haifisch-Insel IV 9.
Hai-Garib IV 158
Halawa V 216.
Halifax Island IV 2.
Hallams Bird Island IV 2.
Hamarwin III, 83, 87.
Hamburg IV 124.
Hanapepe V 211.
Handel in Angola II 235, in Bathurst I 103, im Bismarck-Archipel V 110 u. f., d. Elfenbeinküste I 151, 152, d. Fidschi V 207, 210, in Futah-Dschallon I 123, am Gambia I 95, 99, d. Goldküste I 159, von Hawaii V 223, 226, d. Hereró IV 41 u. f., 54 u. f., d. Kaffern IV 115 u. f., von Kamerun I 215 u. f., 222, A 193, 231, der Kapkolonie II 144 u. f., am Kongo II 187 u. f., d. Karolinen V 159, d. Kerryküste I 128, v. Lagos I 266, v. Liberia I 143, der Loangoküste 59 u. f., in Madagaskar III 235, der Marshall Ins. V 144, in Mossamedes u. Benguela II 218 u. f., von Natal IV 195, von Samoa V 174, 188 u. f., v. Sansibar III 27 u. f., v. Senegambien I 3, 17, 18, 31 u. f., 87 u. f., von Sierra Leone I 135. der Sklavenküste I 185, der Tonga-Ins. V 197, v. Togó I 194 u. f., v. Transvaal IV 221 u. f.
Handelsgesellschaften in Senegambien I 8.
Handi III 118.
Hanno E 1.
Hansemannküste V 48.
Hansen & Schrader IV 127.
Hansing & Ko. III 27, 68.
Hanssens II 186.
Hantam-Bg. IV 160.
Harmattan I 154.
Harõl II 219.
Harris I 146.
Hartington II 208.
Hartland II 208.
Hart-River IV 159.
Hasen III 56.
Hatton & Cookson II 6, 52, 56, 189.
Hatzfeld-Hafen V 53.
Haustiere III 58 u. f.
Häute I 95.
Hawaii V 211 u. f.
Hay IV 120.
Heiitsch III 100.
Heiliger Fluß s. Bossum-Prah.
Heitsi-Eibib IV 28.
Heleakala V 215
Henderson & Mac Farlane V 144.
Henry Reid-Bai V 84.
Hereró IV 51 u. f.
Hereróland IV 46 u. f.
Hermannus IV 63.
Hermit-Ins. V 94, 124.
Hermosa I 232, A 204.
Herusheim V 92, 118.
Heudelot I 38.
Hevey I 191.
Hewett I 222.
Hiena* I 232.
High-Ins. V 86.
Hihiaura V 46.
Hildebrandt III 109.
Hilo V 213.
Hindi III 63.
Hines & Ko., Arnold, III 27.
Hingo III 119.
Hirsch, Loubser & Ko. IV 127.
Hixson Bai V 84, 86.
Hoachanas IV 31, 32.
Hochwald II 75 u. f.
Hoggar I 69.
Hogoleu V 150.
Hollandia I 166.
Holländischer Kolonialbesitz in Afrika, I 152.
Hollands-Kloof IV 159.
Holle, Paul, I 19.
Holli III 65.
Holzreichtum Usagaras III 145, Usambaras III 125, 126.
Holzschnitzerei I 227.
Holztrommeln I 227.
Homeyer II 210.
Honigsauger III 50.
Honolulu V 221, 219 u. f.
Honso s. Onso.
Hooge veld IV 216.
Hope town IV 120.
Hopetown Diamand Comp. IV 135.
Höpfner IV 66.
Hore III 206.
Hörnecke III 162, 167 A 52, 177, 178.
Hornemann I 207.
Horner III 72.
Hottentotten IV 15, 105.
Hudsons-Ins. V 206.
Hulks I 211.
Humboldt-Bai V 51.
Hummock Head V 86.
Hunstein V 46.
Hunter V 83.
Hüongolf V 43.
„Hyäne" V 17, 46, 83.

Jabwat V 146.
Jackfrucht III 48.
Jacks-Jacks I 151.
Jacquemart I 67.
Jacques I 92.
Jacquier I 83.
Jacquinot-Bai V 84.
Jadibe* I 231.
Jalipung* I 232.
Jaluit V 127, 146.
Jambunga II 183.
Jambungo* I 232.
Janet II 26.
Jangela II 99.
Janssen II 178.
Jansz, A., V 23.
— W., V 22.
Jantzen&Thormählen I 215, 231.
Januario, Visconde de San, I 107 A 91.
Japite* I 232.
Jappen V 22.
Jardin I 38.
Jat I I 70.
Jata III 107.
Jatte I 114.
Jauréguiberry I 71.
Jboka II 179.
Jbbetson V 147.
Jbis II 34.
Jbo I 206.
Jbrahim Sory I 120.
Jchaboe IV 47.
Jchneumon II 70.
Jdalo* I 232.
J. D. B. IV 141.
Jdia I 231.
Jebat V 146.
Jemo V 147.
Jendwe III 207.
Jenikowski I 230.
Jesus Maria-Ins. V 94.
Jipe-See III 159.
Jkelemba II 138.
Jkengo II 138.
Jkondu II 127.
Jlbi III 88.
Jles gracieuses V 85.
Jllicit Diamont buying IV 141.
Jmahm III 35.
Jmahm Nasser ben Murdschid III 35.
Jmahm Said ben Achmed III 38.
Jmpiaschaft I 157.
Jmruti-Häsen III 16.
Jnder III 62 u. f.
Jndigo I 88, III 49.
Jnenge III 134.
Jnfanle Fluß IV 94.
Jngals & Capelle V 144.
Jnganga* I 232.
Jnga-Plateau II 163.
Jnghargarthal I 69.
Jnguluji-Fälle II 148.
Jninga II 15, 19.
Jnkisi II 143.
Jnkissi II 171.
Insel-Kiloa s. Kilva Kissiwani.
Internat. Zuschrift IV 238.
Jntinde II 103
Jntombi-Fluß IV 172.
João de Santarem II 23.
João d'Escovar II 23.
Johnston II 207.
Johnston, Keith, III 110.
Jombo s. Dschombo.
Jonanga See II 21.
Jong I 136.
Jonker Afrikaner IV 38 u. f.
Jop-Leute I 218 A 188.
Joubert IV 236.
Jrebu II 138, 182.
Jrod V 139.
Jsangila II 150, 162.
Jsandhlwana IV 171.
Jschogo II 25.
Jslas del oro V 22.
Jslas de San Jorge V 22.
Jsrael IV 66.
Jtasy-See III 231.
Jtebu I 207.
Jtembiri II 187.
Jtsi II 139, 170.
Jtuka II 135.
Jtunzima-Fälle II 150.
Jtyotyosi IV 174.
Juba III 15, 80, 98.
Jühlke, Dr., III 136, 162.
Jühlke, Direktor, III 139.
Jukaconda I 98.
Jullien-Berg V 52.
Jumbo III 80.
Junggesellenhaus V 51, 62 u. f.
Junior Mission House Point V 88.
Juriger V 144.
Jury s. Juriger.
Jus primae noctis I 112.
Jvoko III 231.
Jvilis II 24.
Jvindo s. Rembo J.
Jzaak, Jakobus, IV 64.

Kaarta I 78.
Kabakadai V 95, 123.
Kabitai I 128.
Kaboga III 207.
Kabua V 134, 142.
Kachatsus IV 31.
Kadango III 119.
Kadé I 123.
Kadschandu III 123.
Kadschumba III 195.
Kaffee I 127, 143, III 234.
Kaffern IV 106 u. f.
Kafu s. Kafur.
Kafur III 198.
Kahe-Land IV 159.
Kai IV 159.
Kai-Garib IV 158.
Kaikaab IV 159.

Kaiserin Augusta Fluß V 47.
Kaiser Wilhelmsland V 15 u. f.
Kakaébi I 54.
Kakonda II 240.
Kakongo II 55, 91, 94, 150, 203.
Kakriman I 128.
Kalahari IV 73 u. f.
Kalalaua V 219.
Kalil V 126.
Kalulnfall II 142.
Kalumbo II 239.
Kalunda II 212.
Kalunga II 238.
Kamaherero IV 40.
Kamanya III 195.
Kamasia III 187 A 60.
Kambira V 95.
Kamehameha V 216 u. f.
Kamele III 58.
Kamera I 56, 65.
Kamerunfluß I 211.
Kamerun, Kolonie, I 211 u. f.
Kamies-Berge IV 159.
Kamma f. Neomi.
Kamolondo II 179.
Kämpfe am Kamerun I 227, 228, A. 199.
Kampunzu II 122.
Kamrasi III 196.
Kandschabé-Inseln II 134.
Kangabak I 114.
Kanja IV 190.
Kanietgruppe V 95.
Kanieti III 198.
Kaniope I 126.
Kannibalismus I 106 u. f., 150.
Kanieby I 94.
Kanyenye III 201.
Kankora II 130.
Kao V 191.
Kaoko IV 50.
Kap (Entdeckung) IV 94.
Kap Ann V 85.
Kap Buller V 84.
Kap Corroka V 88.
Kap Cretin V 43.
Kap Croiſilles V 43, 54.
Kap Cunningham V 84.
Kap Dallmann V 47.
Kap della Torre V 47.
Kap Glouceſter V 85.
Kap Gourdon V 53.
Kap Hangklip IV 159.
Kapitänſchaften IV 104.
Kap Kabogi III 210.
Kapkolonie IV 84 u. f.
Kap Kuſſerow V 43.
Kap Lambert V 88.
Kap Lopez-Leute f. Orungu.
Kap Luvumba III 210.
Kap Markus V 85.
Kap Orford V 84.
Kap Pallas V 54.
Kap Palliſer V 84.
Kap Palmas I 144.
Kap Quoy V 84.
Kaprauch IV 96.
Kap Roebuck V 84.
Kap Roos V 85.
Kap Sainte Cathérine II 26.
Kap Sapa V 48.
Kap South V 85.
Kapſtadt IV 86 u. f.
Kap St. Anna V 83.
Kap Steffens V 83.
Kap St. Francis IV 159.
Kap St. Mary I 96, 103.
Kapſu V 124.
Kap Vert I 35.
Kapweine IV 150.
Kap Wilſon V 85.
Karadouw-Berge IV 159.
Karagwe III 192, 194.
Karako II 238.
Karanjamba II 238.
Karawanenhandel I 71 A 62, 87.
Karema III 104 u. f.
Karfuros I 146.
Karolinen V 149 u. f.
Karolinen, Streit um die, V 160 u. f.
Karree-Berge IV 159.
Karri-Karri IV 73 u. f.
Karroo IV 160.
Karroo-Port IV 159.
Karthager E 1, 2.
Karuffafluß V 27.
Karumafälle III 198.
Karuma-Nil III 196.
Kaskaſi III 86.
Kaſſai II 211.
Kaſſonke I 56.
Kaſſotſche II 103.
Kaſuku II 129.
Kathlamba-Geb. IV 216.
Katholiſche Miſſionäre III 72 u. f., V 126.
Katſchiba III 198.
Kattau-Fluß V 35.
Katumbella II 238.
Katyamuaha IV 40.
Kau III 79.
Kauai V 211, 212.
Kaula V 211.
Kaunario IV 62.
Kauri I 88, 89 A 75.
Kauris, Fundort, III 74.
Kautſchuk I 901, 229, A. 200.
Kawen V 147.
Kayay I 96.
Kayes I 83.
Kaze III 191.
Kealakekua-Bai V 213.
Keetmanshoop IV 31, 32.
Kegg I 215.
Kegneko I 78.
Kekulo I 128.
Kelly I 232.
Kenia III 107, 184 u. f.
Kenièra I 83.
Kerdyk & Pinkoff II 56
Kerenge, Dorf, III 124.
Kerenge-Th. III 119, 120, 124.
Kerewara V 92.
Kerewe III 191.
Kerryküſte I 126.
Kerſten III 107.
Ketſchwäyo IV 166, 171 u. f.
Khama IV 190, 191.
Khaſſo I 56, 66.
Khayo II 90.
Kiama III 80.
Kiambo III 120.
Kibitzregenpfeifer III 50.
Kibo III 160.
Kibonda II 150.
Kifumu III 120.
Kiima dſcha Dſchen III 107.
Kikoka III 129.
Kikumbo II 211.
Kikumbuliu III 107.
Kikuyu III 107.
Kilalumi III 186.
Kilanga II 149.
Kileſi III 75.
Kili V 145.
Kilima-Ndſcharo III 106, 108, 152, 153, 158 u. f.
Killerton Island V 46.
Kiloa-Fluß, II 208.
Kiloa Kiſſiwani III 74.
Kiloa Kiwindſche III 74.
Kilolo II 150.
Kilowanje-See III 98.
Kilulu III 123.
Kimavenſi III 160.
Kimbangu II 171.
Kimberley IV 116, 120, 135 u. f.
Kimbumbi III 136.
Kimbundu II 211.
Kimpoko II 178.
Kinakomba III 174.
„Kind" II 140.
„Kinder" II 62.
Kindudu-Spitze III 128.
Kinduta II 171.
King & Ko., C. R. W., I 231, 232.
Kingani III 128.
King Williams Town IV 131.
Kininginunn V 95.
Kinſchaſcha II 186.
Kinſembo II 235.
Kinſembo-Point II 235.
Kintamo II 171.
Kintu III 195.
Kinzoré II 149.
Kiomboni III 99.
Kioque II 212.
Kira-Pic III 130.
Kiriamagebiet III 115.
Kirimani III 122.
Kirk III 96.
Kiſara III 119.
Kiſemo III 127.
Kiſongo III 179.
Kiſchangóp III 179.
Kiſſaoni III 71.
Kiswaju III 16.
Kita I 78, 82.
Kitabi II 210.
Kitui III 107.
Kiwere III 135.
Klein-Aruſcha III 155 u. f.
Klein-Batanga* I 231, 232.
Klein-Namaqualand IV 120.
Klein-Namo V 145.
Kleinrong V 146.
Kleinſchmidt IV 31.
Kleiſt III 162.
Klingelhöfer I 128.
Klima f. Sanitäre Verhältniſſe.
Klipdrift IV 135.
Kloofs IV 159.
Kmeri III 118.
Knorr I 223, 228, A. 199.
Knötel I 207, A. 174.
Knudſen IV 31.
Knutſon I 229, A. 200.
Knyſna IV 120.
Knyſna, Fluß, IV 121.
Koba I 128.
Kochoqua IV 104.
Koffi I 195.
Kohlen IV 145, 146.
Kohlenpreiſe IV 156 A 67.
Kohulaui V 216.
Koiari V 34.
Koïn I 119 A 98.
Kokorokoko I 232.
Kokosmilch III 43.
Kokosfaſer III 44, V 115.
Kokospalme III 43 u. f., V. 115.
Kolaniüſſe I 95 A 82.
Kole III 125.
Kolff V 25.
Koli I 123.
Koloa V 191.
Koloniſierung Oſt-Afr. 145 u. f.
Komboko III 158.
Kombora III 119.
Komoeh I 150.
Komorianer III 62.
Kompaß-Berg IV 160.
Konde II 99.
Konferenz, Berliner, II 195 u. f.
Konflikt mit Sanſibar III 166.
Kong I 88.
Kongo, Fluß, II 105, 111 u. f.
—-Gebiet II 105 u. f.
—, Königr., II 106 u. f.
—-Papageien II 70.
Kongoridо III 128.
Kongoſtaat anerkannt II 199.
— -Völker II 203.
Kongregation vom hl. Geiſte ꝛc. III 72.
König Dick V 110.
König Leopold-See II 174.
Konſtantin-Hafen V 54.
Kopal III 10, 130.
Koppermienen-Bg. IV 159.
Koppies Bg. IV 216.
Kopra III 43 V 112.
Korankos I 86.
Korkoro III 174.
Koroka II 238.
Korror V 156.
Koruru II 134, 183.
Koſa IV 106.
Koto II 212.
Kotony III 99.
Kotugruppe V 191.
Kotzebue V 131.
Koude Bokkeveld IV 159.
Konga-Berge IV 159.
Koudveld-Berge IV 160.
Kraal IV 166 u. f.
Krabben III 50.
„Krach" IV 154.
Krapf III 106, 118 u. f.
Krauel-Bucht V 47.
Krebſe III 50.
Krebsfang I 226, 227.
Kriegsfetiſche II 97.
Kriegstrommeln I 227 V 103.
Krijambo I 152.
Krokodil See III 190.
Kroomen f. Kruneger.
Kru (Maß) I 215.
Kruboys f. Kruneger.
Krüger IV 224, 238.
Krumanos I 147.
Krumänner f. Kruneger.
Kruneger I 146 u. f.
Krus I 187, 188.
Kruſenſtern V 147.
Kuango II 102.
Kuánſa II 238, 239.
Kubokonilik V 92.
Kubunga II 183.
Kuenge II 238.
Kuhbai IV 94.
Kuikombo II 238.
Kuilu II 98, 102, 175, 177, 210.
Kuiſib IV 47.
Kuita II 238.
Kuka I 70.
Kumba I 230.
Kumburi III 119.
Kumi V 146.
Kund II 212.
Kunene II 238, 239.

Kuugwe III 207.
Kuuja II 209.
Küntzell III 162.
Kupfer I 121, II 122, III 28, IV 152.
Kurauko I 137.
Kurfürſt, der große, I 159 u. f.
„Kurprinz" I 161.
Kuruman IV 159, 185, 186
Kuſaie V 151.
Kuſe III 123.
Kuſi III 86.
Kiva II 174.
Kwajalein V 146.
Kiva Mguui III 154.
Kwamouth II 182.
Kweio III 79.

Lab, der große. III 87.
Labé I 119 A 98.
Labour traſic V 118 u f.
„Lady Alice" II 115, 142, 146, 151.
Lady Alice-Stromſchnell. II 142.
Lae V 146.
Laſol III 95.
Laghouat I 70.
Laglaize V 35.
Lagos I 205 u. f.
Lagunebanje V 124.
Lahaina V 215.
Laing I 86 A 66, 207.
Laing-Inſ. V 52.
Laings-Nek IV 238
Lambert I 119.
Lambert (Inſ.) V 146.
Lamu, Inſel III 75, 79.
—, Stadt III 79.
Lanai V 216.
Landana II 175.
Ländana Point II 73.
Land der Zwerge III 190.
Lander, Gebr., I 207.
Landumans I 121, 124, 125.
Lange III 139.
Lange Berge IV 159, 160.
Lange Kloof IV 159.
Lao I 55.
Laobé I 34.
Laroki V 34.
»l'Association internationale africaine« II 182.
»l'Astrolabe« V 25.
Lat-Dior I 24, 39.
Late V 191.
Latukaland III 198.
Langa I 92.
La Vendola V 94.
Lawes V 36.
Lawſon, G. A., I 198.
—, W., I 190, 198.
Lawſon, Fluß II 167.
Leadagedag V 139.
Lebaïngouco II 50.
Lebaï Ocua II 50.
Lebbe I 194.
l'Eclaireur II 182.
Lederwarenfabrikation I 101.
Leewards V 211.
Leſini II 167.
Leſuka V 191.
Legieb V 144, 147.
Legros I 71.
Lehua V 211.
Leigwenán III 179.
Lekele II 48.
Leketi II 166.
Lema II 171.
le Maire V 22, 82, 91.
Lembe Jetiſch II 97.
Lempogwan IV 232.
Leni III 123.
Lenz II 40 u. f.
Leopold, König, II 202.
Leopoldfluß II 130.
Leopoldville II 171 u. f. 177.
Lepalule IV 216.
Leprieur I 38.
Leproſe V 216.
Leſſon Inſ. V 51.
Le Travailleur E 6.
Levelés III 179.
Levuka V 20 .
Liauen II 78.
Lib V 146.
Libebe IV 73.
Liberia I 138 u. f.
Liberia-Kaffee I 143.
Libombo Geb. IV 223.
Libreville II 2.
Lieberechts II 186.
Lifume II 238.
Lilieb V 147.
Likona, Dorf, III 76.
—, Fluß, II 50.
Limbareni II 40.
„Limeneas" I 87.
Limpopo IV 216.
Lindner II 168.
Lipina II 103.
Liteijo III 179.
Litema-Geb. III 158.
Litſchibaum III 49.
Lituko IV 185.
Livingſtone III 208 u. f.
— Oswald III 208.
Livingſtone-Binnenland Miſſion II 207.
Livingſtone-Fälle II 140 u. f.
Livingstone Search and Relief Expedition III 208.
Lixus E 1.
Llarnſſi III 172.
Loanda II 216.
Loangiri II 91.
Loango Königr., II 55, 90 u. f.
Loangoküſte II 55 u f.
Loboſluß I 230.
Lock-Priſſo I 218, 227, A. 199.
Lodſche ſ. Loge.
Loeloeberg IV 237.
Loge II 235, 238.
Logo I 40, 66.
Logobaku I 67.
Loiaf V 134.
Lokationen IV 101.
Lokundje* I 231.
Lolbitat III 187 A 60.
Loma-Berge I 86, 187.
Lomami II 212.
Lome I 194.
Lompul I 24.
Londoner Miſſion I 135.
Longa II 238.
Long Island IV 2, V 79.
Longonot III 187 A 60.
Long Point V 86.
Lope II 38.
Lorian III 190.
Loſap V 150, 151.
Los Negros V 94.
Lothlakane IV 190.
Louaſſa II 210.
Louisbourg III 226.
Low-wa II 129.
Löwenkopf IV 90.
Low Point V 86.
Lualaba II 118, 122 u f. 212.
Luama II 118.
Luard-Inſ. V 43.
Luayi II 211.
Lubamba II 168.
Lubi II 212.
Lubilaſch II 212.
Luboma II 102.
Lubu II 92.
Lüderitz IV 2, 3, 15, 65, 226.
Luemme II 210.
Luengera III 120.
Luſidſchi III 74.
Luſubu II 212.
Lugendſchi II 24.
Lühders I 229.
Luin-Bai V 84, 88.
Luiu, Diſtr., V 95
Lukolela II 182. 208.
Lukubé III 235.
Lukuga III 206.
Lukumba II 100.
Lukunor V 150.
Lulemgu II 183.
Lulua II 211, 212.
Luna-lilo V 219.
Lüneburg IV 218.
Lungaſi I 211.
Lungo III 120.
Lunguma III 120.
Luvala II 129
Lux II 210.
Lydenburg IV 202 u f. 216, 233.

Maatjaping IV 185.
Maatschappy tot bevordering der Handelsbestreckkingen IV 222.
Mabua II 174.
Mac Carthy I 94, 96.
Macha-Denez I 67.
Mac-Mac IV 232.
Mac Donald Inſ. V 86.
Macfarlane V 34.
Machache-Bg. IV 191.
Machinga III 135.
Mackenzie III 70.
Macklot V 26.
Macleay V 33.
Madagaskar III 223 u. f.
Madagaskarſtadt III 18.
Madanga III 119.
Mademba I 83, 210.
Madenaſſana IV 187.
Madiba ma Dualla I 211.
Madiodio I 24.
Madſchuba-Bg. IV 238.
Maeru III 158, 186.
Maes III 103.
Mafe, Berg, III 120.
Maſia III 74.
Mafu Bank I 54.
Maſumeira II 79.
Maſungu Biniani III 138.
Magador ſ. Makdiſchu.
Magala III 209.
Maggalies Bg. IV 216.
Magila III 126.
Magira, Berg, III 119.
Magneteiſen IV 146.
Magomero III 70.
Maguga III 75.
Mahambi* I 232.
Mahin I 206.
Mahinde III 154.
Majame III 159.
Mai Kaſſa V 34.
Makaber I 138.
Malada V 86, 92, 124, 126.
Maladiambugu I 78.
Malata III 128, 311.
Malata-Ebene III 131, 132.
Maldiſchu III 16, 83 u. f.
Mateja Manguba II 163.
Matis II 136.
Maloko II 167.
Maloma IV 108.
Ma Kongo II 94.
Malokſu II 98.
Makunja, Fort, III 78.
Malacote III 174.
Malagarazi III 202.
Malamine II 167.
Malandſche II 239.
Malayen IV 87
Malietoa V 176.
Malimbajeddo I 231.
Malimbas I 231.
Malina II 170.
Malindi III 172.
Mallecoin I 126.
Malmesbury IV 120.
Maloelab V 144, 147.
Malolo V 206.
Mambrui III 99.
Mamle III 135.
Man V 88.
Manambugu I 78.
Mananjara III 232.
Manda III 75, 79, 207.
Mandanary I 96.
Mandara III 159.
Mandave III 226.
Mandjags I 114 u. f.
Mandjima* I 232.
Mandingas I 99 u. f., 110, 113, 123.
Mandoleh I 229.
Manfro I 161.
Manga Aqua I 227, A. 199.
Mangala II 136, 138, 186.
Manganerz IV 152.
Mangobaum III 49.
Mango Pflaume II 227.
Mangóro III 232
Mangoukrougou I 109.
Mangue Grande II 235.
Mangue Pequeno II 235.
Manjanga II 168.
Manigai III 123.
Mani Mbandſchi II 99.
Maniok II 223, 239.
Manjuema III 210.
Mankoneh II 139.
Mankoroana IV 191.
Mann I 229.
Mannah I 136.
„Männer" II 62.
Manono V 167.
Manſombe II 79.
Manſor ben Salim III 191.
Manwa Sera II 130, 143, 144.
Manyema II 118.
Mapama I 229.
Mapanja I 229.
Maraba IV 232.
Maragwet III 188.
Maräräni III 15.
Marche II 38, 39, 48.
Marco Polo III 223.
Marenga Mkali II 118, III 131, 133.
Marga I 122.
Maria Thereſien-Thaler III 27, A 9.

Marißburg IV 191.
Marka III 16, 81 (ſ. auch Mörka).
Marno III 103.
Marſhall-Inſ. V 126 u. f.
Marſong Point V 43.
Martins I 70, A. 60.
Marungu III 207.
Maryland I 150.
Maſchila II 230.
Maſeru IV 183.
Maſarwa IV 187, 188.
Maſinde III 16
Maskât III 36 u. f.
Maskât-Eſel III 58.
Maskât-Tücher III 28.
Maſſai III 179 u. f.
Maſſai Eſel III 58.
Maſſi I 119 A 98.
Maſſangano II 239.
Maſſaſſa-Fälle II 145.
Maſſaſſa-Spitze II 146.
Maſſaſſé II 146.
Mata II 150.
Matabeleland IV 232.
matabicho s. matabisch.
matabisch II 56.
Matam I 55.
Matautu V 169
Matawa-Inſ. V 123.
Materbert V 88.
Matitanana III 232.
Matoggo I 138.
Mattru I 136.
Matty V 95.
Matukanaputa V 88.
Matuku V 206.
Matumal I 228.
Matupi V 123.
Mathathas-Bg. IV 216.
Maui V 215.
Mauna Kea V 214.
Mauna Loa V 214, 215.
Maungu III 150.
Maupoint III 72.
Maurui III 154.
Mawembu II 184.
Maxima II 239.
Mayola I 138.
Mayombe-Faktorei II 98.
Mayoſſo I 138.
Mazengera III 200.
Mbamba II 47.
Mbambwa III 132.
Mbaringo-See III 156.
Mbatián III 179.
Mbau V 206.
Mbe II 170, 178, III 107.
Mbeke* I 231.
Mbelo-Fälle II 148.
M'benga I 231.
Mbengerenga III 128.
Mbidjen I 24.
Mbihe II 174.
Mbinda II 150.
Mbinda II 152.
Mbinga I 229.
Mbirboyan I 55.
Mbiru II 114.
Mbokko-Songho II 210.
Mboro I 24.
Mboſſi II 182.
M'boul I 23.
M'Bu I 231.
Mbula II 186.
Mbu Leute I 230.
Mbungo III 130.
Mbwenni III 70.
M'Carthy I 158, 171 A 147.
Mdoſſör III 83.
Mercury Island IV 2.
Medinawurm I 154 A 135.
Medine I 19, 66.
Medo V 128 u. f.
Meerkatzen II 71, 80 u. f.
Megaad el chata III 83.
Mej ſ. Met.
Mejit V 144, 147.
Mejuro V 144, 146
Melaneſier V 1 u. f.
Melindi III 18.
Mellacorée I 121.
Meme I 230.
Mendi I 137.
Meneſes V 22.
Menſa I 194.
Menſavi I 195 A 163.
Menſchenfreſſer V 106 u. f.
Menſchenhandel in der Südſee V 118 u. f.
Menſchenopfer I 150, 203.
Menzie I 137.
Menzikoff V 146.
Merere III 135.
Merinaghén I 67.
Merkus V 25.
Merrick I 229.
Met V 144.
Meta-Inſ. V 47, 48.
Metis III 190.
Meurka ſ. Mörka.
Mexias II 26.
Meyer, A. B., V 32.
—, L. J., IV 228.
—, H. A., III 27, 28.
Mfini II 174.
Mfutu III 128.
Mfwa II 170.
Mgambo III 119.
Mgeta III 128.
Mgunda Mkali III 202.
Miadi ſ. Mejit.
Michaud II 166.
Middelburg IV 120.
Midway-Riff V 88.
Mikaneke II 41.
Miklucho-Maklay V 32, 34, 36.
Mil I 90.
Milalulu III 174.
Militärſtationen III 178.
Mille V 144, 146.
Milongo II 27 A 24.
Mininga III 191.
Minterano III 235.
Mioko V 92, 123, 126.
Mirambo III 203 u. f.
Miſſidas I 122.
Miſſion, Barmer, IV 42, 43.
Miſſionäre am Gambia I 96, am Gabun II 10, 11, a. d. Goldküſte I 176, b. d. Hereró IV 62 u. f., am Kongo II 206 u. f., b. d. Nama IV 31 u. f., in Neu-Guinea V 30 u. f., 67, in Sanſibar III 70 u. f., in Senegambien I 92 u. f., in Sierra Leone I 135, in Süd-Afrika IV 239, i. d. Südſee V 13, in Weſt-Melaneſien V 124 u. f.
Miſſion der Kongregation des hl. Geiſtes und des unbefleckten Herzens Mariä I 96.
Miſſionshandelsgeſellſch. IV 42 u. f.
Mitamba II 119.
Mitre-Rock V 43.
Mizon II 175, 210.
Mkambaku III 128.
Mkaramo III 154.
Mkindo III 129.
Mkomaſi III 154.
Mkundi III 129.
Mlapa I 192.
Mnika ſ. Wanika.
Mobber IV 159.
Mogadixo ſ. Makdiſchu.
Mogdichu ſ. Makdiſchu.
Mogeduchu ſ. Makdiſchu.
Mohaja III 191.
Mohammed ben Osmahn III 37.
Mohr II 211.
Mojanga III 235.
Mokambe II 238.
Mokiſores I 123, 126.
Mokil V 151.
Molokai V 216.
Molokini V 216.
Molongo I 231.
Molopo IV 159.
Molopolole IV 190.
Mombas III 38, 78.
Mondgebirge III 190.
Mondland III 202.
Mongo Nyanga II 103.
Moniteur du Sénégal I 16.
Monrovia I 144. 146.
Monſunc III 86.
Mont aux Sources IV 216.
Monteil I 67.
Montſioa IV 191.
Monteverde V 150.
Mónuwa I 207.
Mordekai I 228.
Moresby V 33.
Morſil I 54.
Morghen I 54.
„Moriahn" I 161.
Mörka III 81, 82.
Morris V 42.
Morriſon V 42.
Mortlocks V 150.
Moſaſſo I 229.
Moſchee El-Barani III 83.
Moſchee Fachr-ed-Din III 84.
Moſchusböckchen III 56.
Moſelekatſe IV 199.
Moſenthal & Ko. IV 127.
Moskitos II 87.
Mosquillo ſ. Namo.
Moſſāmedes II 240 u. f.
Moſſel-Bai IV 120, 158.
Moſſumba I 229.
Motappan I 137.
Mother V 86 87.
Motu V 34, 65.
Mouſtié I 86.
„Möve" I 222.
Mowa II 145, 146.
Mpakambendi II 149, 168.
M'Pama II 166.
Mpangwe II 15.
Mphla III 207.
Mpile III 130.
M'pongara-Point II 1.
M'Pongwe II 19.
Mpungu II 71.
Mpungu an Dongo II 239.
Mpungwe II 15.
Mpwapwa II 118, III 131, 132.
Mringa, Berg, III 119.
Mrijcho III 179.
Mrogoro III 127.
Mruka III 119.
Mſara III 39, 172.
Mſchala III 209.
Mſene III 206.
Mſihi III 119.
Mſuata II 178, 186.
Mſuwa III 128.
Mtepe III 79.
Mteſa III 194, 195.
Mto wa Pemba III 123.
Mtowa III 207.
Mtumba III 208.
Mua Karanga III 123.
Muande* I 232.
Muanſa III 118.
Muaſagnombe III 119, 123.
Muaſi-Moja III 23.
Muata Jamwo II 211 u. f.
Muboma II 99.
Muene Putu Caſſongo II 214.
Mugere-Delta III 209.
Muhama III 200.
Muhaſa III 120, 123.
Muidjuba II 179.
Muimba I 219.
Muina III 174.
Muiniji Uſagara III 132.
Muiſcho III 174.
Mukadim III 40.
Mukamba III 210.
Mukanda II 58.
Mukdiſcha ſ. Makdiſchu.
Mukenge II 236.
Mukondokwa III 128, 131, 132.
Mukunda ma M'bu I 231.
Mukunzu III 210.
Muley ben Salim III 195.
Müller & Ko., Hendrik, I 143.
Müller, Sal., V 26.
Munday I 195 A 163.
Mundharmonikas I 215.
Mundi IV 172.
Mundu III 128.
Mungo I 211, 230.
Mungo ma Loba I 211.
Mungo Park I 78.
Muniemkn III 40.
Muninni III 16.
Munkamba II 212.
Münſter, Sebaſtian, I 207.
Mural-Bg. IV 216.
Murán ſ. Elmuran.
Murchiſon-Fall III 200.
Murgula I 78, 83.
Murrayburg IV 120.
Murſud III 88.
Murſuk I 70.
Muruadat III 187.
Muſchu V 48.
Muſije II 174.
Muſik der Papuas V 71.
Muskatnußbaum III 47.
Muſſinge* I 232.
Muſſirongo II 203.
Muſſuko II 209.
Muſſumba II 211.
„Mutter" II 140.
Mvomero III 129.
Mvuta Nſige III 199.
Mwana Mamba II 119.
Mwana Ntaba II 130.
Mwato Wandu II 150.
Mwato Zingé II 150.
Mwene III 131.
Mwhale III 127.
Myet-Inſ. V 92.
Mzita III 191.
Mzogera III 206.

Nachtigal I 222, III 103, IV 65.

Nadup V 123, 126.
Nagoschi II 31.
Nähmaschinen IV 222.
Naiwascha See III 187.
Nakanpemba II 123.
Nake I 230.
Nakuro III 187 A 60.
Nalous I 123, 126.
Nama IV 18 u. f., 150, 151.
Namalul V 150, 151.
Nama Sprache IV 16 u. f.
Namerik V 145.
Namo V 146.
Namurik V 144, 145.
Nango I 82.
Nangoro IV 68.
Nagoschi-Fall II 24.
Nangue-Nangue f. Mexias.
Nannatal V 156.
Napier IV 199.
Napoleon IV 174.
Narastande IV 48.
Nasamonen I 207 A 173, II 14.
Nasua III 36.
Natal IV 191 u. f.
Natiaga I 56.
Nautilusspitze IV 10.
Nazareth II 26.
Ncomi II 15, 19.
N'combi, Häuptling, II 38.
N'dambi Mbonga II 167.
Ndango Creek I 231.
Ndekreti V 206.
Ndera III 174.
Ndins I 150.
Ndlambe IV 107.
Ndokohi I 232.
Ndscheas Stadt I 232.
Ndschiri-Ebene III 160.
N'Dungule II 14.
Ndunga I 232.
Ndungu II 26.
Ndura III 174.
Negertruppen I 26.
Negritos V 2.
Nemisocco V 84.
Neu-Britannien V 83
Neu-Guinea V 15 u. f.
Neu- Irland V 91.
Neu-Guinea-Kompanie V 18.
Neu-Hannover V 93 u. f.
Neu-Mecklenburg V 91.
Neu-Pommern V 83 u. f.
Neue Republ. 228 u. f.
Neuruppiner Bilderbogen II 61.
Neutralitätserklärung des Kongostaates II 200.
Neven Dumont Fälle I 231.
New III 108, 109, 162.
„Newa" V 35.
New-Sierra-Leone I 195.
New-York-Herald-Ins. III 210.
Ngala II 186.
Ngaljema II 171.
N'gambey II 167.
N'Gambo II 49.
N'Gamforou II 167.
Ngami IV 71 u. f.
Nganschuno II 209.
Ngao III 167 A 52.
Ngarebút III 179.
N'Gatik V 151.
Ngán III 10.
Ngaua III 51.
Ngerea III 120.
Ngobo II 42.
N'Gongo I 230.
Ngotu II 176.
Ngoyo f. Angoy).
Ngwéla II 102.
Ngwignis I 22.
Nguru II 118 III 129, 138.
Nguruman III 158.
Niadi II 102, 175.
Niasu V 191.
Nialale Circa I 75.
Niambi II 95.
Njamle I 191.
Njangwe II 119, 212.
Njare II 34.
Nielsen Ins. V 53.
Niembuai II 25
Njemsi III 158.
Niemweveld-B., IV 160, 161.
Niger I 82, 86, 207.
Nigerdelta I 210.
Nigir I 207 A 174.
Nigritis I 207 A 174.
Niihau V 211, 212.
Njiro III 190.
„Nil von Makdischu" III 83.
Nilpferde III 58.
Nilquellen III 190 u. f
Ninigo-Gruppe V 95.
Nionsche-Clive II 31.
Nina V 192.
Ninatabu V 191.
Ninatobutabu V 192.
Nkula II 210.
Nkenda II 139.
Nkutu II 139.
No, See, III 190.
Nodsie I 178.
Noka-Sinku IV 159.
Nombe II 94.
Nomuka V 191.
Nongolä I 231.
Nordamerikanische Kolonisationsgesellschaft I 138.
Nordostmonsun III 86.
Nosob IV 159.
North East Point IV 2.
North Son V 86.
Norton-Ins. V 86.
Nossi-Bé III 235.
Novaes, Paolo Diaz de, II 216.
Npuku II 103.
Nsanda II 151.
Nsari II 105.
Nschasa II 139
Nshasa II 209.
Nsike II 106.
Ntamo II 139.
Ntombo-Mataka II 150.
Ntschuvira II 140.
Nugai V 123.
Nu-Garib IV 158.
Nugeiri III 119, 123.
Nukalofa V 191.
Nukunamu V 191.
Nukuor V 150, 151.
Nullahs III 200.
Nyadi II 175, 102.
Nyali II 102.
Nyanza II 102.
Nzabi II 144.

Oahu V 211.
Oba I 194.
Obbo III 198.
Ober-Guinea 129 u. f.
Ochsen, wilde, II 34.
Odia I 231.
Ofoué II 38.
Ofu V 167.
Oganga II 27 u. f.
Ogowehandel II 51.
Ogowequellen II 42. 48.
Oguburi I 210.
Okahandya IV 66.
Okanda, Fluß, II 24.
Okanovahona IV 50.
Okavango IV 71
Okombahe IV 66.
Okonda II 15.
Okota II 15.
Okozondye IV 66.
Old de Beers IV 135.
Oldenburgh V 41.
„Olga" I 228 A 199.
Olifant Berge IV 159.
Olifant-Rivier IV 159, 216.
Ollivier I 120.
Olosenga V 167.
Olympio I 195 A 163.
Omahu III 35.
Omburo IV 66.
Omonbonde IV 67.
Omuramba IV 50.
Onder-Bokkeveld IV 160.
Ondonmbo II 166.
Onjo II 238.
Ontschiko II 36.
Okiep IV 152.
Oondtshoorn IV 120.
Open-Bai V 84, 86
Orefonde I 55.
Oran I 70.
Orangen III 49.
Orango I 114.
Oranje IV 158.
Oranje-Freistaat IV 197 u. f.
O'Reilly IV 134.
Orldonio ebor III 184.
Oromed V 147.
Orongo, Dorf, II 24.
Orseilleflechte II 222, III 15.
Orungu II 15, 19.
Osaka II 42, 46.
Oscheba II 15.
Osi III 79, 98.
Osi, Fort, III 171.
Osseba II 15.
Ostkap V 46.
O'Swald I 210, III 27, 28, 67.
Oshebo II 38.
Oschekiani II 20.
Otdia V 146.
Otjombondé IV 70.
Otombi II 36.
Ottern II 70.
Outolu V 191.
Otyikango IV 66.
Otyimbingue IV 40.
Otyizewa IV 66.
Otyosazu IV 66.
Otyozondyupa IV 50.
Onbandji II 167.
Ondney I 207.
Outeniqua-Berge IV 159.
Ovalau V 206.
Ovampo IV 67 u. f.
Ovei V 80.
Ovenga-Ponga II 26.
Ovigi II 24.
Owen, Kapt., III 38.

„Packet" II 235
Padda-padda f. Parra-parra.
Padrão II 111.
Pago-Pago V 176.
Pahouins II 15.
Pakiabor I 106.
Palau V 150.
Palgrave IV 57 u. f.
Palladalla II 207.
Palmenkohl III 43.
Palmenwein III 43.
Palmkerne I 206, 215, 222 A 191.
Palmkörnerfabrik I 206.
Palmöl I 206, 215, 222, II 57.
Palmölgewinnung I 151.
Palmölhandel 151, 152.
Palo IV 107.
Pambire III 119, 123.
Panda IV 199.
Pangani III 118, 119, 154.
Panicumgras II 127.
Pannos II 58.
Panthenius I 223 A 195.
Papageien-Inseln II 2.
Papels I 110 u. f., II 182.
Papels, Leute, II 182.
Paps, the two, I 35.
Papua V 2 u. f.
Papua-Sprache V 2, 72.
Paradiesvögel V 78.
Pare III 149, 154, 155.
Pare-Gebirge III 154.
Parfait E 6.
Parfümerien I 195.
Páris-Ins. V 48.
Park, Mungo, I 207.
Parkani III 193.
Parker Bros. V 196.
Parra-parra-Fest I 226.
Parson Point V 43.
Paschen III 166.
Passa II 48, 166.
Pasz, Spence & Ko. IV 3.
Pata, Insel, III 75, 79, 170.
Pata, Stadt, III 79.
Paviane II 71.
„Peace" II 208.
Pearl IV 120, 121.
Pearson IV 172.
„peça" II 226.
Pechuel-Lösche II 174, 176, IV 66.
Pedro, Quadjo, I 190.
Pekvi I 176.
Pelikan Point IV 48.
Pemba III 75.
Penaud I 106.
Penguin-Insel IV 2, 9.
Peninsular Point V 92.
Pereira III 224.
Perrottet I 38.
Pescadores V 146.
Peters III 139.
Petersburg IV 124.
Petroleumhandel III 28.
Peules I 42.
Peulhs I 42 u. f.
Pfandsklaverei I 157.
Pfefferküste I 146.
Pfeil III 136, 147, 148.
Pfeilerfluß II 105.
Philippeville II 210.
Pholeys I 42.
Pic von Kadiaro III 159.
Pic Ugombo III 132.
Piédraz I 109.
Pietermaritzburg IV 191, 195.
Pieteresz V 23.
Pigen V 147
Piggen I 215.
Pikeniers Kloof IV 159.
Pilands-Bg. IV 216.
Pilgrims Rest IV 232.
Pinét-Laprade I 22, 26, 121.

Pinetown IV 132.
Piquetburg IV 120.
Piſania I 98.
Plakku I 192.
Plantagen III 3, V 171, 196, 208, in Uſagara III 142.
Playfair III 50.
Pleaſant-Riv. V 84.
Plettenberg IV 106
Plettenberg-Bai IV 158.
Plumpudding Island IV 2.
„Plymouth" II 209.
Pniel IV 135.
Pocok, E, II 116, 118.
Pocok, Fr, T 116, 146, 147.
Podor I 11, 54.
Poeſie der Tonganer V 195.
Pogge II 210, 212.
Pokeſon I 161.
Pokkomos III 167 A 52.
Polybius E 2.
Polyneſier V 7 u. f.
Pomona Island IV 2.
Pomone Point V 48.
Ponape V 150.
Ponde III 120, 123.
Pondo IV 106, 111.
Pondo-Landzunge V 88.
Pondomiſi IV 106.
Pongoes I 231.
Pongwé III 128.
Pongwe, Dorf, III 75, 76.
Ponta I 114.
Ponta da Lenha II 111.
Ponta Negra II 176.
Pool G., V 23.
Popelin III 104.
Popos III 51.
Port Durnford III 15.
Port Elizabeth IV 122 u f
Portendik I 104, 106.
Port Hunter V 123.
Port Lokkoh I 86.
Port Montague V 84.
Port Moresby V 124.
Porto-Novo I 204.
Porto-Seguro I 194.
Portugieſiſche Beſitzungen II 215 u. f.
„Portugieſiſch-Guinea" I 106.
Portugieſiſche Kolonialverwaltung in Weſt-Afrika I 107 u. f.
Port Webber V 84, 123.
Poſſeſſion Island IV 2.
Poſtſchiffe, engliſche, II 227 u. f.
Potgieter IV 199, 202 u. f.
Potſcheſſtroom IV 202 u. f.
Potsdam IV 124.
Potu I 24.
Poules I 42.
Pout I 24
Povó, Groß-, I 191.
Povó-, Klein, I 195.
Powell V 83, 86 u. f.
Powell-Fluß V 84.
Praslinhafen V 102.
Pregatte I 160.
Pretoria IV 238.
Pretorius IV 200 u. f, 235
Primo de Rivera I 232 A 204.
Prince Albert IV 120.
Prince Glaß II 2
Prince of Wales-Bai IV 47.
„Prinz Adalbert" III 166 A 50.
Prinz Heinrich-Hafen V 43, 54.
Pronis III 224.
Protet I 11.
Pulver I 95, 97, 195, 215, II 62, 219, III 28.
Punga II 103.
Python Sebae II 82.

Quadelen V 146.
Quadjovi I 190.
Quaku I 191.
Quango II 211, 239.
Quaqua I 150, 211, 231.
Quatreſages III 103
Queenstown IV 120.
Quixilles ſ Tſchina.

Rabbaï III 110.
Rabone Feez & Ko. V 202.
Rabu V 48.
Radama III 227, 230.
Raffray III 110.
Rainivuninahitrinioni III 227
Rakoto III 227.
Ralik V 126, 144 u f.
Ramboë II 2.
Ranavalo III 227, 230.
Rande II 103.
Raoul-Inſ V 86.
„Rapides" I 229.
Ras Gomänie III 15.
Ras Puna III 74.
Ras Schangani III 17.
Rasoaherina III 227.
Ratak V 126, 146.
Ratawul V 123.
„Rattleſnake" V 26.
Rauchen, Tabak-, IV 55.
Raule I 159 u. f.
Rebagni II 48.
Rebello de Aragão II 216.
Rebmann III 106, 107.
Regen IV 80.
Regenmacher III 111, IV 112.
Regidoren I 107.
Régis ainé & Ko. I 204, 182, 19[illegible].
Regis Fils & Ko. III 27.
Rehenneko III 131.
Rehoboth V 31, 32, 66.
Reichard, Ch. G., I 207.
Reis I 88, III 127, 234
Rembo Iwindo II 39.
Rembo-Ngunie II 27.
Remſcheider Ware I 195.
Renoki II 22, 52.
Republ., Neue, IV 228 u. f
Rete V 22.
Retief IV 199.
Révoil III 82, 84 u f.
Rhenoſterriver IV 206.
Rhinozerosvögel II 70.
Ribé III 110.
Richard Toll I 10, 51.
Richmond IV 120.
Rietberg IV 160.
Rigault III 224.
Rimsky V 146.
Rio Boutry I 155.
— Cachéo I 110.
— Caſamança ſ Caſamance.
— de Padrão II 105.
— del Rey I 229.
— Geba I 114.
— Grande I 116 u. f.
— Nunez I 123.
— Pongo I 121, 126, 128.
Riponfälle III 196.
Riversdale IV 120.
Roaſtbeef-Island IV 2.
Robben-Island (Div.) IV 120.
Robert-Hafen IV 9.
Robertſon IV 120.
Robertſon & Hernsheim V 123, 144.
Roger III 104.
Rogeween V 24.
Roggeveld-Bg. IV 160, 161.
Roghé III 139.
Rogozinski I 229, 230.
roi soleil II 52 u. f.
Rojes, John, III 27.
Rokelle I 137.
Romaekers III 104.
Rondebosch IV 121.
Ronga III 158
Rongelap V 146.
Rongerik V 146.
Rönne IV 127.
Ronquillo V 22.
Roode-Berge IV 160.
Roodezand-Kloof IV 159.
Rook-Island V 79, 86.
Rorkes Drift IV 171.
Rosako II 118, III 127.
Roſenberg V 31.
Rothals III 51.
Rotombo I 86.
Roudaire I 70 A 60.
„Roum" I 87.
Row wa ſ. Low-wa.
Roy I 139.
„Royal" II 178.
Ruaha III 134.
Ruanda III 210.
Rubunga II 136.
Rubuti III 129.
Ruder-Regatta I 226.
Rudewa III 128, 131.
Rudolſtadt II 210.
Ruſidſchi III 74, 136.
Ruſu III 127, 128.
Rug V 150.
Ruge & Ko V 169, 198.
Ruhinga III 210.
Ruiki II 123.
Rukukuru Point V 92.
Rum I 128, 143, 152, 195, II 62, 215, 219, III 28.
Rumanika III 192, 194.
Rumuma III 134, 200.
Runcie V 34.
Ruſt IV 63.
Ruterwul V 87.

Saavedra V 22.
Sabaki III 172.
Sabuciré I 41.
Saccondé I 152.
Sa de Bandeira I 107, A 91.
Sadenga III 154.
Sadi ben Ahedi III 108, 186.
Sagopalme III 46.
Sahara-Bahn I 63 u. f.
Sahara-Meer I 70, A 60.
Sahl V 202 u. f.
Sahl Huk V 47.
Sainſon-Inſ V 50.
Saint Joſeph I 8, 9
Saint Joſeph, Fort, I 66.
Saint-Luce III 224.
Saint-Louis I 3, 14, 15.
Saint-Pierre I 8, 9.
Sakamerakru I 66.
Sakarau I 88.
Saker I 229.
Sakkade-Kopé I 195.
Sakumo I 175.
Salaga I 201.
Saldanha Bai IV 158.
Saldanha da Gama II 216.
Salde I 54.
Salem III 39.
Salima III 65.
Saluafata V 178
Salum I 22.
Salz II 219.
Samba I 75.
Samba ampungo II 27, A 24.
Samba-Fälle II 26.
Sambala I 19, 40, 66.
Samba Uri I 74.
Sambi impi II 27, A 24.
Samboja III 16, 154.
Samoa V 167 u. f.
„Samoa" V 16, 43 u f.
Samoa-Huk V.
San IV 74.
Sandſloh II 87.
Sandwich Harbour IV 47.
Sandwich-Inſ. V 211 u. f.
Sanga II 227.
Sangara I 23.
Sangariſluß I 128.
Sankuru II 137.
San Nicolao II 240.
San Paulo de Loanda II 226 u. f.
San Salvador II 107 u. f., 208.
San Sebaſtian Bai 158.
Sanſibar, Geſch. von, III 35 u. f.
Sanſibarneger III 60 u. f.
Sanſibar, Stadt, III 17 u. f.
Sanſibar, Sultanat, III 1 u. f.
Sapa Point V 48.
Saraouli ſ. Soninke.
Sarawouli ſ. Soninke
Sareſem I 128.
Sarracolais ſ. Soninke.
Sarracoulis ſ. Soninke.
Sarrokolets ſ. Soninke.
Savanen II 75.
Savanenbrand II 86.
Sawaii V 167.
Saybobés I 56.
Scarcias I 126.
Schafwolle IV 150.
Schamba III 22, 80.
Schangani III 17, 18.
Schattenvogel I 2 3.
Scheih Mahammadi III 170.
Schelungu III 119.
Scheppmannsdorf IV 66.
Scheri III 80, 98.
Schiel IV 176 u. f.
Schiffahrtsakte ſ. Kongo und Niger II 195.
Schimbagebirge III 110.
Schimdoe III 119.
Schingani III 83, 87.
Schira III 159.
Schlangen II 70.
Schlangenfluß I 155.
Schlangenkultus I 203.
Schmalz, Oberſt I 10.
Schmelen IV 31.
Schmiede I 99, 101, II 120, V 59.
Schnalzlaute IV 17.
Schneeberge IV 160.
Schnittler I 162.
Schnupftabak I 225.
Schole III 74.
Schouten V 22, 82, 94.
Schouten-Inſeln V 22, 51.
Schopfadler I 213.
Schoſchong IV 185, 190.
Schreckliche Paß III 134.

Schröder IV 32.
Schule der Geiseln I 15.
Schulen, deutsche, im Kapland IV 126, in Intah-Dschalon I 122, auf Hawaii V 222, portugiesische I 108, in Senegambien I 15.
Schulze, E., II 36.
Schulze, Leutn., II 212.
Schumhoff & Gutthery IV 127.
Schuschi IV 190.
Schütt II 211.
Schutzbrief der brandenburgisch-afrikanischen Gesellschaft I 160, der Neu-Guinea-Kompanie V 18, der ostafrikanischen Gesellschaft III 138.
Schutzerklärungen, in Kamerun I 222, in Lüderitzland IV 6, 8, in der Südsee V 17, in Togó I 198 u. f.
Schwarzberg IV 14.
Schwarze Fluß s. Basing.
Scilly-Ins. V 88.
Sea-Point IV 91.
Seal Island IV 2, 10.
Sebeku I 74.
Sebuke III 118.
Sechstrohfluß V 50.
Sedhiou I 106, 107.
See der Wasserfälle III 190.
Seefahrten der Südseeinsulaner V 128 u. f.
Seehunds-Insel IV 10.
Sef III 36.
Sega I 73.
Segala I 74.
Segelkarten V 128 u. f.
Segu I 79.
Seife I 143, II 229.
Sekukuni IV 236.
self planted I 95.
Senegal I 2.
Senegalbahn I 67, 71, 82 u. f.
Senegambien I 1 u. f.
Sengi II 210.
Sensa s. Bengo.
Senzanyakonas IV 163.
Serères Nones I 30.
— Sines I 30.
Serinafara I 78.
Serra Complida II 48.
Serval II 23.
Serwal III 51.
Sesam I 126, II 239, III 50.
Seschele IV 230.
Setif I 69.
Setscheli IV 191.
Sewa* I 194.
Seyd Bargasch III 34, 41, 42.
Seyd Medschid III 39.
Seyd Said III 38.
Seyd Suëni III 39.
Shark Island IV 2.
Shearwater-Bucht IV 9.
Shepherd IV 57.
Shepstone IV 237.
Sherboro I 135.
Sidschi III 119, 123.
„Sieben Inseln" V 151.
Sierra Leone I 130 u. f.
Sile-Eliva II 31.
Sillanabé I 54.
Siloquana Bg. IV 216.
Simba wa Muene III 121.
Simba, Sultan, III 171, 172.
Simbamwenni III 126, 127.
simbū s. Moskitos.
Simonstown IV 121.
Simpalafe s. Büffel.
Sims II 207.
Sin I 22.
Sinda-Inseln III 74.
Singa-Distrikt II 171.
Singa Tola V 206.
Singeh II 118.
Singos III 190.
Sinon I 144.
Siramala I 79.
Sir Lowry-Paß IV 159.
Sitaba I 109.
Siu III 79.
Siwa Ariangulo III 150.
Siwi III 79.
Sklavenemanzipation II 233.
Sklavenhandel I 62 u. f. 183, III 2.
Sklaventransport I 62, 63.
Sklaverei in Ost-Afrika III 2 u. f, b. d. Peulhs I 47, in Senegambien u. i. Sudan I 59 u. f.
Skorpione II 87.
Slagters Nek IV 198.
Smaus IV 98.
Smit IV 234, 238.
Smith IV 201, 224
Smith Mackenzie & Ko. III 27.
Sobat III 196.
Sobo I 231.
Société française d'Afrique équatoriale I 210.
Sofphonie I 160.
Sogonoi III 159.
Soholo I 195.
Sokos II 122.
Sokoto I 69, 208.
Soleillet I 67.
Soliman ben Ali III 38.
Solinger Ware I 128, 195.
Solinta I 75.
Somali III 80. u. f..
Somerset IV 120.
Songo, „Graf" von, II 106.
Sonho s. Songo.
Sonjo III 184.
Soninke I 56 u. f.
„Sophie" I 198.
Sopo I 229.
Sor I 6.
Sorin I 67.
Sorghum II 239.
Sorokotscho II 24.
Sory I 119.
Sotoan-Ins. V 150.
Souga IV 73.
Sougoubouly I 126.
Sougourougou I 109.
Sougrigou I 109.
Souna I 107.
Souria I 119.
Sousous I 123, 126, 128.
South African Coal and Iron Comp. IV 145.
South Son V 86.
„Souverän des Kongostaates" II 202.
Sowalolo V 169.
Soyaux II 210.
Spacious-Bai V 84.
Speke III 190 u. f.
Spencer Bai IV 47.
Spirituosen I 95, 97.
Spreckels V 222.
Squally-Ins. V 95.
Stabträger I 190, 192.
Stanley III 208 u. f.
Stanley, Owen, V 26.
Stanley Fälle II 130 u f., 184.
Stanley Niadi II 210.
Stanley Pool II 139.
Stanleys Reise II 115 u. f.
St. Anthony I 153.
Steenboom V 25.
Steffensstraße V 124.
Steinbauten der Karolinier V 156 u. f.
Steinberger V 176.
Steinschloßgewehre II 62, 219.
Stellaland IV 190.
Stellenbosch IV 120, 121.
Stéphanieville II 210.
„Stern von Süd-Afrika" IV 134.
St. Georgs Bai V 82.
St. Georgs Kanal V 83, 84.
St. Helena-Bai IV 158.
St. Jan V 95.
Stinkfrucht III 48.
St. Johnsfluß IV 119, 159.
St. Johns Territorium IV 119.
St. Joseph III 72.
St. Isabel I 232.
St. Lucia-Bai IV 226. u. f.
St. Marie III 226.
St. Marys Bathurst I 94, 98
Stobual V 147.
Stockenstrom IV 120.
Stone V 34.
Storm-Bg. IV 216.
Storms III 104.
„Stosch" III 166 A 50.
St. Pauls-Fluß I 143.
Strauch II 159.
Straußenzucht IV 151, 152.
Streichhölzer III 28.
Strong-Ins. V 151.
Struis-Bai IV 158.
Stuart II 56.
Stubenrauch I 198.
Suaheli III
Suarez III 224.
Subaki III 174.
Südseedampfer V 230.
Südwestmonsun III 86.
Suk Berge III 188.
Sukumiako II 102.
Sulimah I 136.
Sultan ben Murdschid III 37.
Sultahn ben Sef III 36.
Sulu IV 106, 162 u. f.
Sulun I 75.
Sulu-Reserve IV 120.
Sulymah and Sherboro Trading Co Limited I 135.
Suma I 79.
Sumbuja I 128.
Suna III 195.
Suwarora III 192.
Swanzy, F. & A., I 201, 204.
Swasi IV 106.
Sweetwater I 167.
Swellendamm IV 120 u. f.
Swellendamm-Berge IV 159.
Symmambaia III 99.

Tabak I 195, II 62, IV 55.
Tadirer I 109.
Tafahi V 192.
Taselbg. IV 90, 160.
Tahiti* I 194.
Tahiti V 226.
Taimara I 162.
Taka V 147.
Takaungu III 174
Talbai I 30.
Tali II 94.
Taliah I 136
„Talisman" E 6.
Tamatave III 235.
Tamotta III 12*.
Tamu Wiku III 170.
Tana III 79, 98, 176 u. f.
Tana-Ost-Kanal III 174.
Tanganjika-See III 200, 206 u. f
Tänze der Marshaller V 138 u. f., der Papuas V 70.
Taongi V 147.
Tapioka II 223.
Tappenbeck II 212.
Taria Topau III 28.
Tarkily-Bai V 84.
Tarrangole III 198.
Tasili-Plateau I 69.
Tasman V 23, 82.
Tassespiel III 82.
Tata I 65.
Tätowierung III 112, 133, V 55.
Tau V 167.
Taui V 94.
Tautain I 74.
Taviuni V 206.
Taweta III 152
Tebot s. Jabwat.
Teisman V 31.
Teita 150, 151.
Telegraphen IV 156.
Telut s. Dschalut.
Temassinin I 69.
Tembe III 132.
Tembi I 86
Tembu IV 106, 110.
Temo s. Jemo.
Tengrela I 87.
Termiten I 175 A 153.
Termitenbauten II 87.
Teufelsberg IV 90.
Teufelsberge I 128.
Teufelsschlucht III 134.
Te Uri I 128.
Thaba Bosigo IV 182.
Thakombau V 199.
Theourakh I 30.
Thiamo I 74.
Thiès I 24.
Thomasz V 23.
Thompson I 230.
Thomson III 149 u. f., 187.
Tiappys I 123, 124.
Tiédos I 24.
Tierhandel II 70.
Tigerfels IV 10.
Tiger-Ins. V 95.
Timaluis II 102.
Timbi-Medina I 119 A 98.
Timbi-Tounni I 119 A 98.
Timbo I 119.
Timmene-Land I 137.
Timpe IV 11.
Tioffy I 54.
Tioge IV 71.
Tipoja II 98 A 61.
Tipputib II 119, 127.
Tivoli-Brauerei IV 149.
Tobadi V 51.
Toberran V 102.
Toberrankahn V 114.
Tochtgänger IV 98.
Todegereapu I 191.
Tofua V 191.
Togóland I 192 u. f.
Togó-See I 194.
Togó, Stadt, I 194.

Tokonta I 78.
Toku V 191.
Tollogo III 196.
Tomczek I 230, 231.
Tonga-Inſ. V 190 u. f.
Tongatabu V 191.
Tongue-Point V 84.
Töpferei I 111.
Topnaars IV 48, 66.
Tordeſilhas II 214.
Toro I 54.
Tor Pulo V 95.
Torre, de la, V 22.
Torres V 22.
Torricelli-Geb. V 49.
Torua V 147.
Totenopfer I 224.
Toucouleurs I 51 u f.
Tozer III 70.
Traders IV 115 u f.
Traitors-Bai V 43.
Transkeigebiete IV 120
Transvaal IV 215 u. f.
Trarſas I 6, 7, 10, 11.
Trauungszeremonien in Neu-Guinea V 69, in Samoa V 185.
Traverſey V 147.
Treckbauern IV 95, 214.
Treiberameiſen II 79.
Tripolis I 70.
Triſtao-Inſel I 114.
Trommelſprache I 227.
Tſetſe IV 233.
Tſiaſajavona III 231.
Tſoachaub IV 47, 49.
Tſchaka IV 163.
Tſchami II 94.
Tſchara III 174.
Tſcheandoah II 131.
Tſchikenyeſſe II 102.
Tſchikoſſu II 102.
Tſchina II 66.
Tſchingonga-Glocke II 94.
Tſchingongo II 91.
Tſchintetſche II 102.
Tſchintſchotſcho II 73, 98.
Tſchiſtämme I 175.
Tſchitſchagoff V 147.
Tſchiyaka II 103
Tſchumbiri II 138, 179.
Tuabo I 64.
Tuſa V 146.
Tugela IV 171, 191.
Tuggurt I 69.
Tukula-Farbholz II 103.
Tula, Fluß, III 80.
— Stadt, III 80
Tulbagh IV 120, 121.
Tunka I 56.
Tunobis IV 69.
Tupa I 151.
Tupinier-Inſ. V 86.
Tupua V 176.
Turella I 82.
Turkan III 190.
Turner-Halbinſel I 136.
Turile-Inſ. 89.
Tutuila V 167.
Tutuilo V 176.
Twende-Bg IV 216.
Two Peak Mountain V 86.
Tzaka ſ. Tſchaka.

Ualan V 151.
Ubingi II 187.
Uchutu III 136.
Udigne IV 104.
Udſchidſchi III 200, 210 u. f.
Udoë III 130.
Uëlle II 43.
Uganda II 118, III 195.
Ugogo III 134, 200 u. f.
Ugowe III 203.
Ugururnga III 150.
Uhehe III 134, 135.
Ujae V 146.
Ujamilai V 146.
Ujanſi II 178.
Uli Ganis IV 66.
Uliha V 191.
Ujilong V 144.
Uimbu III 107.
Ukambani III 107.
Ukami III 130.
Ukerewe II 118.
Ukerewe-Bahn III 32
Ukongeh II 126.
Ukonogo III 208.
Ukuni III 191.
Ukwera III 127.
Ukwimba III 191.
Ulagalla III 130.
Ulitſi V 150.
Uln V 92.
Umba III 123.
Umbete II 48.
Umbila IV 168.
Umgani IV 159.
Umkomazi IV 159,
Umpanda 166.
Umſikulu IV 191.
Umſinda II 94.
Umtanſuna IV 191.
Umtata IV 159.
Umvoloſi IV 226.
Umzikulu IV 159.
Umzimvubo IV 159.
Unamula V 88.
Underhill II 207.
Unni V 48.
Ungerengeri III 126, 127, 128.
Uniamweſi III 190, 202.
Unianjembe III 202.
Unioro III 196.
United African Company I 210.
Univerſities Miſſion III 70.
Unter-Krim I 130, 136.
Unya-M'ſingé II 127.
Upolu V 167 u. f.
Upoto II 186.
Upper River I 210.
Uranga II 183.
Urangi II 136.
Uregga II 119.
Urindi II 129.
Urondogani III 196.
Urongo III 128.
Uruguru-Gebirge III 127, 132.
Urundi III 209, 210.
Uſaſa III 135.
Uſagara III 131, 142 u. f.
Uſagara Gebirge III 131.
Uſagara-Haus III 178 A 58.
Uſagozi III 206.
Uſako Ngongo II 126.
Uſambala III 123.
Uſambara III 118 u. f.
Uſaramo III 129.
Uſchinſi III 123.
Uſegua III 126 u. f.
Uſekhe III 201.
Uſipebu IV 175 u. f.
Uſui III 192.
Uſwayanga-Gebirge III 132.
Utakama III 208.
Utanaten V 58.
Utinde III 119.
Utirik V 147.
Utuan V 92.
Utugela IV 150.
Uvinza III 206.
Uvira III 210.
Uys IV 199.
Uzinza III 192.

Vaal IV 158.
Vacovia III 190.
Vaiſigágo V 169.
Vakaria I 124.
Valière 39.
Vallière I 74.
Vallon I 203.
Vampyre III 51.
van de Velde II 177.
Van Gèle II 186.
Vanua Levu V 206.
Vasco de Gama III 106, IV 95.
„Vater" II 140.
Vatu Lele V 206.
Vavarra IV 72.
Venus Point V 47, 51.
Verdier I 152.
Verminck I 86.
Vertrag zw. Deutſchland und England wegen der Guineaküſte I 229, d. deutſch-oſtafr. u. Wito-Geſellſchaft III 178, d. Internationalen Geſellſch. mit Deutſchland II 199, A 79, derſ. mit Frankreich u. Portugal II 198, mit Maſungu Biniani III 137, mit Mandara III 163 u. f., mit Manipambo II 210, A 87, zw. Portugal u. England II 190, mit Samoa V 178, mit Tonga V 196.
Verzamel-Bg. IV 216.
Veſſy-Inſ. V 86.
Victor Emanuel-Gebirge V 35.
Victoria Weſt IV 120.
Viehzucht in Uſagara III 144.
Vietor Söhne I 182, 195, 201.
Viktoria I 228.
Viktoria-Nil III 198.
Village Island V 43.
Vinck V 23.
Vintain I 98.
Vinya Dſchara II 129.
Visſcher V 23.
Viti-Levu V 206.
Vivi II 159 u. f.
Vogelinſel V 147.
Vogel-Kiep IV 160.
Vogelſang IV 11 u. f.
Vogelſcheuchen I 65.
Vollmer IV 31.
Volta I 154.
Vos V 23.
Voß I 161.
Vries V 23.
Vulkane in Neu-Pommern V 51, 86.
Vulkan-Inſ. V 46, 51.

Waaruſcha III 155.
Waboni III 172, 174.
Wabuma II 203.
Wachutu III 135.
Wadaiſcho IV 186.
Wadan III 88.
Wadigo III 110.
Wadoë III 127, 130.
Waduruma III 150.
Waganda III 195.
Wagogo III 202.
Wahehe III 134, 135.
Wahika II 126.
Waialeale V 211.
Wai Levu V 206.
Wailuku V 214.
Waimea V 211.
Waïngreſe III 118.
Wakamba III 120.
Wakami III 130, 131.
Wake V 147.
Wakefield III 186.
Wakikuju III 186.
Wakimbu III 202.
Wakuavi III 155 u. f.
Wakwenni III 127.
Wakwere III 127, 128.
Waldau I 229, A 200.
Walfiſch-Bai IV 47, 48, 57 u. f
Walfishbay copper mining Company IV 39.
Walker II 25, 36.
Walker-Bai IV 158.
Walo I 12.
Wamaeru III 186.
Wamanda III 191.
Wambundu II 171.
Wami II 118, III 127, 128, 131.
Wana Rukura II 134.
Wana Rukani II 184.
Wandeiwa II 134.
Wanderratte III 55.
Wandondi III 135.
Wandorobbo III 184 u. f.
Wane-Kirumbu II 120.
Wanga III 75, 76.
Wa-Ngura III 129.
Wangwana III 20 u. f.
Waniamweſi III 202.
Wanika III 110 u. f., 149.
Wanioro III 196.
Wanſon-Fälle II 150.
Wapare III 154, 155.
Wapata III 79.
Wapokomo III 172 u. f.
Wapuna III 118.
Waregga II 120.
Wargla I 69.
Wari I 210.
Warimi II 118.
Warmbad IV 31.
Warori III 135.
Wartburg IV 124.
Waruguru III 127.
Warnvu III 154.
Waſagara III 131, 133.
Waſambara III 122.
Waſaramo III 129.
Waſchimba III 110.
Waſchinſi III 123, 154.
Waſchinſi-Land III 119.
Waſegedſchu III 119.
Waſegeju III 184.
Waſegua III 154.
Waſoga III 196.
Waſongora Meno II 127.
Waſſánie III 172, 174.
Waſſerfrage in Angra Pequena IV 35 u. f.
Waſſermangel IV 214.
Waſſin III 76
Wassou Mining Cy. Limited I 159.
Waſſulu I 88.
Maſumbwa III 206.
Waſungu III 65.

Walamakorn III 126.
Walaweta III 152.
Waleita III 150, 151.
Water-Bg. IV 50, 216.
Wathen II 208.
Wátua III 172, 174.
Watuland III 209.
Waliwa-Zwerge II 127.
Wauthier III 103.
Wavingu II 122.
Wawau V 191.
Waya I 176.
Webber-Hafen V 88.
Weber IV 31.
Webervögel II 36, III 50.
Webi III 83, 95, 96.
Weenen IV 166.
Wegbe I 176.
„Weiber" II 62.
Weida I 203, 204.
Weinpalme I 35.
Weiß, Prem.-Leutn., III 162.
Weiße Fluß s. Bachoy).
Wenya II 122, 123, 134.
Wesleyanische Mission I 96, 135, V 126.
West-African Goldfields Cy. Limited I 159.
West-African Navigation Company I 144.
Weſt-Griqualand IV 120.
Wetterhafen V 151.
Wettkämpfe I 226.
Welwitschia mirabilis II 240.
Whinde III 128.
Widmer & Gebr. III 27.
Wijnberg IV 121.
Willaumez-Inſ. V 86.
Willem Chriſtian IV 3.
Wilſon I 195. A 163, 198.
Windermere, der kleine, III 194.
Windhuk IV 32.
Windige Paß III 134.
Windwards V 211.
Winterberge IV 160.
Winterberg, Gr., IV 160.
Winterhoek IV 159.
Wirbolo III 34.
Wiſir III 170.
Wißmann II 212.
Witbooi IV 63.
Witſontein Bg. IV 216.
Wito III 170 u. f.
— -Inſeln III 79.
— -Konſortium III 170.
Witte-Berge IV 159.
Wo I 194.
Woche V 147.
Wo-Lagune I 195.
Wölber & Brohm I 182, 195, 201.
Wolff II 212.
Wollbaum I 210, II 78, 222.
Wolldecken IV 222.
Woloffs I 30.
Wood IV 238.
Worceſter IV 120, 121.
Wörmann I 143, 215, 231, II 6 u. f., 206.
Wotto V 146.
Wray III 151.
Wubuſchi III 15, 16, 90, 98.
Wulanga V 206.
Wuri I 211.

Yabiang I 231.
Yahon I 151.
Yani I 98.
Yankowe II 187.
Yap V 150, 153 u. f.
Yates & Porterfield I 143.
Yaya I 191.
Yola I 208.
Yule V 26.
Yule-Inſel V 33 u. f.
Yumba II 102.

Zaire II 105.
Zaire-See II 106.
Zahnküſte I 150 u. f.
Zauberer III 127, 179.
Zebus III 100.
Zeder I 110.
Zedler I 207.
Zeguichor I 106, 107.
Zeichenſprache III 26.
Zembre-See II 106.
Zenga ſ. Bengo.
Zimmtland III 190.
Zinga Fälle II 146.
Zippelius V 26.
Zöller I 229 u. f.
Zollhaus in Sanſibar III 18.
Zonday River IV 159.
Zonve III 134.
Zout Kloof IV 159.
Zoutpansberg IV 202 u. f.
Zoutpans-Berge IV 216.
Zucker, deutſcher, III 28.
Zuckerrohr II 223, III 49, 122, 234.
Zungomero III 200.
Zuur-Berge IV 159, 160.
Zwagershoek IV 160.
Zwarte-Berge IV 159.
Zwartbooi IV 62.
Zwartruggens IV 160.
Zweifel I 86.
Zwergantilopen II 70.
Zwergpalme II 113.
Zwergvölker II 12 u. f.

Druck von Greßner & Schramm in Leipzig.

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

JV
246
R6
Bd.5
cop.2

Roskoschny, Hermann
Europas Kolonien

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 12 05 16 05 009 4